Schriften

Peter Rosegger



LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Das
Buch der Novellen.

Von

Peter Rosegger.

Zweiter Band.

Neunzehnte Auflage.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1908.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Der Höllbart.

Im oberen Thale der Enns, wo an den felsigen Hängen des Grimming die alte Heeresstraße vorüberzieht, steht auf einem grauen tannenumragten Anger unter dem Gewände das Bild des gekreuzigten Jesus.

Hoch auf ragt der roth angestrichene Holzpfahl, und das Antlitz des Gekreuzigten ist halb erschlossenen Auges empor zu dem kahlen Gewände gerichtet. Die Steine mögen erweichen, da der Menschen Herzen, zu Stein geworden, einander in Haß und Wuth gegenüberstehen, sich martern und morden. Ein wilder Krieg des Gekreuzigten wegen ist ausgebrochen. Die Gemüther brennen, wahnwitziger Religionskampf wüthet in dem sonst so friedlichen Volke der Alpen.

Zu den Füßen des Gekreuzigten war vielleicht gestern noch das Marienbild mit den sieben Schwertern in der Brust gestanden; heute lag es zertrümmert am Hange. Mitten in dieser Zeit der begeisterten Marienminne hatte sich eine tolle Hand nach dem geweihten Bildnisse ausgestreckt — da war das Unerhörte geschehen. Alle Ordnung war aus Rand und Band, und die Empörung wogte durch die waldschattigen Thäler.

Warum, wenn solche Gräuel geschehen an Mariens heiligem Bildniß, warum stürzen die Berge nicht ein? Warum schmelzen die Gletscher nicht vor Gottes Zorn? Grimming, du grimmiger Berg mit deinem erhabenen schneeweißen Haupte, wie kannst du so still und sonnig lächeln im Abendfrieden? Warum speiest du nicht deine finsteren Nebel aus, daß sie die Klarheit des tiefblauen Himmels bedecken und mit Blitz und Hagel niederfahren auf die gottverlassene Welt, die in diesen unglückseligen Tagen Schaaren von Ketzern geboren hat?

O siehe das uralte heilige Bildniß der Gottesmutter Maria, das am Fuße deiner Felsen seit Jahrhunderten brünstig verehrt, mit Kränzen geschmückt, mit Thränen begossen worden, das hat eine frevelnde Hand vom Kreuzesstamm gerissen, zerschlagen, in den Abgrund geschleudert! —

So wurde geklagt und gebetet bei den kirchlichen Umgängen im Thale. Aber der Grimming, der muß einen wunderlichen Glauben haben, der feiert zu dieser Abendstunde den wilden Aufstand und die Zerstörung der Bildsäule durch ein schönes Alpenglühen. Und an seinen Riffen hüpfen lustige Gemsen; die sind froh, daß die neuen, gar gefährlichen Schußwaffen der Menschen zu dieser Zeit nur gegen Menschen gerichtet sind.

Am Fuße des Kreuzbildes liegt ein breiter Stein, die Kniee der Andächtigen haben Mulden in denselben gedrückt.

Die Heeresstraße ist heute still und völlig verlassen. Der Dietrichsteiner hält die salzburgischen Päße besetzt. Die Haufen des Volkes haben sich gen Schladming gezogen. Nur ein einziger Mann wandelt langsam, schier gebeugt die Straße heran. Er trägt einen langen weiten Mantel aus Lodentuch, seine Füße treten unsicher auf den Schuttsand — sie scheinen wund zu sein. Der Mann stützt sich auf einen

Pilgerstab und trägt einen grauen Hut mit breiter, niederhängender Krempe. Auf seinen Rücken hat er ein Bündel geschnallt; ich halte, da drin liegt ein hartgebacken Stück Brot, und ein Thonkrüglein, um an kühlen Quellen zu trinken. Mag ein Pilgersmann sein, der aus fernem Lande kommt und zur Gnadenmutter wallt gen Zell. Wohl dürfte er ganz so alt und hinfällig nicht sein, als das mühselige Wandern ihn erscheinen läßt, denn die Locken, die unter dem großen Hute hervorwallen, sind dicht und dunkelbraun, und der zarte Bart um Kinn und Lippen ist durch das Scheermesser so oft noch nicht beschnitten worden. Wohl ist das Antlitz ein wenig blaß, aber die Augen blicken hell und entschlossen. Die Hand, die den Stab hält, mag von innen wohl Schwielen haben; von außen ist sie glatt und runzellos, nur gebräunt von der Sonne.

Als dieser Mann nun zum Kreuze kam, stand er still und blickte träumerisch empor zu seines Erlösers Bild. Als hierauf der Blick auf die zertrümmerte Statue fiel, da betrübten sich seine Züge.

Jetzt ließ er sich nieder auf den Rasen am Fuße des Kreuzes, athmete hoch auf und stützte sein Haupt auf die Hand. Tiefernst, traurig saß er da, als hätte er nachzusinnen über schwere Tage der Drangsal. — Oben auf dem linken Arm des Kreuzes saß ein kleiner Vogel, ein Zaunkönig, der pickte wohl ein Insect aus der Spalte des Holzes. Der Mann hob rasch seinen Kopf empor — ihm war, als habe da oben von Christi angehefteter Hand ein Finger geklopft an das Kreuzholz.

Bald darauf wurde die abendliche Stille auf eine andere Weise unterbrochen. Ein Esel trabte gemächlich heran und auf dem Esel saß ein Mönchlein mit einer Blechbüchse. Bei jedem Schritte des Thieres rasselte es in der Büchse.

Kaum sah der Mönch den Wanderer, so rief er ihm zu: „Euch komme der Segen des Herrn, Ihr seid ein frommer Mann, Ihr gebt gerne einen Heller für den heiligen Vater!“

Da blickte der Wanderer auf und sagte: „Geht Eueres Weges. Bin selber ein Bettelmann.“ Dann wollte er sein Haupt wieder senken zur Rast auf die Hand. Aber das Mönchlein ließ ihm keine Ruhe. „Ho, ho,“ lachte es, „die Witwe im Evangelio ist ein Bettelweib gewesen und hat doch einen Pfennig gegeben. Eueren Pilgerstab, den seh' ich wohl; Ihr seid auf Wallfahrtswegen und gedenkt demüthigen Sinnes Sündenvergebung oder eine sonstige Gnad' von Gott zu erbitten. Ihr seid müd' und matt und Euere Füße thun Euch weh. Wär's nicht verständiger, in dieser bösen Zeit die weite Wander zu unterlassen, Euch aber dafür der göttlichen Gnadenmittel des Ablasses theilhaftig zu machen? Menschenbruder, ich seh' ein Leid auf Euerem Angesichte; etwa drückt Euch eine schwere Schuld, oder Ihr gedenkt eines lieben Blutsverwandten Seele, die in Fegfeuersgluth muß schmachten. Gottes Gnadenborn ist offen. Zu seiner Ehr', zum Heile der Christenheit und zum Lobe des heiligen Petrus wird in Rom ein herrlich Gotteshaus gebaut, und selig Jeder, der nach gutem Wollen und Können einen Stein dazu beiträgt.“

Der Mönch hob seine Büchse und schellte und sein Gesichtchen war geröthet und strahlte, und der Esel zog die Ohren nieder, als hätte er des Rasselns nun endlich einmal genug.

Plötzlich verstummte das Schellen und auf den Straßensand gekollert wäre die Büchse, wenn sie nicht durch eine rothe Schnur am Mönchlein befestigt gewesen.

„Heilige Veronika!“ stotterte dieses mit verdrehten Augen. „Jetzt sind sie auch da schon gewesen!“ Dann gegen den

Pilgersmann gewendet: „Und Du menschgewordene Trägheit kannst dasitzen und willst die Schmach verschlafen auf der Stätte der Schandthat! Bist Du mit Blindheit geschlagen? Siehst Du denn nicht, die ganze schmerzhafte Mutter ist zertrümmert in tausend Scherben! Wahrlich, wahrlich, die Zeit ist erfüllt, losgekettet ist der Drache. Wer auf dem Felde ist, der kehre nicht zurück, und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, denn siehe, die Sterne fallen vom Himmel und der Richter wird erscheinen in den Wolken. Ach, Fremdling, weine mit mir, da die schrecklichen Tage sind gekommen, und gieb einen Pfennig."

So sprach der Alte mit gebrochener Stimme und hielt die Büchse vom Esel herunter.

Aber der Pilgersmann weinte nicht und gab auch keinen Pfennig. Darüber wurde das eben noch in tiefer Schwermuth schwebende Mönchlein schier erbittert. Es wischte sich mit dem weiten Aermel die Thränen und that bei dieser Gelegenheit auch seiner Nase ein Gutes. Dann aber richtete es sich auf und sagte: „Etwan seid Ihr selber ein Ketzer und habt das Bildniß zerstört!"

Da antwortete der Pilgersmann: „Ich lege nicht mein Herz an ein Bildniß und auch nicht meine Hand. Ich bete Gott im Geiste an, denn sein ist die Macht und die Herrlichkeit."

„Richtig," rief der Mönch, „so hat auch der Ketzerhauptmann Luther gesprochen; so hat auch sein gottloser Nachfolger, der salzburgische Pfarrer Matthäus Hellbert, genannt der Höllbart, gepredigt. Wißt Ihr aber auch, daß Beide der Teufel geholt hat?"

„Nicht möglich!" versetzte der Pilger rasch.

„Bei Gott ist Alles möglich!"

„Aber Ihr spracht ja just vom Teufel."

„Gott hat kein Erbarmen mit den hoffärtigen Engeln gehabt, er hat auch keines mit den Priestern, die sich gegen seine heilige Kirche empören. Uns zum Heile hat er davon ein neues Beispiel gegeben an diesem Höllbart."

„Nun, wie ist das zugegangen?" fragte der Wandersmann, den die Sache zu bewegen anfing.

„Ja, der Matthäus Höllbart," sagte der Mönch eifrigen Tones, „der hat in unserer Diöcese den kleinen Luther spielen wollen. Im Hause Gottes hat er sich erfrecht, gegen den göttlichen Gnadenquell des heiligen Ablasses zu predigen. Der Ablaß wäre nur gegen weltliche Vergehen an der Kirche, hat er gesagt — verzeih' mir's Gott! Aber der Sündenvergebung wegen hätte sich der Sünder geradewegs an Gott zu wenden. Hätt' Einer die Menschen beleidigt, so läge Strafe oder Vergebung bei den Menschen; wer aber Gott betrübt, den könne die Welt nicht richten. — Der Verblendete! Als ob Gottes Barmherzigkeit zur Vermittlerin zwischen Gott und den Menschen nicht die Kirche hingestellt hätte! — So hat der Pfarrer Höllbart an der Kirche und ihren Heiligthümern gefrevelt. Auch die Ehelosigkeit der Priester hat er bekämpft, auch die kirchlichen Reliquien hat er beschimpft. Darum ist ihm sein Recht angethan worden."

„Was geschah dem Manne?" fragte der Pilger. „Erzählt, Ehrwürden."

„Seine erzbischöfliche Gnaden, der hochwürdigste Matthäus Lang, der Salzburger Diöcese Oberer, hat den Irrlehrer für ewige Zeiten auf die Burg Mittersill setzen lassen. Wir haben gebetet, daß der Herr seinen gefallenen Diener erleuchte und zur Buße führe, allein in Gottes gerechtem Rathschlusse war es anders beschlossen. Drei Bauernbursche aus Höllbart's Pfarre haben sich frevelnd unterstanden, ihren

ketzerischen Pfarrer aus dem Gefängnisse zu befreien. Dieser aber ist kaum außer den schützenden Mauern der bischöflichen Burg gestanden, als er schon der Macht des Bösen verfallen war. O, es sind Merkmale da: der versengte Rasen, halbverbrannte Haarlocken. Mit Leib und Seelen ist er der Höllen zugefahren. Uns schirme Gott in seiner heiligen Kirche, und Ihr, Mann Gottes — gebt einen Heller!"

„Weiter, weiter, erzählt!" rief der Pilgersmann — „Die Burschen, die den Mann aus dem Gefängnisse befreit haben?"

„Hei, die Burschen," rief der Alte, „wohl ihnen, daß sie auf Erden ihre Schuld haben abwaschen können. Der Erzbischof hat ihnen ihre ketzerischen Schädel vor die Füße legen lassen."

Bei diesen Worten war der Pilgersmann emporgesprungen; seine Augen glühten, er ballte die Hände.

Dunkel war es schon geworden. Da fand es der Mönch nicht geheuer, er wendete seinen Esel und trabte hin gen Irdning.

Der Mann am Fuße des Kreuzes bebte und knirschte.

— Enthauptet! Enthauptet, die guten, braven Leute, die ausgingen, ihren Seelsorger zu retten. Von diesem Tyrann getödtet!

„Ja, Dich, Du heiliger Gottmensch, haben sie auch getödtet!" rief der Mann zum Kreuzbilde auf. „Bei Deinem Andenken und bei dem Märtyrertode meiner Freunde schwöre ich es hier vor den ewigen Bergen: Auf immerdar trenne ich mich los von dieser beispiellos zelotischen Gemeine. — Luther, wohin bist Du gezogen, wo ist das Land des echten Menschenthums?" —

In dunkler Nacht eilte er davon und ostwärts zog er an den Ufern der Enns.

Wir mögen den Wandersmann wohl nennen; es ist der aus der Burg zu Mittersill befreite fliehende Priester Matthäus Höllbart.

Am Fuße des schroffspitzigen Hochtausing, im Waldesdunkel, abseits des Weges, hatte sich der müde Flüchtling auf die Erde gelegt, um ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen.

Aus dem Thale her drang der Lärm der aufständigen Rotten. Nicht allein der Schein ihrer Fackeln war es, der die nächtlichen Nebel röthete. Hier war ein Dorf angezündet worden, um den Truppen des verhaßten Dietrichsteiners eine Verschanzung abzubrechen; dort war der Brand in ein einschichtig Gehöfte geworfen worden, weil dessen Besitzer der lutherischen Lehre huldigte.

An den Hängen des Tausing bellten Wölfe. Höllbart wußte wohl, diese Thiere waren ihm nicht gefährlich, sie fanden ihre Nahrung an den todten Körpern der Wahlstätten. Aber ein erquickend Ruhen war es nicht; und kaum über dem Gewände des Hexenthurmes noch der Morgenstern schimmerte, erhob sich Höllbart und trachtete auf Umwegen über Pirn und Hall dem Thale von Admont zu.

In der Hütte eines Hirten erfuhr er, in Admont sei es gar nicht geheuer. Die Bauern der Umgebung, die vom Stifte schon seit lange hart bedrückt zu sein glaubten, hätten gesehen, wie jetzt Alles auf sei, wie allenthalben das Landvolk gegen die Soldaten, der Bauer gegen seinen Pfarrer und Priester gegen Priester in den Krieg gingen. Und da hätten sie gedacht, wenn jetzt wieder die Zeit angebrochen sei, in der der Stärkere das Recht habe, so könnten sie wohl auch ihre hart erworbene Sache, die in den Stiftsspeichern aufbewahrt liege, wieder zurücknehmen.

Ein baumstarker Mann kam in die Hütte, der hatte eine Keule über der Achsel. Er trug keine Kopfbedeckung, und seine Haare waren wüst und gelb wie Stroh.

„Jetzunder rühren wir uns auch, wir vom Berg herab!" rief er. „Wir schlagen der Welt ein Loch. Sind heut' im heiligen Admont gewesen. Ich sag' Euch's, Josu, die Pfaffen sind alle davon, alle. Und ihre goldenen Kelche und Kreuze und Monstranzen haben sie mit sich geschleppt, die Sacramenter. Im Felsenthal hinter dem Kalbling sollen sie sich verkrochen haben. Glaub's wohl, schuldig Mann geht Grausen an. Sie fürchten das feine Schladminger Halsband, den Strick. Ihr heiliger Blasius in der Stiftskirche ist wohl gegen Halsentzündung ein guter Patron, aber gegen Luftröhrenverengung hilft er nicht."

„Lästermaul!" lachte Josue, der Hirt.

„Oh!" rief der Gelbhaarige ernsthaft, „ich kann davon schon reden! Hätt' ja selber Pfaff werden sollen. Hab' aber zu früh angehebt mit dem Kunststückel, hab' im Wirthshaus schon den Wein in Blut verwandelt. Je nu, den Abt hab' ich im Rausch gottsmörderisch geprügelt."

„Spaßvogel! Du," sagte der Hirt. „Deinen Strohschädel halt her und schau mich an. Du bist auch beim Bilderstürmen dabei gewesen. Ich wett' meinen Schnappsack dafür!"

„Was ist denn drinn?" schmunzelte der Strohhaarige.

„Heumehl für die Rinder."

„Heumehl?" entgegnete der Andere bedenklich. „Du, Josu, da hat's beim Bilderstürzen mehr abgegeben. Da lug'!" Er zerrte eine Perlenschnur aus seinem Brustfleck hervor, verbarg dieselbe aber sogleich wieder mit Hast und zwinkerte: „Hat die Mutter Gottes zu Strechau um den Hals getragen!"

„Du bist' ein Rab'!" rief der Hirt. „Das weiß ich, Du stirbst nicht auf der Erde."

„Wo denn?"

„Ein paar Fuß über derselben."

Mehr mochte der vor der Thüre ausruhende Wanderer nicht hören. Er zog weiter. Dem empörten Orte Admont wich er aus.

Eine Stunde hinter Admont, wo sich das Thal schließt und der Ennsfluß hinein in jene Felsenschluchten braust, die das Gesäuse genannt sind, wo sich die kegeligen Vorberge des gewaltigen Buchsteines erheben, stand zur Zeit dieser Geschichte eine berüchtigte Schenke. Sie war halb in Felsen gehauen, halb aus rohen Holzstämmen des Urwaldes gezimmert. Eine Art von Meth aus wildem Obst und Honig und Branntwein wurde in ihr gebraut und getrunken. Sie war das Obdach von Menschen, die sonst kein Heim hatten und vor denen sie oben im Flecken und in allen Bergen und Höfen die Thüre zuschlossen.

Es war spät Abends, als Höllbart zu diesem Hause kam und um Nachtlager bat. Der Wirth, welcher ein braunes Gesicht, rothe Haare und einen Lederschurz trug, brachte dem fremden Gaste sofort von seinem Branntwein. Aber Höllbart erklärte zugleich, daß er kein Geld besitze, um den Trank zu bezahlen, er bitte nur um Gottes Willen.

Brummend goß der Wirth das Glas in seine eigene Gurgel; aber sein Weib war so gut und stellte dem Pilgersmanne ein Schüsselchen brauner Suppe vor, auf daß, wenn er am Ziele seiner Pilgerfahrt vor dem Gnadenbilde liege, er im Gebete der Geberin gedenke. Die Schenkin gab zu diesem Zwecke gerne Almosen, sie konnte dafür um so viel mehr Wasser in ihren Keller rinnen lassen, und um so ge-

wissensruhiger die Hehlerei betreiben. Sie verließ sich ganz auf den Vergeltsgott der Armen.

Im Dachraume ober der Schenke lag Moorheu und Waldmoos geschichtet. Hier wurde unserm Wandersmann die Schlafstätte angewiesen. Höllbart war müde und erschöpft bis in die Seele hinein. Die letztvergangenen Nächte hatte er in finsteren Wäldern und auf unsicheren Haiden zugebracht. Das war ein Anderes gewesen, als das sanfte Linnenbett in seinem traulichen Pfarrhofe, aber auch ein Anderes, als das herbe Mattengeflecht auf dem düsteren Thurme zu Mittersill.

In dieser entlegenen Hütte wähnte er sich geborgen, und so wollte er wieder einmal unter einem menschlichen Dache friedlich ruhen.

Allein eine Schenke wie die am Fuße des Buchstein bleibt Nachts und zu so einer bewegten, störrischen Zeit nicht ruhig. Wildbärtige Männer und zerlumpte, gluthäugige Weiber fanden sich ein; die meisten von ihnen waren scharf bewaffnet mit Hacken, Aexten, Sensen und Morgensternen. — Einer und der Andere schwang sein Wehrbeil kampflustig in die leere finstere Luft hinein. Und sie zankten, fluchten, sangen Lieder, die zu halb geistlichen Inhaltes, zu halb Zote waren. Und sie tranken Branntwein.

Einer von den Gesellen hatte gar einen Rohrtiegel, in welchem zur Verwunderung Aller ein braunes Kraut glimmte, und der Mann sog den Rauch durch das Rohr und blies ihn toll in die Menge hinein. Der Rauch hatte einen starken Geruch, und Jeder und Jeder wollte versuchen ihn zu saugen. Das Kraut aus der neuen Welt war's, das zu dieser Zeit schier so viel von sich reden machte, als die neue lutherische Lehre.

Bald war die ganze Kammer angedampft, die Weiber hüstelten, und das arme Talglicht wollte schier erblinden.

Da ging die Thüre auf; das Mönchlein mit der Blechbüchse trat ein. Der Esel war draußen geblieben, fraß sein Heu in Frieden und schüttelte dabei seine Ohren. Einmal ohne Pfaffenlast und Sammelbüchsengerassel sein Heu verzehren, das that ihm wohl.

Bruder Jonas, wie sie den Eintretenden benannten, wurde derb und lustig begrüßt. Einen Mann, wie den Bruder Jonas kann man brauchen. Kann man brauchen immer und überall, insonderheit zur Kriegszeit, wo es trotz landesfürstlicher Satzung allerorts zu erhaschen und zu naschen giebt. Das ist ein gut Ding, daß die heilige Mutter Kirche einen Ablaß spendet, durch den jeglich Hehl und Fehl ausgelöscht und durch den zu allen Unternehmen die Gnade Gottes kann erworben werden. Macht man tausend Thaler Beute, so spendet man gerne fünfhundert in den Pfennigbeutel, daß des kleinen Seitenangriffes nach des Nächsten Gut des Weiteren nicht soll gedacht werden. Und kreuzt, was leicht geschieht, ein Feind die frommen Wege, oder ist ein solcher sonst hinderlich an der Erlangung eines sehnlichst Gewünschten, so findet sich ein Mittel, ihn aus dem Wege zu räumen. Was weiter? Man flieht in den Arm der Kirche, vergießt silberne Thränen der Reue, und — Gott ist barmherzig.

So schön war's zur Zeit dieser Geschichte eingerichtet. Zwar geben solche Dinge der Erzählung einen unerquicklichen Hintergrund; aber sie lassen sich nicht leugnen, nicht verschweigen; Luther hat ja dagegen den wuchtigen Protest in die Welt geschleudert. Und unseres Helden Geschicke sind aus solchen Zuständen hervorgegangen.

Nach Obigem nun war es kein Wunder, wenn der wackere Ablaßkrämer in der Schenke höchst willkommen geheißen wurde.

Aber auf den sonst so freundlichen Zügen des Bruder Jonas war heute hohe Entrüstung zu spüren.

„Unglückselig Haus, deß' Dach Ketzer und Lutheraner beherbergt!" rief er aus.

Da erhob sich Alles: „Ketzer! Lutheraner! In diesem Hause! Hochwürdiger Herr, wir sind gute katholische Christen, und ist etwan Einer unter uns, der —" Sie machten die Geberde des Niederschlagens und sie fuhren wild durcheinander.

„Der entsprungene Lutherpfarrer aus dem Salzburgischen, der Matthäus Höllbart ist dahier!" sagte der Mönch halb drohenden und halb ängstlichen Tones. „Von Steckbriefen verfolgt, ist er gesehen worden, wie er zur Dämmerung in dieses Haus geschlichen. Der leidig' Teufel muß auf ihm sitzen; hab' ich den Höllbart gestern doch selber gesehen, wie er unter dem Kreuze gehockt, am Platze der Gottesmutter, die er hat zertrümmert. Hab' ihn nicht erkannt, gleichwohl er sich für keinen einzigen Heller Ablaß hat erworben. Heut' erst, wie ich den Steckbrief gelesen, hab' ich den Wolf im Schafspelz gewahrt: Einen Pilgermantel trägt der Heid'!"

Da rief die Schenkin schon ihr: „Jesus, Maria und Josef!" und schlug die Schüssel, aus welcher der Ketzer die Suppe gelöffelt, in den Herd hinein, daß die Scherben stoben. Des Wirthes braunes Gesicht war blaß geworden; er leugnete es nicht, daß auf seinem Heuboden ein Mann im Pilgerkleide ruhe.

Sofort wurde Alles geheimnißvoll still. Man flüsterte, bekreuzte sich und machte Anstalten, den Höllbart aus der Heukammer hervorzufangen, um ihm sein Recht anzuthun.

Die Leiter wurde angelehnt, zwei kernfeste Männer mit Knitteln und Aexten stiegen im Finstern zum Dachboden empor. Sie tasteten und schlugen und stachen im Heu herum; da gellte plötzlich unter ihren Hieben ein gräßlich Gewinsel

und Gestöhne. Bald war Alles wieder still. Einem der Männer war, als sehe er durch die dicken Dachbretter die Sterne des Himmels funkeln. Da faßte sie Entsetzen, sie polterten die Leiter herab in die Stube und erzählten mit gesträubten Haaren, was sie gesehen und gehört.

Und als sie hierauf mit dem Talglichte den Oberraum durchforschten, da fanden sie im Heu keinen Pilgersmann, sondern eine schwarze, in Todeskämpfen zuckende Katze. Wohl erneuerte sich nun das Entsetzen. — In eine Katze hat er sich verwandelt, aber das Strafgericht hat ihn doch ereilt, die Katze ist todt. — Diese Ansicht wurde sogleich entkräftet, als die Schenkin in dem erschlagenen Thiere nicht den gottlosen Höllbart verfluchte, sondern ihre liebe, treue Hauskatze beweinte. Da sahen sie am Dache auch die Lücke eines ausgehobenen Brettes.

Und als sie so gewahrt hatten, daß es doch ein Mensch war, der nicht durch eine Fuge und nicht durch ein Schlüsselloch entschlüpfen konnte, sondern wie auch alle andern einer bedeutend großen Bretterlücke bedurfte, um durch das Dach zu entkommen, da ging frischen Muthes die Verfolgung von Neuem an. Alle Gebüsche und Schlupfwinkel um das Haus wurden durchstöbert; aber keine Spur vom falschen Pilgersmanne.

Die Schenkin klagte über ihr todtes Thier; die anderen Weiber keiften und schwätzten von Hexen und Teufelsgeschichten; die Männer fluchten in den Bart, und der Bruder Jonas ordnete für das Früheste des nächsten Morgens die Durchsuchung der Gegend an.

Als sich hierauf der Mönch anschickte, seiner Herberge im Flecken zuzureiten, da fand sich im Hofe wohl der Heubarren vor, aber das Eselein nicht.

Das Eselein war mit dem Pilgersmann gegangen.

Ist man zu ermüdet, so schläft sich's nicht gut. Auch war das Gejohle in der Schenke arg. Höllbart konnte die erwünschte Ruhe nicht finden. Als er nun unter sich in der Stube seinen Namen hörte, und wie man auf war, ihn zu fangen, da verspürte er keine Müdigkeit mehr. Er hob ein Brett aus und sprang vom niedrigen Dach in den Hof. Dort stieß er unversehens an's Eselein.

Sogleich kam ihm der Gedanke: Vier Füße traben besser denn zwei — da saß er schon auf dem Rücken des Langohrs.

In der Schenke war noch die Verwirrung der schwarzen Katze wegen, als Höllbart schon über den Moorboden hin der Straße zuritt. Der Esel ließ sich's schleunen, er merkte es gleich, sein neuer Herr war um Einiges leichter als der alte — ganz abgesehen von der Blechbüchse, die indeß auch stets um so leichter gewesen war, je mehr sie gerasselt hatte.

Auf der Moorhaide begegneten unserem Eselsreiter zwei Männer, der erste kauerte auf dem Boden und bat den Vorübertrabenden um einen vollkommenen Ablaß von hundert Tagen; denn im Falle Einer in dieser Zeit sterben müsse, könne er weder das Buß-, noch das Altarssacrament empfangen; die Priester seien jetzunder alle verjagt.

Der zweite Mann sprang weiterhin aus einem Gebüsch hervor, hielt den Esel an, hob gegen Höllbart eine Keule und forderte die Blechbüchse. Als er sein Versehen inne wurde, huschte er kichernd davon. Der Strohhaarige vom Berge war's gewesen.

Als Höllbart hinab zur Straße kam, stieg er vom Esel und ließ diesen allein gegen Admont traben, auf daß dessen Spur im Straßenstaube die Verfolger irre führen sollte. Er

selbst aber eilte über die Haide dem Ennsflusse zu und wand sich an dessen unwirthlichen Ufern die bewachsenen Felshänge hinab in die wilden Schluchten.

Hier war nicht mehr das Land der Menschen; hier hatte kein Weg und kein Steg Raum an den Ufern des tobenden Flusses, hier ragte das zerrissene Gewände auf in die Nebel der Alpen. Kein Mensch hatte damals die Höhen dieser Felsriesen gemessen, ihre Zinnen je bestiegen. In diesen Oeden, nur von dem Sausen der Gewässer und dem Brausen der Stürme durchdonnert, hatte damals Niemand was zu holen. Selbst den Gemsen war das kahle, überhängende Gewände zu wüst, und der tollkühne Steinbock wählte sich die bequemeren Hochwarten an der oberen Enns. Thiere, die in den Höhlen kriechen und in den Lüften fliegen konnten, waren die Bewohner dieser schauerlichen Schluchten. Keine Wildniß gab es im steierischen Alpenlande, die von den Menschen so spät und so schwer überwunden wurde, als dieses gewaltige Kalkgebirge an der Enns.

Stundenweit kletterte Höllbart mit Gefahr des Lebens in die Felsenwüste hinein. Sein Pilgermantel war durchnäßt von dem Staube des gischtenden Stromes und sein Ohr war betäubt von dem Tosen des Flusses, der — wie still und stattlich breit er auch durch die oberen Thäler rinnt — hier wieder zum reißenden Wildbache wird, als welcher er weit oben die Salzburger Alpen durchwüthet.

Und als nun der Mond aufging und die Nebelfetzen zerrissen hoch in den bleichen, schründigen Wänden wallten und die weißen Bänder der Wasserfälle niedergingen von Hang zu Hang, und die Wogen der Enns zwischen den schwarzen Steinklötzen wie ein Schneelahnenstrom flutheten, und als so in dem steten Rauschen und in dem blassen

Dämmerlichte die Schauer der Einsamkeit zogen, da hub unserem Wandersmanne an zu grauen.

Und dort, wo die Schlucht sich ein wenig weitet, wo der Strom nur flüstert und an seinem Gestade schwarzer Tann dämmert, verkroch sich Höllbart in eine Felsenkluft. Er schlang den Mantel fest um seine schauernden Glieder und kauerte sich hin an die Wand, auf daß er endlich ein wenig ruhe.

Doppelt schwer lag zu dieser Stunde gewaltiger Majestät das Bewußtsein seines Schicksals auf seinem Gemüthe. Er war noch jung an Jahren und in seiner Seele hellten gerne liebliche Bilder. Der Sohn eines Landmannes, hatte er am stillen See und auf grünender Au die Kindheit verjubelt. Sein Sinn ging stets nach dem Schönen und Milden, er liebte die Erde ihrer Blumen, den Himmel seiner Sonne wegen. Da wurde er von seinen glaubenseifrigen Eltern für das Priesterthum bestimmt und in seinen ersten Jünglingsjahren dem Bischof von Salzburg überliefert. Am Tage seiner Abreise von daheim hatten die Tauben ein wirres Geflatter und ein ängstliches Gegirre über dem Hof gehabt; seine Mutter wollte darin ein böses Vorbedeuten sehen und den einzigen Sohn nicht ziehen lassen. Aber der Vater behauptete, das sei Teufelsspuk und sein Sohn müsse ein Kirchenlicht werden.

Er war ein Kirchenlicht geworden — aber ein zu helles; im Gottesreiche standen Gestalten, die warfen lange Schatten. Doch hatte er sich nicht selbst hervorgedrängt in die Reihe der Streiter, er war gedrängt worden. Still und anspruchslos war sein Wirken gewesen in dem Sprengel, dem er als Priester nur wenige Jahre angehört hatte. Sein Gewissen machte ihm keinen Vorwurf, daß er gegen einige der grellsten kirchlichen Mißbräuche sein Wort erhoben. Er hatte seine

Priesterpflicht gethan und hoffte nach den Tagen der Prüfung auf liebfreundlichen Wegen zu wandeln.

Heute aber, es war eine milde Sommernacht, und doch sagte sich Höllbart im Angesichte der wildgewaltigen Erhabenheit: Wie groß und furchtbar muß ein Gott sein, der eine solche Welt erschuf! Ich bin hinausgetreten aus der Gemeinschaft, habe verzichtet auf die Gnaden, habe stolz meine Sach' auf mich selbst gestellt. Wird ein Bestehen sein vor dem, deß Herrlichkeit Himmel und Erde erfüllt?

Zur trostreichen Beruhigung kam der Schlaf, des Gerechten Ruhe in Gott.

— — — — — — — — — — — —

Als er nach mehreren Stunden erwachte, war er gestärkt. Auf den Tafeln der Hochwände lag die stille Morgengluth. Eine herbkalte Quelle sprudelte aus dem Gestein. Höllbart trank, wusch sich die Augen und die Stirne, dann zog er weiter.

Durch Gestrüppe mußte er sich winden, über Felsen mußte er klettern, den Fluß mußte er unzählige Male überschreiten; Stürme und Lahnen hatten ihm Baumstämme als Stege über das Wasser geworfen. Auch über Schründe und Schuttriesen mußte er setzen, durch Löcher und Ueberhänge mußte er kriechen, bis er nach vielen Stunden die Wildniß hinter sich hatte und in das Kohlenbrennerdorf Hieflau kam. Hier wendet sich die Enns gegen Mitternacht, um nach dem wüsten Fiebertraume in der Wildniß still und ruhesam den Geländen der Donau zuzufließen.

Höllbart sehnte sich nicht nach bewohnteren Gegenden; ihm schien es im Hochgebirge bei Köhlern, Wurzelstechern und Wilderern sicherer. Er wendete seinen Lauf dem Erzgebirge zu.

Vor der Bergkirche zu Eisenerz waren Menschenmassen versammelt. Der Kirchenraum konnte die Menge nicht fassen.

Der Priester stand auf einer grauen Felswand und predigte dem aufgeregten Volke. Heute predigte er nicht von den Sacramenten und anderen kirchlichen Glaubenslehren, heute hielt er die Hände gefaltet und rief: „Brüder, haltet Friede untereinander; seid gehorsam, unterthan der Obrigkeit. Die Obrigkeit kommt von Gott!"

„O nein!" schrie eine Stimme aus der Menge. „Unsere Obrigkeit kommt vom Teufel; Gott besegnet das Feld, aber unser Edelmann stampft mit seinen Jägerbanden das Korn in die Erden! Gott besegnet die Fruchtkammer, unser Edelmann leert sie aus. Die Obrigkeit tritt uns mit Füßen. Die Obrigkeit ist vom Teufel!"

Tausendstimmiger wild erregter Beifall. Der Priester konnte nicht mehr weiter sprechen; mit Fichtenzapfen wurde er beworfen.

Ein derber eckiger Mann, dessen finsteres Haupt mit den langen scharlachrothen Locken über alle Köpfe emporragte, wurde nun jubelnd umringt: „Der ist unser König! Der Sabin lebe!"

Der „rothhaarige Sabin" war er genannt, ein verachteter, blutarmer Teufel bis zu den Tagen des Aufruhrs. Da war der Sabin der Erste gewesen, der zutiefst bedrückt von den geistlichen und weltlichen Herren das Wort ausstieß: „Niederbrennen die Schlösser und Klöster! Die Ketten brechen! Uns gehört die Welt!"

Der Sabin war's gewesen, der mit viertausend Bauern den Landeshauptmann Dietrichstein bis in das Ennsthal verfolgte, vor Schladming ihn umringte, sich vor den Hauptmann hinstellte und ihm die Worte in's Gesicht schleuderte: „Dieser

Dietrichsteiner hat uns Brüder am meisten verfolgt, vertrieben, spießen und mit Rossen auseinanderreißen lassen. Ist Einer im Ring herum, der anders weiß? Der trete herfür!"

Es trat Keiner herfür.

„So hab' ich meine Klag' genugsam bewiesen und sprech' zu Recht: Er soll gespießt werden! Und welcher der Meinung ist, der recke eine Hand auf!"

Viertausend Hände wurden aufgereckt.

Sie sind aber den heranmarschirenden, ihnen zehnfach überlegenen Söldnern gewichen. Doch nur bis auf Weiteres.

Der rothhaarig' Sabin war dabei, als auf dem Schladmingerplatz ein Dutzend Edelleutköpfe in den Sand kugelten. Der Sabin hatte die Pechfackel geschleudert in das Gebälke des prächtigen Schlosses Teuffenbach. Der Sabin hatte es vor den Zinnen Steinachs gerufen: „Haben sie das Recht, unsere Saaten zu verwüsten, so haben wir das Recht auf den Wald und das Wild! Brauchen wir einen Herrn, so werden wir uns einen machen! Brauchen wir einen Pfaffen, so werden wir uns einen erwählen. Wir Bauern können das Land ernähren, aber wir können es auch verheeren! Wir Bauern sind die Ersten und die Letzten!"

Räuber und Mörder hatte der Salzburger Erzbischof die Rebellen geheißen. „Wohlan!" rief der Sabin, „der Bischof soll seiner Tag ein wahres Wort gesagt haben!"

Der Sabin hatte das Volk der Alpen von Sonnenaufgang und Mittag mit dem Donner seiner Rede zusammengerufen vor die Mauern der Bischofsburg und mit dem Sturme seines Athems gleichsam die Gluthen der brennenden Stadt entfacht.

Erst als der gewaltige Salm mit seinen Alles niederwerfenden Heeresmassen nahte, floh er zurück in die Heimat. —

Das war die Vergangenheit des Mannes, der heute vor der Bergkirche zu Eisenerz den Prediger unterbrochen hatte. Ein kühnerer Recke, als dieser Sabin, war im Lande Steier nicht geboren worden, und sein wild genialischer Schwung riß die Massen mit sich fort.

So war es kein Wunder, daß die Menge jetzt den alten Priester, welcher eine Obrigkeit gepredigt, die eigentlich des Teufels war, verhöhnte und zuletzt mit Steinen bewarf. Der Prediger wollte fliehen, da stürzten ihm ein paar Bursche nach und warfen ihn johlend nieder.

So trat denn ein noch junger Pilgersmann hervor, um den Greis zu schützen. „Hintan, Ihr Buben!" rief er entrüstet. „Ist Euch der Priester nicht heilig, so sei es der Mensch, der arme, hilflose Greis. Ehret die Obrigkeit! Das ist eine große Satzung Gottes; aber — ehret das Alter! Das ist eine noch größere. Nach den Vorschriften der Gebote zu predigen und zu lehren, das ist des Priesters Amt. Ihn steinigen, weil er seine Pflicht erfüllt? Machet nur die Augen auf und seht den alten Mann; er ist arm und verlassen, wie Ihr selbander; auch er schmachtet unter dem Drucke geistlicher und weltlicher Obern, so tief gedrückt, wie Ihr selbander! Erbärmliche Creaturen, die den hilflosen Knecht steinigen, weil sie dessen Herr mit Füßen hat getreten. Einigt Euch, Ihr Knechte alle, statt Zwiespalt zu stiften; es giebt andere Mittel, die Ketten zu sprengen!"

Sie waren betroffen zurückgewichen, aber der Sabin trat hervor. „Was sagt dieser Mensch? Der predigt Euch ja an, wie ein Pfaff! Bist etwan auch eine von Gott gesandte Obrigkeit? Wir kennen keinen Herrn als uns selber. Bei

uns herrscht die Stimme der Gemeine. Soll ich Dir's beweisen? Soll ich abstimmen lassen über Deinen Kopf?"

„Abstimmen lassen!" sagte Höllbart, der junge Pilgersmann mit ruhigem Nachdruck; „Wer bist Du, daß Du gebieten willst? Wer gab Dir Vollmacht? Bestehst Du zu Recht nach dem Willen der Gemeinde? Bist Du gewählt zum Oberhaupt?"

„Nein!" riefen mehrere Stimmen, „er ist nicht gewählt. Er hat sich vorgedrängt. Er will die Herren erschlagen, um selbst zu herrschen, der Wildling mit den rothen Haaren. Nieder der Sabin! Der Fremdling im Pilgermantel soll unser Führer sein!"

Hundert Stimmen riefen es.

„Deß bewahre mich Gott!" sagte Höllbart, „Ihr seid nicht die treuen Streiter gegen die Knechtschaft; Ihr seid ein loser Haufe; Euer Gesetz heißt Wankelmuth, Euer Recht heißt Gewaltthat. Gebt Acht, Ihr schmiedet Euch schwerere Ketten, als Euere Vorfahren haben geschleppt!"

Ein einziger Beifallsruf erscholl, und der ihn ausgestoßen, das war der Sabin.

Wilde Bewegung gährte in den Menschenmassen. Höllbart, durch Zufall in diesen unheimlichen Kreis verschlagen, hatte Mühe zu entkommen.

Er wanderte, ein Flüchtling stets, gegen die Gebirgsgruppe des Hochschwab.

— — — — — — — — — — — —

Es war schon Abend, als Höllbart an den schönen, wald- und felsbegrenzten See kam.

Eine letzte Hütte kauerte hier am Waldhange, die nahm den Wanderer auf. Die einzige Bewohnerin der Hütte war

eine alte Frau; diese schnitt sich eben ihre weißen Locken ab, als der Wanderer eintrat. Nun konnte sie ihr Dienstherr nicht mehr an den Haaren zerren, wenn sie ihm aus dem See zu wenig Fische lieferte. Die Locken begrub sie unter grünem Rasen, denn — „in der Nähe wohnt eine Hexe, die hat über Jeden Gewalt, von dem sie ein Haar weiß zu kriegen".

„Wer bist Du und wo gehst Du hin?" fragte die alte Frau den Pilgersmann. Er aß und trank mit ihr, schlief unter ihrem gastlichen Dach; er blieb neun Stunden in ihrer Hütte, aber er konnte ihr auf obige Frage keine Antwort geben.

Wer bist Du und wo gehst Du hin? das fragte er sich ja selber hundertmal. Er war ein Flüchtling und ging dem Osten, dem Sonnenaufgang zu. Nach dem Niedergange zieht der Menschheit endloser Strom; nur Wenige giebt es, die dem Strome entgegen, einsam dem Aufgange zustreben.

Das Mütterlein erzählte seinem Gaste, es habe einen Sohn, der hätte Priester werden sollen, aber er sei es, Gottlob, nicht geworden. Er sei viel verlacht gewesen, denn Gott habe ihm lichtgelbe Haare erschaffen, und so hätten sie ihn fortweg den „Strohschädel" gescholten. Aber er habe Grütze im Kopf und sei ein gar braver Junge, und jetzt sei er oben im Admontischen und helfe wacker mit, den Herrentrotz zu brechen.

Höllbart starrte in die Wand hinein und konnte dem Mütterlein nicht in das Gesicht sehen. Er kannte ja ihren Sohn, den braven Jungen, der war Kirchenschänder und Straßenräuber.

„Hätte geistlich werden sollen," wiederholte die Alte, „ist es aber, Gottlob, nicht geworden."

Als Höllbart die Fischerhütte verließ, spiegelte sich die morgensonnige Seemauer in der dunklen Wasserfläche. Der

Wandersmann, neu erfrischt, schritt rüstig fürbaß. — Ein Pilgersmann, der gen Zell reist, dachten sich die Waldleut', denen er begegnete, und sie grüßten ihn ehrerbietig und empfahlen sich seiner Andacht.

Ein Pilgersmann ist er freilich, aber wo ist sein Zell, sein Gezelt, das heimatlich schützend sich über ihn spannt? Wo ist seine Zelle, in die er den Honig sammelt, so er aus den Blumen und Disteln der Welt gesogen?

Unsteten Sinnes, zuvörderst nur auf Flucht bedacht, zog er durch Schluchten und bewaldete Hochthäler. Immer höher und höher stieg sein Fuß, immer einsamer und stiller wurde die Gegend. Endlich war kein Waldschatten, kein Wildbach mehr; Wachholdergesträuch, Knieholz zog seine bläulich grünen Filze über Lehnen, Mulden und Kuppen. Hier ragte das fahle Gerippe einer abgestorbenen Tanne auf, dort stand ein grauer Fels empor, weithin zogen sich kahle Schuttlehnen, an welchen abgerutschtes Erdreich das Urgestein bloßgelegt hatte. Und die Höhen zogen sich hin und hin, theils Almmatten, theils pflanzenlose Felskuppen mit Schneemulden. Und in den Fernen ragten Spitzen und Kanten und weiße Zinnen mit schier senkrechten Abgründen.

Gegen Morgen und Mittag hin aber lag das weite, weite Waldland, von welchem kaum zu sagen, ob Mensch oder Thier es beherrsche.

Und über all' dem lag das ungeheure Meer des Aethers, endlos tief in seiner Höhe, in welcher am sonnigen Tage jeder Blick ertrinkt, der etwa ausfliegt nach einem Gestirn oder nach der goldenen Pforte des Himmelreiches, die dort oben gesucht wurde.

Und in den fernsten Fernen verschwimmt der Himmel und das sanfte Blau des Waldlandes in einander, und wenn

sich daraus in matten Umrissen Wolken erheben, so vermeint das Auge eine neue gigantische Alpenwelt ersteigen zu sehen.

Höllbart stand auf dem hohen Berge und sann. Es war ihm, als stehe er im Urquell des Lichtes und von hier aus flössen das Leben und das Sterben und alle Geschicke nieder zu den Menschen.

Es war ihm, als stehe er in Gott. Und hatten ihn die nächtigen Schluchten der Enns mit Grauen erfüllt, so zitterte nun seine Seele in Zuversicht, Liebe und Begeisterung. Wie schön und rein und treu muß ein Gott sein, der eine solche Welt erschuf! —

Die Sonne sank dem Untergange zu; eine scharfe Luft strich über die felsigen Höhen. Wenn dort am weit abliegenden Hange das Rudel Gemsen Steinchen zum Rieseln brachte, so trug die Luft dieses Rieseln treu und klar herüber, als müsse sie in solchen Oeden auch den leisesten Schall sorglich wahren und pflegen.

Noch einmal wendete Höllbart sein Auge zurück nach dem wildzerrissenen Berglande der Enns, nach den leuchtenden Schneefeldern des Dachstein, hinter welchen das liebe Salzburgerland liegt. Seine Heimat, wo er Vater und Mutter in die Erde gesenkt, wo er sein Schwesterlein getraut mit dem Herzerwählten, wo er den Landsleuten zu Trost und Frieden das Wort Gottes gepredigt. — Seine Heimat, die ihn verdammt hatte zu ewigen Ketten.

Höllbart stützte sich auf seinen Wanderstab und weinte.

Er blickte nicht mehr zurück; an den östlichen Hängen des Gebirgsstockes stieg er nieder.

— — — — — — — — — — — — —

Auf den Almweiden der Niederung unter einer Gruppe hoher dichtästiger Fichten stand ein kleines Haus — das einzige

weit und breit. Es war gezimmert aus Stämmen, an denen noch die Rinde klebte, und sein flaches Dach war beschwert mit Steinen. Ein kleiner Heerdenstall stand daneben, der war ähnlich gebaut.

Es war allmählich die Nacht heraufgestiegen aus dem weiten Osten.

Als Höllbart niederwärts zu diesem Hause kam, drang schon der rothe Schein des Herdes aus den Fensterchen und fiel zitternd an die Stämme der Fichten.

Und als Höllbart in das Haus trat und seinen Gruß bot, da dankten sie dafür mit einer traurigen Stimme.

Bei der knisternden Flamme des Herdes war Niemand; die wirbelte für sich allein. Mann und Weib und Kind saßen still um ein Lager herum, und auf dieser Stätte ruhte ein Greis, der hatte die Hände über der Brust gefaltet und lag auf einem Kissen, und seine spärlichen lichtweißen Locken wallten über das Kissen nieder.

Der Mann, der neben den Anderen bei dem Ruhenden gesessen war, erhob sich nun und ging dem Eintretenden entgegen. Wortlos faßte er ihn an der Hand und leitete ihn gegen den Herd hin.

Am Herde flüsterte er dem Pilgersmann zu: „Wenn Ihr bei uns übernachten wollt, so seid gerne willkommen. Aber frohe Gastlichkeit können wir Euch nicht geben. Es ist gestern der Vater gestorben, morgen soll er in die Erden. So haben wir ihn nur mehr die einzige Nacht im Hause.“

Ein Hafermus setzten sie dem Wandersmanne vor. Dann führte ihn der Hausvater auf den Stallboden und sagte: „Hier schlafet. Das ist mein Bett ansonsten, aber ich bleib wach. Ich bin jetzunder der Aelteste im Haus.“

Höllbart war allein. Er that die Augen zu. Aber seine Seele sah doch den Mond durch die Dachspalten zucken. Er spann sich auf Mondfäden empor zu Himmelshöhen; ein ewiges Uhrwerk sah er stehen auf dem Grunde der Welt und jedes Gestirn war ein Rad und das tickte und tickte . . . .

Er schlug die Augen auf, er wendete sich, er war wach, aber das Ticken hörte er fort und fort. Da erhob er sich und stieg hinab in das Freie.

Thaunaß war der Rasen und der Mond stand hoch. Es war Mitternacht.

Auf einer der Fichten saß Jemand und hieb Aeste herab; das war das Ticken. Die Aeste fielen rauschend zu Boden. Höllbart trat in's Haus. Am Herde brannte eine Spanlunte. Um das Lager des Todten saßen sie noch beisammen, wie sie am Abend beisammengesessen waren. Keines sagte ein Wort. Der Hausvater hatte Geäste vor sich, wie es draußen vom Baume fiel; das flocht er ineinander. Zwei halb erwachsene Mädchen blickten den Todten schier unbeweglich an. Das Weib hielt einen schlummernden Säugling auf dem Schoß.

Als Höllbart eingetreten war, stand der Hausvater wieder auf und ging ihm entgegen.

Höllbart sagte, er wolle nicht schlafen, er wolle, wenn sie es erlauben, auch im Hause sein und an der Leiche wachen.

Da führte ihn der Hausvater zu einem Holzstöckel, das zu Haupten des Todten stand, auf daß er dort Platz nehme. Dann nahm er wieder die Aeste vor und flocht.

Höllbart konnte sich nicht enthalten, leise zu fragen, was aus diesen grünen Fichtenzweigen werden sollte.

Der Hausvater antwortete: „Das wird die Truhen," und flocht weiter.

Und nachdem wieder eine Weile die Stille gewesen war, als ob des Schläfers Ruhe nicht gestört werden dürfe, legte der Hausvater das Flechtwerk beiseite, ließ die beiden Hände über die Knice hinabhängen und murmelte in den Boden hinein: „So ist es gekommen und so hängen die alten Zeiten zusammen mit dem heutigen Tag."

Da drängte es Höllbart wieder zu einem Worte, und auf den Todten deutend, sagte er: „Der Mann muß schon alt gewesen sein."

„Alt?" entgegnete der Hausvater und blickte auf. „Sein Großvater — gar ist er's nicht gewesen, aber so mögen wir ihn Alle wohl heißen — der hat das Kreuz auf der Brust getragen und ist mit den Heerschaaren in's heilige Land gezogen."

Höllbart hob sein Haupt.

„Wohl," fuhr der Mann fort, „der ist Burgknappe gewesen zu Bruck. In einer großen Sterb' hat er Weib und Kind verloren; so ist er auf und mit den Kreuzfahrern gezogen. Hat ihn schon gar nichts mehr gefreut, so hätt' er doch zum guten End' sein Blut mögen einsetzen für eine gute Sach' — wenn's eine gute Sach' gewesen ist. Nu, wie der Will'. Nach vielen Tagen ist er wiederum zurückgekommen, abgezehrt bis an die Knochen und in den Lappen seines Kleides hat er ein Knäblein getragen.

„Wir auf der Bergeshöh' mögen uns das nicht so vorstellen, aber grausamlich müssen die Unsern im Morgenland geschlachtet haben. Wie das friedsame Gottesgrab einen Christenmenschen nur so wild machen kann! Gerauft haben sie selbander schon wie die wilden Thier', und die Unser'n, die in's Morgenland gefahren, weil sie alldorten die heilige Christuslehr' wollten verbreiten, das Grab wollten befreien, — die haben — ah, 's ist eine wilde Geschichte."

Der Erzähler hatte unwirsch abgebrochen, und erst nach einer Weile ergriff er wieder das Wort:

„Schaut, und da hat mein Urgroßvater das Schwert gar nach einem Kinde ausgestreckt. Das hat unter einem Zederbaum mit Zweigen gespielt, ist hilflos und 'leicht wohl verwaist gewesen, hat meinen Urgroßvater lieblich angelächelt. — Lasset die Kleinen zu mir kommen! hat der Mann gesagt, deswillen jetzt der blutige Krieg entbrennt . . So hat zur selbigen Stund' mein Ahn gedacht, hat das Schwert in die Scheide gethan, hat das Kind auf seinen Arm genommen. Nimmer ist er seinen Genossen gefolgt, nimmer hat er gestritten um des Erlösers Grab — da der Herr ja von Todten erstanden, wer soll noch streiten um sein Grab? — Des Kindes Vater und Mutter haben die Christen erschlagen, so hatt' unser Ahn als Christ gedacht: Kind, ich nehme Dich und will Dein Vater sein. Bist Du ein Juden- oder ein Heidenknab', so ist ja der Herr Jesu Christ' auch ein Jud' gewesen.

Er ist davon. Wie es ihm unterwegs ist ergangen, das soll er niemalen gesagt haben. Das Kind hat er mit in unser Land gebracht, ist aber nicht mehr verblieben als Burgknapp zu Bruck. Die große Schmach hat er gesehen, so ist ihm aller Glauben an die Menschheit vergangen. Aber er ist selber so Einer gewesen, und das kann er nimmer aus sich herausreißen, da muß ein anderes, ein ganz anderes Leben angefangen werden. Und hat er den Knaben schon zu sich genommen, so will er ein Ordentliches aus ihm machen, ein Besseres, als was er selber ist gewesen. Das soll nicht in Leibeigenschaft sein, das soll nicht sengen und brennen und Menschenbrüder umbringen. Viel lieber in tiefen Einöden sorgen und graben und ein freier Mann sein. — So hat er's vermeint und

ist mit dem Kinde heraufgestiegen in dieses Gebirge, das dermalen 'leicht noch von keinem Menschenfuß ist betreten worden."

Der Hausvater brach ab und sann. Und dann murmelte er wieder vor sich hin: „So hängen die alten Zeiten zusammen mit dem heutigen Tage."

Dann fuhr er fort:

„Diese Niederung, die rings wohl eingeburgt ist von Bergen und durch das Schwabengewände vor Wetterstürmen geschützt und auf welcher gutes Weidegelände zu finden — hat der Urgroßvater erkoren. Hier hat er sich aus Steinen und Rinden eine Hütte gebaut, und hier hat er sieben Fichten gepflanzt, auf daß seine Nachkommen die Heimatsstätte erkennen sollten, wäre die Hütte auch längst zerfallen. Das Denkmal hat sich der Ahn gesetzt; er ruht längst unter den Fichten. Der Knabe aus dem Morgenlande ist gediehen, groß gewachsen, hat als Hirt gelebt wie sein Ziehvater und wie seine Stammeltern im Morgenland auch als Hirten haben gelebt. Aus dem grünen Tragößthal hat er sich die Gesponsin genommen, und nach vielen Jahren einer friedsamen Lebenszeit, da sein Sohn schon erwachsen, ist er zur Ruhe gegangen unter die Fichten. Sein Sohn ist alt geworden an die neunzig Jahre, allfort gesund, allfort frohsam, hat dieses Haus gebaut, hat darin Kind und Kindeskinder gesehen, jetzunder ist er gestorben vor zwei Tagen."

„Die Fichten stehen noch," setzte der Mann nach einer Weile bei, und mein Aelterer, der Lindolf, schlägt Aeste ab. Auch Großvater und Urgroßvater haben einen solchen Sarg gehabt." —

Als Höllbart diese Erzählung gehört hatte, war es ihm, als müsse er reden, vermochte aber kein Wort zu sagen. Er

erhob sich und ging hinaus in die kühle Mondnacht. Er kannte nicht, was mit ihm war. — So oft, wenn er am Altare geopfert, hatte er zu seinem Erlöser gefleht um den Frieden des Herzens, um die Ruhe in Gott. — Und hier war Beides, und er empfand Beides, und er meinte er sei verstorben; und liege gleich sein Leib unten im Jammerthale und werde geschändet von den Feinden, so sei doch seine Seele eingegangen in den ewigen Frieden der Auserwählten.

Unten Knechtschaft und Haß und Fluch und Kampf und Streit „um Gottes willen"; und hier oben Frieden und stille Entsagung und Freiheit und weltumfassende Liebe. — Hier auf diese rauhen Felsen ist ein Körnlein der göttlichen Lehre gefallen. Hier ist kein Feind, der Unkraut säet, hier gedeiht der echte Same und bringt hundertfältige Frucht.

Da entstand in Höllbart's Seele der Gedanke: Verbannter Wanderer, bleibe hier auf diesen Höhen, diene wie diese Menschen in Arbeit und Entsagung Deinem Gott, bis sie auch Dich begraben unter den Fichten.

Aber eine andere Stimme in ihm war laut und warnte: Du kommst geradewegs von der Welt, die Seuche der Unzufriedenheit, Zerfahrenheit und Leidenschaften steckt noch in Dir, in allen Fäden Deiner Kleider. Dein Mund will predigen den Dornenweg, vor dem Deine eigenen Füße sich sträuben; Deine Ohren horchen aus nach fremden Sünden, da Du Dir kaum Deine eigenen gestehen magst; Deine Hände sind gewohnt die Hostie als Gottesleib zu tragen, in der Du selbst nur das geweihte Brot von der Pflanze vermagst zu erkennen. Kein Lippengebet und kein geschnitztes Bild hast Du hier noch wahrgenommen, und in Dir steckt der Priester und vielleicht auch der Pharisäer. Zieh' weg. — O, ich hätte

mich allem entschlagen, als Einsiedler hätte ich gelebt wie der heilige Antonius, als Büßer wie Augustinus, als Märtyrer wie Paulus.

Aus solchen Träumen fuhr er erschreckt empor. „Matthäus Hellbert," sagte er zu sich selbst, „in Dir steckt noch der Fanatiker, der römisch-katholische Scholastiker. Du gehörst noch dem Wahnwitze an. Du entweihe hier den heiligen Gottesfrieden nicht."

Aber Höllbart empfand doch die Wandlung, die seit Tagen in ihm vorging. Ein Anderer wollte er wieder hinabsteigen zu den Menschen. Er war noch jung, konnte als treuer Friedensbote doch vielleicht manche nach dem Rechten ringende Seelen stärken und beruhigen. Er konnte im Volksaufruhr mäßigend, in Leidenschaften roher Gemüther besänftigend wirken. Und es empfand der lebenskräftige Mann ja auch an sich selbst die Sehnsucht nach Genugthuung für sein Leiden, nach Erfüllung des menschlichen Glücks, nach der wohl Jeder ringen darf und soll.

Als der Morgenstern aufging und im fernen Osten hinter Wolkenbänken die Gluthnadeln der Morgenröthe strahlten, da war der aus lebendigen Fichtenzweigen geflochtene Sarg fertig. Ohne ein Wort und ohne eine Thräne legten die Männer, Vater und Sohn, den Todten hinein. Das Weib legte noch einmal ihre Hand auf seine kalten Finger, die Kinder legten ihm ein hellrothes Dornröschen auf die Brust zu seinem Herzen. Dann krochen sie hinter den Herd und huben an sich zu fürchten. Die Männer hoben den Sarg und trugen ihn hinaus zu den Fichten und senkten ihn still in das bereitete Grab.

Höllbart war mit dem Gedanken umgegangen, den Leuten dadurch einen Liebesdienst zu erweisen, daß er dem alten

Manne nach den Gebräuchen der christlichen Religion den Segen in das Grab spreche. Schon im Laufe der Nacht hatte er sich als Priester zu erkennen gegeben. Nun stand er unweit vom Grabe, sie konnten ihn leicht bemerken, aber sie thaten nichts desgleichen, und sie baten nicht um den Segen.

Jedes warf eine Handvoll Erde hinab, dann legten sie das Grab zu. Und der Hausvater nahm das jüngste Kind aus den Armen der Mutter und stellte es über den Hügel, daß die nackten Füßchen die Erde berührten. Als dieses geschehen, gab er den Kleinen der Mutter und sagte: „Nimm, Weib, da hast Du den Großvater jung und frisch wieder zurück."

So weiß urwüchsige Herzenseinfalt die Botschaft von der Auferstehung des Fleisches und dem ewigen Leben zu deuten. —

Erbaut und erschüttert zugleich verließ Höllbart das Hirtenhaus auf der Alpenhöhe. Lindolf, des Aelplers ältester Sohn, begleitete ihn, um ihm den Pfad zu weisen. Es war ein schöner, schlanker Bursche, in dessen dunkelfarbigem und gluthäugigem Antlitze die Eigenart des Morgenländers spielte.

„Willst Du niemals in die weite Welt hinausgehen?" fragte Höllbart seinen Begleiter.

Da hob Lindolf seine Hand, wies gegen die Morgensonne und sagte: „Alle Tag' steigt eine Sonne aus meinem Heimatlande herauf. Ja, ich werde einmal hinausgehen und das schöne Land aufsuchen."

Nach Kurzem kehrte er um. Höllbart stieg nieder über die weichen Matten, auf welchen die kleine Heerde weidete. Ein paar Rinder grasten emsig, und man sah ihnen den Genuß an den Augen an. Andere saßen und kauten und thaten, als ob sie vergnüglich in sich hineindächten; wieder

andere standen umher und beleckten sich gegenseitig den Kopf und das Genick.

„Da herauf ist der Fluch nicht gedrungen. Selbst die Thiere sind hier glücklich und zufrieden."

Kaum hatte der Grübler das gedacht, als sich eine Kuh gegen ihre Genossin auflehnte. Diese war ihr streichelnd und leckend mit der Zunge in's Auge gefahren. Das vergalt die Beleidigte mit einem unwilligen Horngegaukel. Die andere gab den Stoß mit den Hörnern zurück. Da stemmte die erste ihre Vorderfüße aus, zog ihre Schnauze unter die Brust und zeigte ihrer Gegnerin die Stirne. Im nächsten Augenblicke fuhren sie zusammen, daß die Knochen gellten. Nach einem heißen Kampfe, wobei die Thiere wild schnoben und die Erde aufwühlten, lag das eine Rind am Boden, streckte die Viere von sich und flehte mit einem kläglichen Gebrüll um Gnade. Mit einem Liebesdienste hub es an, mit einem Kampfe auf Leben und Tod ging es voran und der Schwächere unterlag dem Stärkeren. Ewig das alte Lied.

Noch einmal sah Höllbart auf das Haus zurück, das im Hochthale stand unter der Fichtengruppe. Dann wendete er sich rasch und schritt fürbaß.

Er ging durch Zirmgesträuche und junge Lärchen hinab, bis er in die Hochwälder kam, die ihm stundenlang die weißen Felswände und den blauen Himmel verdeckten.

Da nirgends Weg noch Steg zu erkennen war, so folgte er einem Bächlein, das von dem Gebirgsstock niederkam, und diesem ging er entlang, und sein Pilgerstab that ihm im Klettern und Uebersetzen gute Dienste. Das Bächlein wuchs rasch, kam nach und nach auf ebenes Gelände. Endlich rann es an einer elenden Menschenhütte vorüber, später

an einem größeren Gehöfte, wie sie zu dieser Zeit anhuben, außerhalb der Wälle zu erstehen. Und endlich kam der Bach und unser Wandersmann an einen Flecken — Aveländ genannt.

Hinter diesem Orte, wo sich das Thal wieder einengt, stand ein Eisenhammer, in welchem emsig an neuen Schußwaffen, als Doppelarmbrüsten, Hakenbüchsen, und sogar an centnerschweren Rohrgeschossen gearbeitet wurde.

Auf einem Felshügel stand eine völlig neue Burg. Sie war wenige Jahre früher zur Abwehr gegen die Türken erbaut worden. Sie war mit Mannen besetzt, und als Höllbart zum Thore kam, das den Weg abschnitt und kaum das Wasser unter sich durchließ, mußte er dem Wart sehr artige Worte sagen, daß er weiter ziehen durfte.

„Seid Ihr ein Pilgersmann, so ist hier hinaus nicht der Weg nach Zell!“ hatte der Wart gesagt.

„Nicht nach Zell, nach Neustadt gedenke ich zu ziehen,“ antwortete Höllbart, „ich gehe zu den Landsöldnern und will gegen die Ungarn oder Türken kämpfen.“

Das gute Vorhaben leuchtete dem Pförtner ein und er ließ die Angeln des Thores knarren.

Höllbart war selbst überrascht von dem kühnen Worte, so ihm über die Zunge gegangen. Zu den Landsöldnern und gegen die Türken kämpfen? fragte er sich nun, als er durch die dämmernden Waldschluchten hinzog; ja, im Grunde, was kannst Du Besseres thun? Einen Feldpater werden sie wohl brauchen. So hilf gegen die fremden Horden Dein Vaterland zu schützen und die abendländische Gesittung zu wahren. Eben rüstet sich der Osmane wieder.

Mit Gewalt — verheerend, sengend, mordend — eine wahre Geißel Gottes, hat der Türke wiederholt die deutschen

Gelände der Ostmark überfluthet. Wie macht die Weltgeschichte Alles quitt! Wenige Jahrhunderte früher sind die Heerschaaren aus dem Abendlande in den Orient eingefallen, sind die Plage und die Schrecken Kleinasiens gewesen. Heute geht es verkehrt.

Aehnlich waren die Gedanken Höllbart's, als er in der abendlichen Kühle und im Rieseln und im Rauschen des neben ihm fließenden Wassers dahinschritt.

Und als der Abend dämmerte, traten beiderseits die Waldberge zurück.

Ein breites, schönes Thal that sich auf, durch welches vom Aufgang gegen Niedergang ein klarer, stattlicher Fluß zog, reich umflochten und umfriedet von Erlen und Weiden. Und dem Flusse entlang ging die breite weiße Reichsstraße mit ihrem beständigen Wagengerassel, Fuhrmannsgeschrei, Peitschengeknatter, Pferdegewieher und all' dem lauten und bewegten Lebensstrom, der die Länder damals noch solcher Gestalt durchwogte. Auf Wiesen und Feldern arbeitete spät noch das Landvolk an der Ernte. Von der Burg auf der Bergeshöhe aber strahlten zahlreiche Fenster. Die Stubenberger saßen vermuthlich bei fröhlichem Mahle.

Höllbart wagte es nicht, den belebten Ort Kapfenberg zu berühren. Von einem Landmanne erbat er sich ein Stück Brot, dann übernachtete er auf freiem Felde unter Weizengarben.

Wie ist das Feld so gut! Sein Korn ernährt, sein Stroh erwärmt. Aber die Heimchen kamen herbei und zirpten und flüsterten dem müden Wandersmanne in's Ohr: Das Feld sei schon recht, aber das Beste von ihm bekäme nicht der fleißige Landmann, das Beste bekäme Der dort oben im Schlosse. —

Ein Vogel saß auf dem Garbendeckel und pickte Körner aus den Aehren. Da erwachte Höllbart, erhob sich und zog weiter. Goldlichte Morgendämmerung lag auf den Waldbergen. Die wiegenden Weiden am Wasser waren wie reifig angehaucht, und Alles war thauig und frisch.

Höllbart wandelte im Thale der Mürz.

Seiner Richtung treu bleibend, zog er gegen Morgen. Er mied die Straße und ging im Gebüsche am Ufer des Wassers. Da konnte er trinken, wenn ihn dürstete, und konnte trinken, wenn ihn hungerte. Oft wölbten sich die Weiden über dem Flusse zusammen. Das Wasser zog still, und in seiner Tiefe lagen die runden goldbraunen Steine, und darüber hin in kreuz und krumm und auf und nieder glitten rothbesternte Forellen und sie fächelten anmuthig mit den Flossen.

So war Höllbart an dem alten Marein und am lieblichen Kinperg vorübergekommen. Er blickte zu der umwaldeten Vestenruine Kinperg empor, an welcher noch die wilden Spuren des Erdbebens waren, das dreihundert Jahre früher diese stille Gegend heimgesucht hatte.

Von der Bergkirche Sanct Georg klang schon das Mittagsglöcklein nieder, als Höllbart weiter gegen die freundliche Anhöhe des Wartberges schritt. Auf dieser Anhöhe stand damals eine Warte der Lichtenegger, das obere und das untere Thal beherrschend.

An der Warte blieb unser Wanderer lange stehen und blickte still entzückt in das obere Thal — eine schöne grüne Au, von dämmernden Waldbergen umgossen. Nahe zu seinen Füßen durch den Tann herauf schimmerte die Burg Lichtenegg.

Ein Hirtenknabe stand da, der erklärte das Bild: dort der Berggraben, links hinein ist das Veitschthal. Weiter rückwärts rechts die Bergschneide hin ist der Gölk und die roth-

graue Mauer davor mit dem Keildache ist der alte Heidenthurm zu Krieglach, an welchen sie jetzt eine Kirche gebaut haben. Und weiter rückwärts an den Abfällen des Kaiser- und Königskogels steht die Burg Hohenwang. Seht, jetzt fällt gerade so schön die Sonne drauf, daß die Fenster funkeln. — Ja, und noch weiter zurück sind die Alpen von Spital und der Semmeringsattel, wo die Straße über den Berg in's Oesterreichische geht.

„Und dahinter liegt Wiener-Neustadt, mein Ziel," ergänzte Höllbart, sagte dem Burschen ein Dankeswort und stieg den Berg hinab in's obere Thal der Mürz.

Es hungerte ihn; Lichtenegg winkte gastlich. Aber in den Burgen lauern leicht die Steckbriefe auf den Flüchtling. Höllbart ging weiter und suchte im Gesträuche nach Haselnüssen; sie waren noch lange nicht reif. Am Ufer des Flusses, auf Steinhaufen wuchs der Himbeerstrauch; aber Höllbart fahndete vergebens nach Beeren. Und als er im Gebüsche so herumkroch, da flog vor seinen Augen plötzlich eine Forelle aus der Luft, fiel auf den Boden und zappelte im Laubwerk.

Welch' ein Wunderland! Nicht Manna, sondern lebende Fische fallen aus dem trockenen Himmel! — Höchlich überrascht war unser Wanderer, aber sogleich griff er nach dem verschmachtenden weißbauchigen Thiere, welches unter den Blättern schlingelte. Da stand aber auch schon der Fischer mit der Angelstange vor ihm und that das Fischlein in die Wasserlagel.

Und siehe, mehr noch als über den vom Himmel gefallenen Fisch staunte Höllbart über den Fischer. Der war ein schlankes blühendes Mädchen mit großen nußbraunen Augen. Seine dunklen Locken waren als ein Kranz um das Barhäuptchen geschlungen; seine Arme und sein Busen waren

nur mit einem weißen Linnenkleide bedeckt; sein Röcklein war ziemlich hoch geschürzt gewesen, glitt jetzund aber nieder bis zu den Barfüßchen.

Höllbart erröthete. Das Mädchen erröthete nicht, sondern bekannte lachend ihre Ungeschicklichkeit, daß sie die Forelle mit der Schnur aus dem Wasser in das Dickicht geschnellt habe.

„Ihr suchet Himbeeren," sagte sie dann, „die hab' ich Euch vor einer halben Stunde weggegessen."

„Gesegne sie Gott."

„Ja, und Ihr habt etwan noch gar kein Mittagsmahl gehabt?" fragte das Mädchen, „Ihr kommt gewiß von Zell her?"

„Ich komme von weit," bemerkte Höllbart, der gar nicht wußte, was er sagen sollte.

„Von weit? Und Ihr mögt etwan im Wirthshaus nichts essen? Seid auch sonst ganz fremd dahier und seid müde? Ihr sollt in's Pfarrhaus gehen."

„Mein Kind," entgegnete Höllbart, „wie kannst Du mich erkennen und hast mich noch niemalen gesehen?"

„Ihr Närrchen," lachte das Mädchen, „wer wird Euch denn kennen, wenn Ihr so von weit kommt! Fremde Leut' giebt's mehr auf der Welt als bekannte. Ja, brave Leut' giebt's auch mehr als böse, und so besinn' ich mich gar nicht. Wir brauchen dieweilen kein Wirthshaus und kein Pfarrhaus. Dort unter der Esche liegt ein Stein, darauf mögt Ihr sitzen, bis das Mahl fertig ist. Heut' ist Freitag, da bekommt Ihr nur Fische."

So die junge Fischerin. Und wo ein emsig Weib schafft, ist das Haus bald fertig. Zuerst ging das Mädchen und trug Reisig zusammen. Dann suchte es aus seinem Kleide Schwamm und Stein hervor und schlug Feuer und kniete

hin vor das Reisig und blies es an — und wo aus rosigem Mündchen warmer Athemhauch wehet, da wird das Fünklein leicht zur lodernden Flamme.

Höllbart saß unter der Esche. „Siehe nun," sagte er mit dem König David, „Jehova hat Dich erwählet, ein Haus zu bauen zum Heiligthum."

Seine Wange glühte.

Und als das Feuer nun brannte, da fing das Mädchen Fische aus der Lagel, bog jedem kunstgerecht den Kopf über, daß er sich nicht mehr rührte, weidete ihn am Wasser aus und legte ihn sorglich in die Gluth. Hierauf kauerte es etwa fünf Minuten vor dem Feuer und schürte die Kohlen. Und bald kündete es die Fischerin mit heller, lustiger Stimme, das Essen sei fertig. Dann pflückte sie das Blatt eines Wasserampfers ab, legte mit zwei Fingerchen zierlich die Brätlinge darauf und überreichte sie so dem Manne, der unter der Esche saß.

Höllbart hatte in seinem Pfarrhofe selbst guten Tisch gepflogen; er hatte viel in Klöstern gegessen und in seiner Studentenzeit sogar mehrmals an der Bischofstafel des prachtliebenden und verschwenderischen Matthäus Lang gespeist. Gut war's gewesen, aber an ein solch' köstliches Mahl konnte er sich nicht erinnern, als das heute war, am buschigen Ufer der Mürz.

„Was kann ich Dir geben für dieses kostbare Tischmahl?" sagte Höllbart.

„Ist es Euch eines Gotteslohnes werth, so mag es mich freuen," entgegnete das Mädchen. „Ich habe es Euch nicht gegeben. Das Wasser gehört meinem Oheim, der hat mich geschickt, daß ich fische. Morgen kommen geistliche Herren, da ist große Tafel. Aber die Herren haben die Fische im

Wasser nicht gezählt, sowie die Ochsen und Schweine und das Geflügel im Hofe, denen sie sich im Speisesaale gerne gesellen. Die Fische hat Gott gezählt, und mit dem läßt's sich leicht handeln, der hat selber mit zwei Fischen und fünf Broten fünftausend hungerige Leute gespeist. Brot hab' ich keines — aber etwan mögt Ihr ein Schlücklein Wasser?" setzte sie rasch bei, als schäme sie sich, gleichwie der Pfarrer so naseweis von Gott geredet zu haben. Auch wollte sie nicht, daß der Fremde meine, sie habe ihm die Fische nur Gott zuliebe gebraten.

Nicht aus der Mürz schöpfte sie den Trunk, sondern aus einer kleinen Quelle, die unter Sträuchen heute noch murmelt. Während Höllbart trank, ruhte sein Blick im Antlitze seiner jungen Wirthin.

„Mein Kind," sagte er hierauf, „das ist gut, daß Du der Fischer bist, aber mich dünkt, es ist Mühe und Gefahr dabei. Warum schickt Dein Oheim nicht einen Knecht zum Wasser?"

Da legte das Mädchen den Zeigefinger der rechten Hand auf den Zeigefinger der linken und sprach: „Erstens hat mein Oheim keinen Knecht. Jetzt geht Alles, was nicht für die Gutsherren arbeiten muß, zu den Soldaten; und sonst auch, für so einen Dienst, wie bei uns, ist sicher keiner zu kriegen. Und zweitens, hätte mein Oheim auch einen Knecht, er schickte ihn nicht gerne mit der Angelschnur. So einer stiehlt von den Fischen die Halbscheid und verthut sie in der Schenke."

Dem Wandersmanne that die Ruhe wohl unter der Eiche. Im dichten Laub flüsterte es auch so heimlich.

„Ihr kommt weit herum," sagte ferner das Mädchen, „etwan wisset Ihr für uns einen Knecht, so saget es redlich."

Höllbart spielte mit dem Blatte des Ampfer, er verfolgte die zahllosen Aederchen, sie alle kamen aus dem Herzpunkte und strebten dem Rande zu und der Rand war sehr schön gerundet und das Blatt war ein Ganzes für sich. Und doch war es todt und hub schon an zu welken, denn es war ja losgerissen von seinem Stamme. Aber das Welken des Blattes war schon wieder das Regen eines jungen Lebens, das über's Jahr in einer andern Gestalt im Gebüsche wuchert.

„Und wenn ich einen wüßte?" murmelte Höllbart in das Blatt hinein.

„Ja, dann müßte ich nicht mehr so schwere Arbeit thun und könnte in Küche und Garten thaten." So entgegnete die Fischerin.

Da erhob sich Höllbart und sagte: „Du gutes Kind, ich bin aus weiten Landen her. Ich hab' auch wollen zu den Soldaten gehen. Wenn ich aber das gleich wohl ließe und hinginge zu Deinem Oheim und ihm sagte, ich wollte sein Knecht sein — meinst Du, daß er mich nähme?"

„Euch nehme er," versetzte das Mädchen rasch, aber allsogleich wurde es kleinlaut und flüsterte: „Wenn Ihr Euch gut anlaßt."

Der Rauch des ersterbenden Feuers zog matt durch das Weidengesträuche. Höllbart und die junge Fischerin gingen dem Ufer entlang. Er wollte ihr die schwere Last tragen, aber sie gab es nicht zu; noch sei er nicht des Oheims Knecht.

Nach einer Stunde gingen sie in den Ort Krieglach ein.

Das war ein kleines, theilweise waldumfriedetes Dorf. Unter den wenigen Häusern und Hütten stand die aus alten Mauern neu erbaute Kirche, deren röthlichen Thurm Höllbart

vom Wartberge aus gesehen hatte. Hinter der Kirche, die mitsammt dem Gottesacker durch eine Holzbrüstung gefriedet war, stand ein burgähnliches Gebäude.

Diesem gingen sie zu und das Mädchen sagte: „Da bin ich daheim. Jetzt, wenn Ihr wollt, werd' ich Euch zu meinem Oheim führen und ihm sagen, daß Ihr müd' und hungrig zu mir gekommen seid. Darauf mögt Ihr selber mit ihm reden."

Und als sie vor dem Oheim standen, da wäre Höllbart am liebsten wieder davongegangen. Der Oheim war der Pfarrer des Ortes. Er war eine schwerfällige, eckige Gestalt und trug einen weiten Talar. Er lud den Ankömmling nicht zum Sitzen ein. In herrischer und wohlwollender Weise zugleich unterhielt er sich mit ihm, und es wurde verhandelt.

„Du schaust brav und just nicht dumm aus," sagte der Pfarrer, „wenn Du willst und fleißig bist, so kannst es gut haben bei mir. Wo bist bislang gewesen?"

„Im Salzburgerland. Habe auch in einem Pfarrhof gedient," entgegnete Höllbart.

„Brav!" sagte der Pfarrer, „so kannst Du hübsch die Küsterei versehen?"

„Werd' es wohl können."

„Weißt auch in Haus und Hof Bescheid?"

„Ich denke."

„Und kannst bei Gastmählern dienen?"

Höllbart nickte bejahend.

„Gut, das schickt sich," sagte der Pfarrer, sich zufrieden die Hände reibend. „Wir haben morgen Gäste, da magst gleich eine Probe ablegen, mit dem Liedlohn wirst Du zufrieden sein."

Als Höllbart an demselbigen Abend im Pfarrhof zur Ruhe gegangen war, that ihm wohl das frische Bett gut, aber in seinem Herzen war kein Frieden.

Warum hatte er sich wieder unter Priester begeben? Da war für ihn doch am wenigsten Sicherheit. Warum war er abgewichen von seinem Plane und hatte sich verdungen in einen Dienst, den der erstbeste Bursche zu erfüllen im Stande war? Warum? — Ja, das fragte er sich selbst. Er sann auf Antwort und fand sie nicht. Hätte er die Antwort unter Himbeer- und Weidengebüschen gesucht und am Uferrande, wo die Fischer stehen . . . .

Freilich, lange genug ist er gewandert. Hier ist das Salzburger Bisthum nicht mehr, hier ist er fremd, hier will er eine kurze Zeit bleiben und sich sammeln. — Dann mag die Reise ja wieder weiter gehen gegen Neustadt.

Den Weidenbüschen aber war sein Gedanke ausgewichen.

Höllbart hat nicht gut geschlafen im guten Bett. Träume kommen nicht immer von Gott. Sie können auch vom Teufel sein, dachte er, als er am frühen Morgen erwachte.

Aber die Welt hat Gott erschaffen, das sah er an diesem Morgen wieder von Neuem. Er sah das schöne, weite Thal, ringsum begrenzt von tiefschattigem Tann. Und aus den Waldschluchten rieselten klare Bäche und dieselben durchzogen die grünen Auen. Und unter hohen Eichen und Linden standen Menschenwohnungen. Hirten begleiteten ihre schellenden Heerden auf die Weiden, und sie sangen dabei wortlose Lieder nach Aelplerart oder bliesen die Schalmei; Roß und Wagen waren auch schon auf den Wegen und der Pflug durchschnitt das thauige Feld.

Des Pfarrers Nichte hieß Sanna. Sanna hüpfte schon im Garten umher, die war heute befreit von lästiger Männer-

arbeit. Der neue Knecht wußte es, daß seine Arbeit nun diesem Mädchen zugute kam, so ging er froh in seine Knechtschaft. Der Spaten und der Glockenstrick und der Kirchenbesen und die Axt harrten seiner Hand, die der Pilgerstab vorbereitend mit Schwielen bedacht hatte.

Des Pfarrers Haushälterin war gar keine unfreundliche Person. Sie hatte ihr schon ein wenig in's Graue spielendes Haupthaar sehr hübsch geordnet und trug eine schneeweiße Schürze. Sie kochte und schmorte und briet in der geräumigen Küche und nährte und beschäftigte zwei Feuer auf dem Herde — ein hell und hochflammendes für das Kochen und ein stillglühendes für das Braten und Rösten. Fleischkammer und Backstube, Garten und Keller verbanden sich hier zum schönsten Verein, um dem Herrn zu dienen.

Sanna stand der Haushälterin in Allem bei, und Beide drückten dem neuen Knechte für die Abhilfe ihre Dankbarkeit aus, indem sie schon um zehn Uhr Vormittags ein Tischchen deckten, um ihm darauf eine erkleckliche Probe ihres segensvollen Schaffens darzulegen.

Höllbart hatte seinen weiten Lodenmantel mit einer blauen Meßnerjacke vertauscht und hatte sich überhaupt durch Beihilfe Sannens zu einem Manne herausgeputzt, der sich vor den Herren im Speisesaale wohl sehen lassen konnte. Sanna wußte, dieser Mann war ihr Schützling; aber dem Knechte ging es heiß und kalt über den Rücken, so oft sich das schöne, heitere Mädchen mit ihm zu schaffen machte. Das wird so nicht gehen, sagte er zu sich, es wird vernünftiger sein, ich nehme morgen wieder meinen Wanderstab zur Hand. Dann war aber plötzlich wieder die Frage in ihm: Warum den Wanderstab? Siehst Du sie gern und mag sie Dich leiden, so bleib'! —

Der Speisesaal war bereitet, die Tafel war gedeckt. Höllbart rückte die hochlehnigen Ledersessel zurecht und gedachte im Stillen der Zeit, in welcher er selbst genießend an vollen Tafeln gesessen.

Zur Mittagszeit fuhren Wagen an; Gäste stiegen aus. Andere kamen hoch zu Roß. Da waren der ehrwürdige Pfarrer von Kinperg, der geistliche Herr Ulrich von Hohenwang, der Pfarrer von Sanct Veit, von dem die Chronik berichtet, daß sein Bäuchlein der Bäuchlein letztes nicht gewesen. Es zogen an: der Abt von Neuperg und der hagere Beneficiant von Spital, der nach der Schrift einen gebogenen Blick hatte und zu jeglicher Zeit sonder Beschwerde um die Kirchenecke lugen konnte.

Es kam der Capellan von Marein, dessen Haare nicht blos der Herr gezählt, sondern auch der Mensch — es waren deren fünfzehn, nach Anderer Rechnung siebzehn. Und es nahte der wohlbeleibte Bruder Franciscus von Bruck und der kurzweilige Herr von Stanz und andere Welt- und Ordenspriester. Sie wollten sich heute in dem Pfarrhause zu Krieglach versammeln, um über Fragen und Zeichen der Zeit ein Concilium zu halten.

Es waren wirre Fragen und böse Zeichen. Vom Untergange her drohte das Lutherthum, vom Aufgange drängte wieder der gräßliche Türke. Und im oberen Lande selbst wüthete der Volksaufruhr. Da war guter und schneller Rath theuer — ja, für's Geld gar nicht zu haben. Der Pfarrherr von Kinperg machte den Amtsbrüdern sofort den Vorschlag, sich allsogleich an den Berathungstisch zu setzen.

Allein der würdige Herr von Sanct Veit war der maßgebenden Ansicht, körperliche Stärkung thäte zur Förderung eines weisen kräftigen Geistes vor Allem noth, und sei erst

die Zunge gelöst durch ein erwärmend Tröpflein, so kämen die Worte des Rathes und manch' guter Gedanke schon selber hervor; er — der würdige Herr von Sanct Veit — sei überhaupt geneigt, die feurigen Zungen des heiligen Geistes, welche aus einfältigen Fischern weise Apostel gemacht, mit den Tropfen eines feurigen Weines als vergleichbar zu halten.

Gleichwohl sothane Erklärung der feurigen Zungen noch in keinem Kirchenvater vorgefunden worden, so entschied sich doch dafür sofort die Mehrzahl der Priester. Und die Herren gingen zur Tafel. Höllbart reichte die Teller mit der schmackhaften Krebssuppe; dann präsentirte er die Forellen, die in einem Kranze von Gewürzkräutern sinnig eingerahmt waren. Und die Fischlein thaten noch ihre Augen auf, als wollten sie Jemandem zublinzelnd an eine freundliche Fischerstunde erinnern. Es war gut, daß die geistlichen Herren bald in eine lebhafte Unterhaltung kamen, denn der neue Knecht war der Bedienten geschicktester nicht. Indeß hielt er hübsch die Augen auf und den Mund zu, obwohl er in den herrschenden Gesprächen wohl mitzureden verstanden hätte.

Bis zum zweiten Braten mit Zwiebeln und Weinsauce gab der Türke Gesprächsstoff.

Kaum über zwanzig Jahre waren seit dem letzten fürchterlichen Einfall der Barbaren vergangen, und kaum hatten sich die Leute wieder Hütten gebaut auf den Ruinen, da ging es neuerdings von Mund zu Mund: der Türke rüste und sein jetziger Ansturm werde schrecklicher sein als alle früheren, und der Feind werde diesmal nicht eher weichen, als bis der Ostmark Söhne Blut bis auf den letzten Tropfen die Donau hinab in das türkische Meer werde geflossen sein.

„Und es muß so kommen!" sagte der Herr aus Spital. „Wo stehen Rebellen gegen die heilige Kirche auf, als in

den deutschen Landen? Wer schützt die Aufständigen und huldigt zuvörderst der neuen Lehre des Antichrist, als die deutschen Fürsten? Ist unser Herzog ausgenommen?"

„Ja, ja!" stimmte der Pfarrer von Krieglach als Gastherr bei, „es wird noch böse Zeiten geben. Wir müssen auf eigenen Füßen stehen."

„Jede kleinste, antikirchliche Bewegung muß scharf geahndet werden," sagte der Capellan von Marein und stemmte seine Faust auf den Tisch, „strenger als je müssen wir festhalten an der heiligen Sybille. Gott schütze seine Kirche."

Aehnliches sagte der ehrwürdige Bruder Franciscus und die Anderen.

Nur der Herr von Sanct Veit überließ vorläufig solche Angelegenheiten noch dem lieben, grundgütigen Gott. Seine Sorge war der feine, weißgescheuerte Lindenholzteller, so vor ihm stand und niemals genug haben wollte. Höllbart hatte mit dem Hirschbratengericht schon das dritte Mal davor mit Erfolg angehalten.

Bereits an die sechs Flaschen des edlen Weines aus dem Wendenlande waren zur Entkorkung gekommen, als die eine Frage entschieden war:

Wir halten fest — der Herr wird die Seinen schirmen!

Nun kam die Sprache auf jene wackeren Bauern im oberen Lande, die im Verbande mit den Truppen des Landeshauptmannes gegen die Lutherischen kämpften.

„So lange die heilige Kirche solche Streiter hat," meinte der Spitaler und bog seinen Blick einer inhaltreichen Flasche zu, „so lange zittere ich vor keinem Soliman und vor keinem Martin Luther." Da erhaschte er die Flasche.

„Allerdings, gegen Luther heißt es auf der Hut sein," sagte der Pfarrer aus Kinperg, „gleichwohl wir jetzunder

nichts von ihm hören; paßt auf, er spielt Versteckens. Plötzlich kann er kühner und mächtiger hervorbrechen. Sein Anhang ist groß."

„Man sagt, daß der aus dem Gefängniß entsprungene Salzburger Pfarrer Höllbart sich auch zu ihm geschlagen habe," bemerkte der von Marein, „die sitzen, weiß Gott, in welchem Winkel der Welt und brüten Pläne."

„Der Höllbart!" rief der Herr aus Spital, „ei, der ist weg und hin wie des Juden Seel'. Was man auch schwätzen mag von seiner Flucht; der ist lang' erwürgt, den hat der Teufel mit Haut und Haar."

Auf dieses Wort lächelten Einige ungläubig und tranken.

Der Diener war schon eine Weile bescheiden mit seiner Buttertorte hinter dem Sprechenden gestanden. Dieser nahm es endlich wahr, dachte, zu einem guten Trunk gehört ein guter Bissen, und nahm sich ein erklecklich Stück.

Der Capellan von Marein fuhr mit seinem blauen Sacktuche über das Gesicht und weit, weit über seine freundliche Glatze zurück. Dann meinte er, die Zeiten seien schwer, er traue dem Höllbart oder vielmehr dem Teufel nicht; der Teufel hole keinen in die Höllen, den er auf Erden so gut brauchen könne.

In demselben Augenblicke kam Höllbart mit seiner freilich schon arg zerrissenen Torte auch zum Herrn Capellan.

Dieser nahm, und als er bemerkte, daß für den Augenblick die Haushälterin in der Nähe, lobte er die Küche.

„Der Höllbart, höre ich, wird steckbrieflich verfolgt," sagte der Gastherr, „aber das allein thut's nicht, auf diesen Mann muß ein Preis gesetzt werden. Hundert Ducaten auf den Kopf des salzburgischen Luther! Was sagt Ihr dazu?"

„Bravo!" riefen mehrere Stimmen.

„Die Summe ist aufzutreiben.“

„Vom Ablaßgeld nehmen!“

„Wie könnten Ablaßgelder besser verwendet werden, als zur Verfolgung der Ketzer?“

„Als zum Preise für den Kopf dessen, der den Ablaß geschändet hat!“

„Hundert Ducaten für den Kopf des Höllbart!“

So schrieen sie durcheinander.

Höllbart stand am Geschirrkasten und ordnete die Erdbeerengefäße für den Nachtisch.

Am späten Nachmittag war's, als die geistlichen Herren auseinandergingen.

Der Abt von Neuperg saß selbstzufrieden in seinem Wagen und ließ die Rappen traben. „Wir halten fest,“ summte er vor sich hin. Der Kutscher hörte es, und als er durch den Schlagbaum von Mürzzuschlag fuhr und ihn der Zöllner höflich an seine Pflicht erinnerte, rief er: „Wir halten fest,“ und sprengte davon.

Der Herr von Spital saß auf seinem Schimmel, bog seinen Blick um jede Ecke und um jedes Gebüsch, und er vermeinte, er müsse den gräßlichen Höllbart irgendwo entdecken. Hundert Ducaten, wie viel sind das heilige Messen?

Der Pfarrer von Sanct Veit erwachte spät Abends daheim in seiner Stube und zerbrach sich den Kopf, wie er doch nach Hause gekommen sein mochte.

Höllbart aber verlangte noch an demselben Abende von Sanna seinen Pilgermantel.

„Ihr geht wieder davon?“ fragte das Mädchen leise; was sie noch beisetzen wollte, das behielt sie im Busen, wo es eine Weile wogte und brannte.

„Bin dahier nicht daheim", murmelte der Knecht. Er hätte nur noch fragen mögen, wo Sanna daheim.

Wo Sanna daheim? Das war ja die Herzwehfrage des Mädchens selbst. Sanna wußte nicht, wo sie geboren war. Andere Leute wußten es auch nicht. Der Pfarrer war schon viele Jahre im Ort, er hatte die Haushälterin als Verwandte bei sich und mit ihr stets in Frieden gelebt. Da hatte die Haushälterin einmal von einer Reise ein kleines Kind mit heimgebracht. Sie war im Mährenlande bei ihren Angehörigen gewesen und hatte die Waise aus Barmherzigkeit aufgenommen. Das Mädchen wurde brav erzogen und nannte den Herrn Pfarrer stets ihren Oheim.

So viel wußten die Leute im Ort, und so viel wußte auch Sanna. — Aber Sanna möchte doch einmal ihre Eltern sehen. — Mein Kind, die sind nicht mehr, sagte ihr die Haushälterin und blickte sie liebevoll an. — Aber Sanna möchte einmal auf der Grabstätte ihrer Eltern knieen und beten. Wer weiß, wie gut sie gewesen waren und was sie gelitten. Doch, wer soll sie führen? — Ei, kann ein Mann den Pilgerstab tragen und wandern, warum nicht auch ein frisches, starkes Mädchen? Will gar schon ein Knecht nicht verbleiben in der Fremde — warum das just eine brave Magd?

Aber die Zeit geht hin und verrückt die Pläne der Menschen, gleichwie ein Alpenstrom die Kieselsteine. Höllbart nahm sich an jedem Abende vor, am nächsten Morgen weiterzuziehen. Aber des Morgens entschloß er sich immer wieder, dem Mädchen noch einen Tag die Bürde der Arbeit zu tragen. Ohne die Geschäfte, die ihm oblagen, gelernt zu haben, wußte er sie doch zufriedenstellend zu verrichten. Freilich, rauhere Handarbeiten gingen dem „Mathes" nicht sonderlich von statten, aber zurecht kam er mit ihnen doch.

Dabei war ihm zuweilen ein wenig wirr. Er suchte gerne des Mädchens Nähe, wich ihr aber immer wieder aus. Sein früheres Leben war ihm wie in einen Abgrund versunken. Er hatte oft den letzten Knecht in der Bauernhütte um seine Sorglosigkeit und Einfalt und um seine Liebesfreudigkeit beneidet. Nun war er selbst der Knecht . . .

Der Pfarrer war mit dem Manne mehr als zufrieden. Diese Gewissenhaftigkeit und Emsigkeit und Anspruchslosigkeit war ihm unter Dienstboten noch nicht vorgekommen. Es ging nicht lange hin, so behauptete der Pfarrer, der Mathes sei wahrhaftig für was Besseres geboren, als für Hof und Stall. Und zur Messe läuten und Hostien backen, das könne jeder Nachbarsbub. Im Pfarrhause gab es allerlei Schreibereien, und die Buchführung über Zehent, Kirchenstiftungen, Einsammlungen u. s. f. war so einfach nicht. Dazu war denn Mathes prächtig zu verwenden.

Eines Tages langte in die Pfarrkanzlei der Steckbrief ein nach dem entsprungenen salzburgischen Pfarrer Matthäus Hellbert, genannt der Höllbart. Das Schriftstück machte viel Arbeit; Mathes saß tagelang an dem Schreibpult und nahm von dem Steckbrief unzählige Abschriften. Er that es getrost und mit heimlichem Humor, die Beschreibung paßte lange nicht mehr auf sein Aussehen. Die beschwerliche Reise hatte sein Antlitz verwildert; die knechtlichen Arbeiten und die Kleidung, in der er nun stak, und die Güte und Gelassenheit, oft fast an Einfalt grenzend, ließen in Mathes nichts weniger vermuthen als den entsprungenen Lutherpriester, den bereits im ganzen Lande berüchtigten „Höllbart".

Getrost schrieb Höllbart auf jedes Schriftstück die von der glaubenseifrigen Priesterschaft des Mürzthales aufgelegten Zeilen: „Jedermann, sei er wer immer, so er den Höllbart

lebendig oder todt einer hochw. geistlichen Behörde überbringt, soll mit hundert Ducaten in Gold belohnt werden."

Der Pfarrer blickte wohlgefällig über die Achsel des emsigen Schreibers, klopfte demselben auf die Schulter und sagte: „So, mein lieber Mathes, und nun sieh zu, daß Du Dir selber die hundert Goldfüchse gewinnst!"

Höllbart hob über dieses Wort ein wenig rasch den Kopf. —

„Hernach kannst Du heiraten," — setzte der Pfarrer launig bei, „wer weiß, ob nicht Eine im Ort ist!"

Da lugte der Knecht. — Merkt er etwas? Weiß er etwas? — Zur selben Stunde keimte unserem Freunde das erste Blatt der Hoffnung.

Als hierauf der Sonntag kam, wurde der Steckbrief an die Kirchenthüre geschlagen. Des Pfarrers Knecht that dies und gedachte dabei der fünfundneunzig Thesen, die wenige Jahre früher Luther an das Kirchenthor zu Wittenberg geheftet.

In der Gemeinde aber waren doch nur Wenige, die zu lesen verstanden, und so mußte Mathes auf das Geheiß des Pfarrers die Schrift auf öffentlichem Platze vortragen.

Wie sich da die Leute zu ihm herandrängten! Da war ja vom Antichrist die Rede, der losgeworden, durch die Welt zieht, wie ein brüllender Löwe, zu sehen, wen er verschlinge. Vielen graute vor diesem Höllbart und sie trachteten dem Weihwasserbecken an der Kirche in die Nähe zu kommen. Andere zeigten viel Muth und ballten die Fäuste und knirschten: „Ha, soll nur kommen, der Höllbart; das wäre ein Fressen! Lebendig in die Erde müßt' man ihn vergraben! — Oho, der ging auf wie das Unkraut und brächt' hundertfältige Frucht. Lebendig in die freie Luft muß man ihn hängen, auf

daß die Vögel des Himmels ihn verzehren. — Die Vögel sind unschuldig. In's Wasser mit ihm! — Ha, daß er die Mürz und alle Brunnen thät' vergiften! Den Höllenbraten muß man verbrennen!"

Es war eine Erregung in der Menge, als wollten sie schon den Scheiterhaufen schichten.

Unseren Höllbart faßte ein Grauen. — Fliehe, Du Tollkühner, rief in ihm eine warnende Stimme.

An der Thüre des Pfarrhauses stand Sanna und kicherte.

„Du bist heiter!" sagte ihr Mathes im Vorübergehen.

„Ja, über Dich lach' ich," rief sie dem Knechte zu, „bist ja selber der ganze Höllbart gewesen, wie Du im großen Mantel mit dem langen Stecken bei der Mürz unten daher bist gekommen!"

Der Knecht antwortete nicht. Er hastete durch den Hof seiner Kammer zu. Dort sank er auf eine Bank, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und murmelte: „Matthäus Höllbart, jetzt ist es zu spät!"

— — — — — — — — — — — — —

Den ganzen Rest des Tages verbrachte er in der Kammer. Er wunderte sich, daß sie nicht kamen in Haufen und ihn gefangen nahmen und ihn todtschlugen.

Gegen Abend ging leise die Thüre auf. Sanna schlich daher und fragte unsicheren Tones, ob Mathes denn krank sei, daß er heute zum Essen nicht erscheine.

Höllbart antwortete ausweichend und mied ihren Blick.

Da wendete Sanna das Köpfchen hin und her und lugte und fuhr sich mit der flachen Hand über die Augen und hauchte endlich: „Um Gottes Willen, wenn es dennoch wahr wär'!"

Er sagte kein Wort.

„So thu' den Mund auf, Mathes!" rief sie völlig krampfhaft. „Den ganzen Tag hab' ich heut' keine Ruh' mehr. Ich kann mir nicht helfen, bei Gott im Himmel, und ich kunnt's doch nicht glauben um all' mein Leben und Sterben. So närrisch bin ich, und weil Ihr mir heut' so davongelaufen seid, wie ich die unbesinnt' Red' gethan. Und weil Ihr nicht in's Haus kommt, und weil Ihr mich jetzt nimmer mögt anschauen. 's ist eine kindische Mär', aber sie hat mir den Kopf verrückt ganz und gar, und ich bild' mir's ein, Ihr wäret der Höllbart mit Leib und Seele!"

Lauernd fast harrte das Mädchen auf Antwort — und wenn's ein toller Lacher wäre, ein derbes Scheltwort auf ihre Narrheit, sie wollte hellauf jauchzen.

Aber der Knecht richtete sich langsam auf. „Gut," sagte er, „wenn es denn so sein muß — auf diese Weise bin ich einverstanden. Du, Sanna, bist ein armes, braves Mädchen. Du wirst leicht einen braven Genossen finden. Ihr werdet Euch davon ein Heim bauen, und deß — ich bitte Dich — deß mach' Dir kein Herzleid, das Geld ist redlich verdient. Und bin ich es zu tausendmal zufrieden, daß hier eine große Gutthat geschehen kann. Und jetzt, Sanna, führe mich zu Deinem Oheim. Ich bin der Pfarrer Höllbart."

Da hatte Sanna keine Sprache und keinen Athem. Der Thüre wollte sie zueilen, aber ihre Füße wollten sie nicht tragen, die beiden Hände preßte sie an ihren Busen. Sie wankte und sank dem Manne an die Brust.

— — — — — — — — — — — — —

Und der Knecht war im Pfarrhofe verblieben. Niemand ahnte, wer er war; Jeder hatte ihn lieb.

Und es ist kein Märchen: Die Liebe ist stark und treu. Und das Geheimniß lag mit sieben Riegeln verschlossen im Herzen, wo die Liebe wohnte. Das Mädchen hätte diesen Mann fürder still in der Seele getragen, aber sein Geständniß hatte ihre stille Gluth geweckt zur hellen Flamme. Sie hatte nun das große Geheimniß mit ihm zu tragen, ihr war anheimgegeben vielleicht sein Leben und Sterben. Das gab ihr das Recht, sich an sein Herz zu klammern, daß sie es schütze als ihr eigen Gut und nimmer verlasse.

Darüber ging die Sonne auf und nieder, sie schien den Liebenden in das Herz hinein; aber in die Geheimnisse ihres Urgrundes ist kein Sonnen- und Menschenblick gedrungen.

Kaum ein Jahr vergangen, war Mathes der Liebling der Gemeinde. Der Kirchendiener wird im Dorfe sonst gerne geneckt, weil er gewöhnlich der Einfältigste und Gutmüthigste ist. Unser Mathes hat das nicht erfahren. Seine Andacht in der Kirche war keine erheuchelte, er diente dem Altar mit Geschick und Liebe, und sein Benehmen in der Kirche war mindestens so erbaulich, als das des Herrn Pfarrers.

Wenn der Mathes zuweilen über Land war, so hatte der Pfarrhof eine arge Lücke. Und zur Sommerszeit war der Mathes oft über Land. Er zog mit mehreren Bauernknechten von einem Hof zum andern, um für das Pfarramt den Zehent einzutreiben. Er that das stets verläßlich und gewissenhaft; nur ein einzigmal hatte er Mißgeschick.

Auf der mittagsseitigen Au, dort, wo sich der Fresenbach aus den Bergwäldern windet, stand der reiche Rainhof. Nicht gar weit davon ab lag das Häuschen des armen Gaberfranz, dessen Besitzer vor lauter Robot und Abgabenpflicht mit Weib und Kind schier zum Verhungern kam. In

der Getreidekammer des reichen Rainhofer lud nun der Mathes eines Tages recht brav auf, denn der Bauer gab dem Pfarrer nach Herkommen gern, „auf daß für die Zukunft der Segen sich mehre". Aber leichten Ganges und leeren Sackes kam der Mathes in den Pfarrhof. Just neben der Gaberkeusche, wie er über den Steg der Fresen gegangen, habe sich das Sackband gelöst, sei das ganze Korn in den Bach gefahren.

„Gott besegne es den Fischen!" sagte der Pfarrer.

„Und dem Gaberfranz!" setzte der Knecht im Gedanken bei.

Freilich hatte sich bei der Gaberkeusche das Sackband gelöst, und der Häusler und die Seinen haben in dem darauffolgenden Winter nicht viel Hunger gelitten. —

Sanna konnte seit dem Tage, da sich der Mathes ihr geoffenbart hatte, nicht mehr heiter sein. Ihre Liebe zu dem kühnen Mann mit dem abenteuerlichen Geschick war zu höchst gewachsen, allein sie zitterte stetig vor der Gefahr, die ihn umgab.

Es gingen Gerüchte um, der Höllbart sei in der Gegend, er wohne nicht in den Höhlen, sondern inmitten christlicher Leute und treibe argen Unfug mit den Seelen der Kranken und Verstorbenen. Der Höllbart verstehe sich unsichtbar zu machen.

Wie bangte da das arme Mädchen! Allein Mathes wußte sie zu trösten. „Siehe, der Leute Aberglauben ist meine Tarnkappe; so lange sie den Höllbart für unsichtbar halten, werden sie ihn unter den Sichtbaren nicht suchen, werden außer Beschwörungsformeln etwa keine Mittel gebrauchen, seiner habhaft zu werden."

„Aber die Verschwörungen!" versetzte Susanna angstvoll.

„Sind der Weihe eines Priesters nicht gefährlich," lächelte Mathes, um sie zu beruhigen.

Er war kühn und schlau geworden. Wohl lange schon wußte er es nun, daß er durch das Mädchen an diese Gegend, an diesen Ort gefesselt war. Mit seiner Liebe war seine Zuversicht gewachsen. Alles vergaß er über dem einen Streben, mit dem Mädchen vereinigt zu werden.

Sein weiteres Geschick überließ er im Vertrauen seiner ferneren Thatkraft und seinem Gotte, den er im Gemüthe menschlich verehrte.

„Der Kirche Satzungen sind nicht mehr die meinen," sagte er einmal, „und vor Dir, o Gott, hoffe ich zu bestehen. Und kann Dein Priesterthum mit menschlich Fleisch und Blut nicht vereinigt sein . . ."

„So laß Deine Engel studiren und geistlich werden," rief das Mädchen dazwischen. „Und es wär' 'leicht eine großmächtige Sünd' vom lieben Herrgott selber, wollt' er einen so guten und sauberen Mann hängen zwischen Himmel und Erden, daß ihn die heiligen Engelein nicht möchten derlangen und unsereins auch nicht."

Die Päpste können lateinisch, aber Keiner von Allen hat jemals die Weisheit ausgesprochen, die in diesen einfältigen Worten lag. Es hat zu Lohn auch ein Küßchen gesetzt. —

Und eines Tages steht Höllbart vor dem Pfarrer und hält in guter alter Form um das Mädchen an.

Der Pfarrer lächelte, schüttelte ihm die Hand, des Weiteren sagte er nicht Ja und nicht Nein.

Der Pfarrer und seine Haushälterin hatten längst schon Beobachtungen und Verabredungen gepflogen. Sie hatten ihre Nichte getreulich lieb und bauten hinter ihrem Rücken an ihrem Glücke. An der Morgenseite des Dorfes hatte sich

der Pfarrer ein kleines Pürschhaus erworben. Das ließ er erweitern, denn ein Haus, das heute für Mann und Weib groß genug, ist morgen für Mann und Weib zu klein.

Der Mathes bekam die Sanna und das Pürschhaus. Und des Pfarrers Haushälterin buk Freudenthränen in den Verlobungskuchen.

— — — — — — — — — — — —

Am Vorabende der Trauung arbeiteten Bauernburschen an und in der Kirche und schmückten sie mit Tannenkränzen. Jeder von den Jungen wußte Eine, die er freien wollte, hätte er nur erst die hundert Ducaten. Sie verabredeten eine große Verschwörung, um den Höllbart aufzugreifen; und der Mathes, der habe es allfort in der Kirche mit heiligen Dingen zu thun, der könne leichtlich ein wenig zaubern — der müsse ihnen helfen, den Unhold zu fangen.

Mathes stand an dem Abende desselben Tages hinter dem Pürschhause auf dem Hügel und pflanzte ein Lindenstämmchen. Nicht etwa an eine lustige Kinderschaar dachte er, die sich dereinst unter diesem Baume ergötzen sollte; es war ihm heute anders zu Muthe. Es war ihm, als müsse er für kühlende Schatten sorgen — kämen etwa heiße Tage.

Während er die Linde tief in den Erdboden senkte, kam der Gaberfranz des Weges gehastet. Der hatte die Neuigkeit, auf dem Wartberg sei der Höllbart gesehen worden. Der trüge ein priesterliches Kleid und Fußsohlen, wie die Apostel. Auch trüge er einen langen Stab mit einem Kreuze und rufe Gottes Namen an. Das sei Teufelstrug, und die Leute hätten sich schon versammelt, um nach ihn auszuziehen.

„Ei, lasset die alte Mär,“ versetzte der Mathes, „der Höllbart soll begraben sein.“

Er schürte Erde an das Bäumchen, er schürte mit Hast, als wollte er damit wahrhaftig eine böse Erinnerung begraben. Aber im Erdreiche liegt ein Lebendiges — Unsterbliches.

Der andere Morgen ist ein reiner, thaufrischer Sommertag gewesen. Eine große Menschenmenge kommt heran in hochzeitlicher Kleidung und Stimmung. Der Pfarrer läßt das Brautpaar vor der Trauung noch in seine Stube kommen und giebt ihm den väterlichen Segen.

Dem Mathes bebt das Herz. Dieses Herz mag treu und wahr sein, aber es steckt in einem Betrüger, der das gastliche Haus um sein bestes Gut bestiehlt.

So war ihm, und er wollte zu dieser Stunde Alles bekennen. Da er ja herabgetreten ist von den Stufen des Altars und zurückgekehrt in den Frieden des Hauses ohne Arg und Uebelwollen, so wird ihn der priesterliche Freund nicht verdammen.

Aber die Braut hebt angstvoll ihren feuchten Blick, still bittend, er möchte den Mund wohl hüten, daß sich nicht Alles zum Uebel wende.

Die Leute richten ihre Augen auf das schöne Brautpaar. Der Mathes trägt einen dunkelfarbigen Rock, der weit über die Kniee reicht und schier talarartig die hohe, wohlgeformte Gestalt umwallt. Die weiße Binde um den Hals ist völlig zu sehen, wie ein Kollare, und das schöne, lockenreiche Antlitz mit der hohen Stirne, den stillberedten Lippen, mit den ernsten Zügen und dem milden Blick ist noch nie so aufgefallen, als zu dieser Stunde. Man könnte den Bräutigam für einen Priester halten, prangte nicht an seiner Brust das immergrüne Sträußchen des Rosmarins.

Die Braut hat ein schneeweißes Kleid an und trägt ein hellgrünes Kränzlein im wallenden Haar, und auf dem

Kränzchen liegt noch der Thau und auf den Wangen glüht es wie Widerschein des Morgenrothes, und durch die langen Augenwimpern wehen die Schatten der Nacht und schimmert das Lächeln des Tages. Und das Knospenpaar der Lippen zittert, und die himmlische Zier der Jungfräulichkeit ist ausgegossen über das demuthsvolle, liebliche Wesen.

So ziehen sie unter Musik und Glockenklingen zur Kirche ein.

Durch die schmalen, hohen Fenster wallt der Schein der Sonne in das Dunkel des Gotteshauses; auf den Stufen des Altars, auf denen das Brautpaar knieen wird, liegt ihr goldiger Teppich. Weihrauch wallt zu den Bildnissen des Altares auf und verschleiert mild die Kerzenflammen. Feierlich hebt die Orgel an zu tönen.

Dieser Klang weckt in Höllbart Erinnerungen an vergangene Zeiten. Einst stand er am Altare, ein minderjähriger Jüngling. Die Eltern knieten im nahen Wandstuhl und weinten vor Freuden. Dem Jüngling zunächst kreiste eine Priesterschaar in glänzendem Ornate; sie stellte sich zwischen Kind und Eltern, zwischen den jungen Mann und die Gemeinde, mit der er in Freud' und Leid war herangewachsen. Er war eines Pflugschmiedes und Pflügers Sohn, er verstand zu ackern und zu ernten. Aber einen Gesalbten Gottes in der Verwandtschaft zu haben, das war seines Geschlechtes höchster Stolz. So war Matthäus zum Priester geweiht worden.

Damals strahlte auch die Sonne nieder von den hohen Fenstern der Klosterkirche und die Weihrauchwolken vermochten ihre Strahlen nicht zu ersticken. Damals war auch Orgelklang und der Prälat sagte: „Sei vermählt mit der heiligen Kirche für ewige Zeiten!"

Heute anders. Der Pfarrer tritt aus der Thüre der Sakristei. Er spricht mit bewegter Stimme von der Bedeutung, den Pflichten und Segnungen der Ehe und vermählt seine Nichte mit dem braven Mathes.

Dann kniet er hin und betet ein Vaterunser und alle Anwesenden beten laut und gehoben mit. Höllbart ist glückselig vom Herzen. Jetzt ist der Bann gelöst; jetzt gehört er wieder den Menschen an, und die ganze Gemeinde betet für ihn und sein Weib.

Singend und jauchzend nach alter Weise bewegt sich der Hochzeitszug aus der Kirche. Aber ehe er noch dem Pfarrhofe naht, entsteht eine Verwirrung. Leute mit erregten Geberden rennen durch den Ort: Der Höllbart sei gefangen! Man schleppe den Antichrist eben heran, man werde ihn auf dem Kirchplatze steinigen!

Eine wildjohlende Rotte zieht durch das Dorf. „Da ist er, der Ketzer!" schreit Alles. „Hei, ho, Höllbart! Glück auf zur Höllfahrt!" Ein Pfäfflein zerren sie heran in Staub und Koth. Einige bücken sich nach Steinen, Andere reißen Latten von den Zäunen.

Erblassend hatte Sanna ihren jungen Gatten krampfhaft fest am Arme gehalten; aber der Mathes befreit sich fast mit Gewalt und mit dem Hochzeitsstrauße noch geschmückt eilt er der Rotte zu und ruft: „Haltet ein! Er ist unschuldig, er ist der Höllbart nicht!"

Die Menge hört nicht auf den Ruf; sie stößt und schleift ihren Gefangenen und traktirt ihn arg mit Stößen und Schlägen, und Alles flucht, und Mancher streckt seine langen, hageren Finger aus, in denen die Würgelust zuckt.

Das Pfäfflein bebt und wimmert um Erbarmen. „Wehe Euch!" schnauft es, „die Ihr die Diener des Herrn steiniget!

Große Trübsal wird über Euch kommen! Durch das Schwert werdet Ihr sterben! Kein Stein wird bleiben von Eueren Häusern! Der Fluch komme über Euch und Euere Kinder! Aber lasset mich, ich bin kein falscher Prophet! Verschonet mich, ich bring' Euch Ablaß — Ablaß vom heiligen Vater! O, verflucht sollt Ihr sein, bin ich ein falscher Prophet!"

Der Ablaßkrämer aus dem Ennsthale ist's. Höllbart erkennt seinen Feind und Verfolger, aber ist es, daß er seinen Namen durch ein solches Wesen nicht wollte vertreten lassen, oder ist es vielmehr aus Barmherzigkeit, aus Gerechtigkeitssinn, noch lauter ruft er: „Leute, bei meiner Seele schwöre ich es, das ist nicht der Höllbart!"

Da ist die Rotte einen Augenblick verblüfft; und der Mönch richtet sich halb auf und reibt sich den Sand aus den Augen und starrt dem bräutlichen Manne in das Antlitz. Alsogleich ist er gefaßt. — „Hi, hi," kichert er, „Dich kenne ich, meine Augen betrügen mich nicht. Du bist es." Dann springt der Mönch auf und schreit in die Menge hinein: „Was martert Ihr einen unschuldigen Priester? Der Ketzerpfarrer aus dem Salzburger Lande steht mitten unter Euch da!" Er kreischt mit wahnwitziger Geberde und weist mit ausgestreckten Armen nach Mathes dem Küster: „Da steht der Höllbart!" . . .

Die Wirrniß ist nicht zu schildern. Höllbart stand blaß und reglos unter der Menschenmasse und Sanna lag niedergebrochen zu seinen Füßen.

Da drängte der Gaberfranz herbei und grub sich mit seinem spitzigen Ellbogen eine Gasse durch die Menge, und den letzten Ellbogenstoß noch dem Mönchlein zuschanzend, rief er: „Du gottvernagelter Pfaff, hast zu viel gesoffen, und weißt nicht, was Du sagst! Oder bist gar ein dreifältiger

Narr oder ein schandschlechter Kerl über und über, daß Du unseren braven Mathes an seinem Ehrentag so willst verlottern!"

„Mag wohl sein, daß der Mann getrunken," sagte der ebenfalls herbeigeeilte Pfarrer und nahm schützend das hochzeitliche Paar mit sich fort.

„O, Deine Stunde hat doch geschlagen," schrie der Mönch, „ich komme nach!"

Aber es gelang ihm nicht sogleich, sich von dem Pöbel zu befreien, und er war übel zugerichtet, als er endlich gegen den Pfarrhof wankte.

Geifernd trat er in des Pfarrers Stube ein: „Ihr selbst schützet den Bösewicht? Wollt Ihr auch excommunicirt sein, Pfarrer? Glauben wollt Ihr's nicht?" Dann hub Pater Jonas an, Schriften und Beweise auszukramen; so triftige Beweise, daß dem Pfarrer die Kniee zu schlottern begannen.

„Nein!" rief der Pfarrer, „das taugt Alles nichts, trifft nicht zu. Ich werde nun meinen Knecht rufen. Paßt auf, Pater, Ihr werdet zu Schanden!"

Und als der Pfarrer den Knecht rufen wollte, da war der Knecht nicht zu finden und war Sanna nicht zu finden.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Aus Rand und Band war die Gemeinde zu Krieglach. Im Pfarrhause wüthete Verzweiflung. Wer konnte es fassen und glauben! Der gute, brave und bescheidene Mathes sollte der aus Mittersill entsprungene Sträfling sein? Aber der Beweise bester dafür war Mathes' Flucht.

Zuerst baten sie den verkannten Ablaßapostel kniefällig um Verzeihung für die Unbilden, die ihm waren zugefügt

worden. Allein seine Erscheinung habe so glatt mit des Gottlosen Steckbrief übereingestimmt, und man wisse eigentlich nicht, wer zuerst das Wort Höllbart auf den wandernden Priester geschleudert habe.

Pater Jonas verzieh diesmal gerne, und über den Aufruf zur Verfolgung des Flüchtigen vergaß er seine blauen Flecken.

Mit Knütteln und Aexten und Sensen waren sie hierauf ausgezogen, um den Höllbart zu suchen. Der Pfarrer des Ortes verschloß sich dreifach und ging in seiner Stube auf und ab und wollte zuweilen mit dem Kopf an die Wand fahren.

So hatte dieser berüchtigte Mensch bei ihm ein Jahr und länger gedient und hatte des Hauses Geheimnisse erfahren und hatte die Kirche geschändet. Und nicht genug das — hatte des Pfarrers — Nichte gefreit. O, diese Schmach fällt nimmer ab, die beschimpft für ewige Zeiten den Ort, und der Pfarrer ist unrettbar verloren.

Dann wieder brach sein Herz los: „Nein, Mathes, es ist doch Alles nicht wahr! Du kannst das mir und dem guten Mädchen nicht anthun. Aber, so komm' herbei, Mathes, und vertheidige Dich und trete diesen elenden Lästerer in den Staub!“

Allein Mathes kam nicht, und sein Weib kam nicht. Nach Stunden und theils nach Tagen kehrten die Verfolger blaß und kleinlaut und mit leeren Händen zurück.

Wieder kamen die geistlichen Herren von Kinperg und Bruck und Sanct Veit und Neuperg und Hohenwang zusammen, um über den neuerdings entsprungenen Höllbart zu berathen. Nur der Pfarrer von Krieglach fand sich nicht ein. Hingegen war stets der hagere Beneficiant von Spital

da, aber mitsammt seinem gebogenen Blick vermochte er den Ketzer nicht und nirgends zu entdecken.

Pater Jonas, der wegen Ablaßangelegenheiten in die Gegend gekommen war, hatte nun das Wichtigste zu thun; er mußte die Berathung leiten.

Neuerdings wurde der Steckbrief ausgesandt und das Blutgeld auf zweihundert Ducaten erhöht. — Eine Bußzeit ist angeordnet für die ganze Gegend, und wer den Höllbart einbringt, dem ist für sich und seine ganze Blutsverwandtschaft der Seelen ewiges Heil gesichert.

„Aber dieser Mathes kann ja doch gottswahrhaftig nicht gefährlich sein," sagte der geistliche Herr Ulrich von Hohenwang, „so laßt ihn laufen. Er hat keine Macht, ist ein Taglöhner. So schlecht steht es nicht mit unserer Sache, daß ihr ein Taglöhner schaden könnte. So laßt ihn zufrieden!"

Beschimpft wurde der Hohenwanger für dieses Wort.

„Hüte Dich, Bruder!" rief Pater Jonas drohend, „prüfe Dich, ob Du nicht selber schon bist angesteckt von diesem Gottverlorenen! Im Verborgenen wird er wirken. Der Martin Luther lebt, weiß der Satan, in welcher Mörderhöhle verkrochen, und dennoch speit er sein höllisch Gift hinaus in alle Welt. Sei wachsam, Bruder, Du kennst nicht die Zeit!"

Im Orte Krieglach wollte sich die Erregung nicht legen. Die Kirche mußte neu geweiht werden, in welcher dieser Höllbart als Küster gespukt hatte. Ein altes Weiblein sagte, es werde sich nicht betrogen haben, es habe auf dem Haupte des Meßners mehrmals zwei Hörner gesehen.

„So lang' er in unserem Gebirg' da herinnen ist," meinte ein Bauer, „so lang' werden wir böse Zeiten haben:

Mißjahre, Krankheiten, Krieg, Räuberwesen und Feuersbrünste. Ihr werdet auf mein Wort noch denken!"

Ein alter Mann wurde fast irrsinnig, er hätte mit dem Höllbart gegessen und getrunken und auf Bruderschaft angestoßen. Bei den Kindstaufen hätte der Höllbart das Wasserbecken gehalten, bei den Begräbnissen hätte der Höllbart das Rauchfaß geschwungen; — ja, da wäre Alles vorbei. Der Ortsschuster ließ sein Knäblein ein zweites Mal taufen; bei der ersten Taufe war der Höllbart Pathe gestanden.

In den Wäldern hub wirklich das Räuberwesen wieder mächtig an zu spuken; von neuem Türkendrange erhoben sich die Sagen lauter und lauter. Seht Ihr! Seht Ihr!

Der Gaberfranz irrte verwirrt und verzagt umher; er ging nicht mehr zur Beicht, er ging nicht mehr in die Kirche. Er dachte also: Ist der Mathes **nicht** der Höllbart gewesen, so ist alles Pfaffengeschwätz erstunken und erlogen. Und **ist** Mathes der Höllbart gewesen, so kann mir kein Pfaff und kein Herrgott mehr helfen.

So kann nach einer **guten** That das böse Gewissen erwachen. Der Gaberfranz war dem jungen Ehepaare auf seiner Flucht beigestanden. Unter einem Lodenmantel hatte Höllbart das Haus des Gaberfranz erreicht; dort fand sich auch Sanna ein, und sie hielten sich in der Keusche verborgen, zwei Tage und zwei Nächte, bis zur günstigen Stunde. Und als diese kam und der Franz — als Gegendienst für das gelöste Band am Kornsack — die einschlägigen Dinge ausgekundschaftet hatte, flohen sie gegen Sonnenaufgang in die Wälder.

An einem steilen Hange des Gölk, in einer Felsnische, saßen Höllbart und Sanna. Hier in diesem wildzerrissenen

Gestein hatten sie die ersten ungestörten Stunden ihrer Vereinigung zugebracht.

Traurigen Blickes sahen sie nun über die Wipfel des Waldes hinab in das schöne morgendliche Thal. Dort zog der flimmernde Faden der Mürz, an deren Ufern sie sich einst gefunden hatten. Dort ragte der hohe Bau der Kirche von Krieglach, um den sich die Häuser des Ortes schmiegten, „wie sich unter den Flügeln der Henne die Küchlein versammeln". Wie sieht sich so eine Menschenstätte von ferne friedlich und heimatlich an! Wer sich aber in der Nähe davon überzeugen will — es ist doch zumeist ein Wespennest.

Nicht doch, ein Bienenschwarm, stets fleißig Honig sammelnd und Zellen bauend, sich gegenseitig schützend, aber Eindringlinge bekriegend.

„Sanna," sagte Höllbart, „steige Du wieder hinab zu Deiner Heimstatt. Und mich laß ziehen. Du weißt es, die heutige Nacht ist unwirthlich und rauh gewesen. Aber das ist noch kein Hochwald, und ein Hochwald ist noch kein Urwald. Ich aber muß in die tiefsten Wildnisse fliehen, bin nur sicher, wo kein menschlich' Gedeihen ist. Erst in Feindesland bin ich geborgen; Sanna, kette Dein junges Leben nicht an einen Geächteten; bleib' daheim. Ich werde Dein sein bis zu meinem Versterben, ist es, daß ich in den Wüsten umkomme oder auf dem Schlachtfelde falle. Du hast die Liebe erfüllt, ohne Dich hätt' ich diesen Tag nimmer gesehen. Die Horden hätten mich längst zerfleischt. Sanna, ich danke Dir. Gehe nun, und will uns ein Gott wohl, so sehen wir uns wieder."

Das junge Weib klammerte sich an des Gatten Brust, schluchzte und lachte und rief aus: „Mein Mathes!" Dann sagte sie leise die Worte: „Noch sind nicht drei Tage vorbei,

seitdem wir uns Treue bis zum Tod haben geschworen. Und jetzt redest Du mir so!"

Da hat er jauchzend sein Weib umfaßt. Beide wandelten hin an den Lehnen und über die Höhen der Berge.

Der Wald wurde dichter, das Gebirge wilder. Am zweiten Tage ihrer Wanderung irrten sie durch Wildnisse, in welchen der Hirsch und der Eber nicht mehr vor menschlichen Schritten fliehen wollten.

Gar erschöpft und muthlos gingen sie eines Abends nach einem Gewitter dem Scheine eines Feuers zu, der zwischen Gebüsch und dichten Stämmen durchleuchtete. Da standen sie vor einer lichterloh brennenden Föhre, in die der Blitz geschlagen haben mochte. Das Feuer wogte und prasselte fast schauerlich in diesen stillen Oeden des Urwaldes, und manche brennende Moosfahne stieg empor zum nächtlichen Himmel. So oft ein Ast zu Boden stürzte, wogte ein Funkenstrom durch das finstere Gezweige der umstehenden Tannen; tiefroth wie glühende Eisenstangen waren die wuchtigen Stämme geröthet.

Als die Föhre nach einer Weile zusammengebrochen war, lagerten sich unsere Flüchtlinge um die glühenden Brände; sie wärmten sich und Sanna briet gesammelte Schwämme an der Gluth. Sie genossen das arme Mahl und dachten dabei an einen lieblichen Tag, da sie, auch am Feuer sitzend, aus der Gluth ihren Imbiß hatten gezogen.

„Sanna," sagte Höllbart plötzlich, „der heutige Tag ist glücklicher, als jener. Heute haben wir uns zu eigen. Daß uns ein Häuflein Menschen übel will, was liegt daran, wir sind aus ihrem Bereiche. Ein Liebeleben in weiter herrlicher Gotteswelt und ein gutes Gewissen! — Die ersten Menschen im Paradiese haben es auch nicht besser gehabt."

„Verschrei' die gute Stunde nicht!" rief Sanna und hielt ihm die Hand auf den Mund.

Auf weichem Moose, unter dem Astgewebe einer Fichte haben sie zur selbigen Nacht in süßem Liebesfrieden geruht.

Aber zur frühen Morgenstunde wurden sie herb geweckt. Höllbart erschrak. Ein paar Dutzend derbwilde, wetterrauhe Gesellen standen da, und sie erhoben ein brüllendes Lachen, als sich das Paar entsetzt vom Boden erhob.

Diese Gesellen waren gewiß auch Menschen, aber sie hatten Pfoten wie die Bären und Bärte wie Löwenmähnen, doch klar blitzende Augen und schneeweiße Zähne. Mit Baumrinden und Thierfellen bekleidet stampften sie einher, daß schier der Boden dröhnte. So oft sie auflachten, flatterten ein paar Waldhühner erschreckt aus ihren Nestern. Die Knüttel, die sie bei sich trugen, wollten nicht gar viel wilder sein als ihre Träger. Einer oder der Andere hatte einen schweren eisernen Schußprügel oder eine ungeschlachte Armbrust; mit langen Messerscheiden waren Alle versehen.

„Potz Türk' und Hagelstern!" rief Einer, ein Riese, um eine gute Faust höher gewachsen als alle Uebrigen. Dem hingen die scharlachrothen Haarlocken weit über die eckigen Schultern hinab. „Potz, das ist ja der kreuzsaubere Küster von der Krieglacherstadt! Hörst Du, Dein Bett ist auch ein wenig weit vom Ofen!"

„Nun, sag' Du einmal, Du Hausknecht des heiligen Jakobus",*) rief ein Anderer, „ist das Bethrüdernest da unten alleweil noch nicht niedergebrannt? Na, der Türkenteufel läßt sich Zeit."

---

*) Auf dem Altare zu Krieglach prangte als Pfarrpatron das Bild des Apostels Jakobus.

„Ei, tausendsassa!" sagte der Erste wieder; „Ihr Zwei kommt auch nicht in den Wald, um Spatzen zu fangen. Zuweg der lustigen Liebschaft allein ist es nicht; Ihr seid einem Edelmann auf's Hühnerauge getreten, oder habt einem Pfaffen in's Gesicht geblasen, daß Ihr so höllisch weit in die Wildniß lauft."

„Und bringst uns keinen Kelch vom Tabernakel mit?" fragte lachend ein Dritter.

„Aber ein goldener müßt's sein, wir möchten das Abendmahl nehmen. Giebt's frisch' Fleisch und Blut zu communiciren, so sind wir gute Katholiken, aber bei Wein in goldenem Kelch sind wir Alle Hussiten."

Sie johlten wild durcheinander. Den Großen mit den rothen Locken hießen sie den Zarb. Höllbart hatte diesen Mann schon früher einmal gesehen, und zwar vor der Bergkirche zu Eisenerz. Es war der rothhaarige Sabin. Höllbart erinnerte sich wohl, daß er damals unter dem Volksauflauf dieses Mannes Gegner und Sieger gewesen war. Und nun stand er dem wilden Gesellen hilflos gegenüber. Sanna bebte vor Angst und barg ihr Haupt an der Brust des Gatten.

Der Rothhaarige aber schien den Pilgersmann von damals an der Bergkirche nicht mehr zu erkennen.

„Habt Ihr uns gesucht?" fragte er. „Wollt Ihr bei uns verbleiben? Unser sind über dreißig und wir nehmen jeden Spitzbuben auf, der kein Schurk ist. Burgenverbrenner und Kirchenabtrenner haben wir am liebsten. Rabenschwarze Ketzer und hochgelehrte Teufelsbeschwörer sind uns auch willkommen, und wenn's der Höllbart selber wär'!"

„Aber Speck wächst Euch bei uns keiner um das Bäuchlein, wie dem Pfarrer von Sanct Veit in der Fastenzeit!"

„Sauf' Brennwasser, Junge!" rief der Zarb und hielt dem Höllbart einen erklecklich wamstigen Thonzuber hin.

Höllbart sah, hier sei trinken klüger denn sprechen; so faßte er den Zuber mit beiden Händen und trank. Das war echt' Brennwasser, es brannte ihm schier die Kehle wund. Die Waldteufel verstanden es schon damals, in Ermanglung von Trauben aus Wachholderbeeren ihren Wein zu ziehen. Anstatt Wasser gaben sie Feuer dazu.

„Das ist unser Galgenwein," rief ein einäugiges Bärengesicht zu Höllbart herüber, „und wenn wir Dich dereinstmal erwürgen, so gießen wir Dir damit vorher die Gurgel voll."

„Ei, heissasa, Kern-Blitzmädel, Du!" schreit ein knochiger Langhals mit einem bartlosen Spitzbubengesicht und strohgelben Haaren, „bist ja die bildsaubere Pfarrerstochter von Krieglach! Was macht Dein Vater, der Junggesell?"

„Geh', duck' Dich desweg nicht gar so tief unter," ruft ein krauser Schwarzbart. „Wem soll's nicht recht sein? Wir sind Alle Sünder!"

„Schön, so sündigen wir!" schreit ein Anderer. „Wie lang' ist's denn her, ist der Papst in Rom selber schwanger gegangen!"

„Oho!" lacht der Schwarzbart. „Selb' ist eine Päpstin gewesen, Ihre Heiligkeit, die goldhaarig' Hanni, kreuzsauber und lammfromm über und über."

„Meinetweg!" ruft das Spitzbubengesicht und mit süßelnder Geberde gegen Sanna gewendet: „Fromme Leut' sagen, Du hättest nicht auf die Welt kommen sollen. Du hörst, ich bin kein so Frommer, ich bin der Körnlein. Wirst es noch erfahren, was das heißt: der Körnlein!"

Höllbart suchte den Zudringlichen mit der Hand zurückzudrängen, aber der wilde Bursche wollte das fast ohnmächtige Weib an sich reißen.

Da sah der junge Ehemann plötzlich des Unglückes Uebermaß. Seine Sehnen spannten sich, seine Adern schwollen, und schon bereit zum Todeskampfe brach sein Herz in den Ruf aus: „Rette uns, rette uns, Du barmherziger Herrgott im Himmel!"

„Hörst Du," lachte der Zarb, „mit dem Herrgott haben wir wenig Bekanntschaft; hast es mit uns zu thun, so ruf' den Teufel an!"

Der Strohkopf wollte von Sanna nicht lassen.

Sofort wurde das Gesicht des Rothhaarigen finster, wie eine Wildniß in Gewitternacht.

„Körnlein!" donnerte er dem gelbhaarigen Gesellen zu, „leicht sind sie zusammen verbunden!"

„Flausen!" entgegneten Andere, „was des Pfarrers Stola zusammenbindet, das fällt im Wald auseinand!"

„Wie? was?" schrie der Riese, daß schier die Baumstämme gellten. Dann war es einen Augenblick mäuschenstill.

„Wer mir das Mädel anrührt," fuhr der Zarb fort, „dem reiß' ich den Darm aus dem Leib und knüpf' ihn damit auf den Birnbaum!"

Das gelbe Galgengesicht verlor sich im Dickicht.

„Es ist mein Weib," sagte Höllbart, „laßt uns in Frieden wandern."

„Mögt Ihr gleichwohl unter Waldteufeln sein," versetzte der Zarb grollend, „aber unter Hundsföttern seid Ihr nicht. Wo wollt Ihr denn hin?"

„In das Ungarland," antwortete Höllbart.

„Und Ihr Zwei allein?" rief der Rothhaarige. „Mit einem jungen Weib so in's Ungarland wandern! Der Zarb hat dem Stubenberger das Roß unter dem Leibe niedergestochen; der Zarb hat dem Dietrichsteiner die Feldklausen

über dem Kopf angezunden — aber mit einem jungen Weib allein durch den Feistritz- und Bakonierwald in's Ungarland gehen — Mordstern, dazu hätt' der Zarb zu wenig Kurasch!"

Höllbart zuckte die Achseln; Sanna schlug einen Blick zu dem Sprecher auf.

„Wollt Ihr mit in mein Haus gehen," fuhr dieser fort, „so kann ich Euch Geleitschaft geben bis zum Hausteiner hinab. Der Hausteiner ist kein Lumpenkerl, der mag ein Weiteres thun."

Was sollte Höllbart beginnen? Er führte und tröstete sein Weib und ging mit den Männern.

Der Zarb blieb an ihrer Seite und half ihnen über Schluchten und Gefälle, packte die junge Frau keck mit den Armen und trug sie wie ein Kind über die unwirthlichsten Stellen.

Die Anderen zerstreuten sich und pflegten Waidwerk.

In einem kleinen Wiesenthal, seitwärts begrenzt von einer wettergrauen Felswand und von dem hohen, lebendigen Wall des Tannenwaldes, stand ein Haus. Es war gezimmert aus den wuchtigsten Fichtenstämmen und hatte ein Dach aus gespaltenen Bäumen. Kein Tischler und kein Schlosser war dabei gewesen. Flüchtlinge, Räuberbanden, Wildschützen, Menschen, die fortweg mit Leidenschaften und Naturgewalten rechten, bauen solche Häuser.

Der Zarb stößt die Thür mit einem Fußtritt auf und führt das junge Ehepaar in den Bau. Im Bau sieht's gar schattig aus, aber mitten auf dem Lehmboden brennt ein Feuer. An demselben schafft ein derbgliederiges Weib mit wirren schweren Locken und markigen Zügen. Das Weib des Riesen. Daneben am Wassertrog sitzt ein junger Mensch und

weidet Wildpret aus. Der blickt staunend auf, als die Fremden eintreten.

„Das ist mein Drache,“ sagte der Zarb, sein Weib vorstellend, „und das ist mein Junges.“

Das Weib brummt und bläst ihren Trotz in die Flammen hinein. Der Jüngling thut sein großes, schönes Auge weit auf und hebt verlegen die blutigen Hände aus dem Trog, läßt sie aber sogleich wieder sinken. Halb theilnehmende, halb trotzige Blicke läßt er auf Sannen zucken. Dann wirft er den Kopf zurück, daß die goldfarbigen Krauslocken fliegen, ergreift ein breites Messer und führt einen starken Schnitt in die Brust des Hasen. — Ein stolzes, trotziges Wesen und doch liegt etwas jungfrauenhaft Zartes in ihm — erschütternd und anheimelnd zugleich, wie eine Gewitternacht im Mai.

Der Bursche wird bald gesprächig, kann spotten, kann schmeicheln, kann lachen und fluchen, kann scherzen wie ein Kätzchen, kann in Wuth entbrennen und Geräthe des Hauses zertrümmern und schnauben wie eine Bestie.

Sanna muß neben ihm sitzen, als sie zum Mittagsmahle den Hasen verzehren; mit den Fingern wirft er ihr das fetteste Stück zu.

Am Nachmittag, während sich Höllbart mit dem wuchtigen Zarb über die Weiterreise und Anderes bespricht, zerrt der schöne Waldbursche das junge Weib mit hinaus auf die Wiese. Sein Beinkleid ist aus rauhen Fellen; mit seinen nackten Füßen springt er in das Wässerlein, welches durch das Thal rieselt.

„Thu' aus Deine garstigen Fußbeutel!“ ruft er der Begleiterin zu, und will ihr die feinen, aber schon arg zertretenen Hochzeitsschühlein von den Füßen ziehen. Sanna möchte fliehen; er faßt sie am Arm: „Willst nicht meine

Gesellin sein? Komm, wir tanzen im Wasser! Du gefällst mir und Dein Vater schläft heute Nacht im Bett bei dem meinen . . . ."

Wie eine verscheuchte Taube flieht Sanna in das Haus und bittet ihren Mann um Gotteswillen sogleich mit ihr davonzuziehen.

„Was hat sie denn?" brummte der Zarb, „für die Nacht ist mein Haus besser, als der nasse kalte Wald. Ihr, Mann, liegt auf meiner Pritsch' und Euer Weib für diesmal bei meiner Tochter."

„Aber sie will nicht," rief der eben in das Haus hüpfende Junge.

„Wirst wieder wild gewesen sein, Hilla," bemerkt der Zarb; da blickt sich unser junges Ehepaar überrascht an.

„Ja, ja," lacht der Riese, gegen Sannen gewendet, „wollt Ihr längere Zeit im Wald herumlaufen, so müßt auch Ihr Euch Schöpslederhosen beilegen, wie da meine junge Maid. Ein Kittel taugt nichts, der bleibt an jedem Eidachselschweif hängen."

Da gehen den Gästen die Augen auf und Sanna mag wohl mit der wilden Hilla plaudern.

Und die Männer bleiben auch nicht stumm bei einander sitzen.

„Jetzt lugt mich einmal an, Vetter," sagte der Rothhaarige und spreizte seine Ellbogen auf den Tisch aus, „habt Ihr noch niemals so einen fuchshaarigen Grasteufel vor Euch gesehen, wie ich einer bin? Nicht? Auch oben im Eisenerzernest nicht?"

„Ja, dort werd' ich Euch gesehen haben," sagte Höllbart, als er sich erkannt sah.

„Gelt! Ihr der Erste habt mich dazumal niedergeschlagen mit ein Dutzend Worten. Die Pfaffen und Herren hätt' ich

rädern mögen allmiteinand, aber vor Euch hab' ich Respect bekommen. Und das müßt Ihr wissen, ich bin nicht der Narr, der sich mit einem wankelmüthigen Haufen mag herumschlagen. Da sind mir die bockbeinigen Waldteufel zehnmal lieber."

Hierauf erzählte der Sabin, wie er nach der gewaltsamen Knebelung des aufständigen Volkes durch die Truppen des Salm mit Weib und Kind in diese ferne, tiefe Wildniß geflohen war.

Hier in den Hochwäldern des Teufelssteingebirges, wo sich manch' verfolgte Ehrlichkeit, aber auch mancher Auswürfling barg, hatte er sich niedergelassen. Sie waren zerstreut in der Wildniß. Der wohnte in einer Felsenhöhle; ein Anderer in einem hohlen blitzverbrannten Baum; ein Dritter in einer leidlichen, selbst gezimmerten Klause. Sie lebten von Schwämmen und Kräutern und Wild. Verwegen waren sie wie die Löwen; die Bären und Wölfe erstachen sie mit Messern in der Hand. Die Stubenberger und Hohenwanger Wildhüter erschlugen sie mit Knütteln.

Da hatte der Schafftenberger von Hohenwang einmal ein Dutzend Soldknechte in die Wälder gesandt, um aufzuräumen. Ein paar davon kehrten übel zugerichtet zurück; ein paar davon wurden erschlagen; die Uebrigen blieben bei den Waldteufeln. „Sakra!" sagten sie, „da geht's uns besser, wie beim Schafftenberger."

Der Schafftenberger hat das Aufräumen nicht mehr versucht.

Der rothhaarige Sabin oder der Zarb, wie die rauhe Zunge der Wäldler ihn nannte, war der größte und stärkste von Allen. So herrschte er. Und Jeden, der in den wuchernden Urwaldring des Teufelssteingebirges getreten war, beherrschte der Zarb.

Zu Anfang war Mancher hinausgetreten in Bereiche, wo Nichtverbannte, Nichtverfluchte wohnten, und war mit Beute zurückgekommen, die nicht erkauft und nicht verdient worden. Solchen sagte der Zarb: „Ein Spitzbubenleben treiben wir, aber Schurken sind wir nicht!“ Und ließ sie auf den Birnbaum knüpfen. Der Baum stand im Wiesenthale, nicht just weit von des Zarb stattlichem Heim. Es war ein alter Holzbirnbaum.

„Seit der Zervogel daran gebaumelt ist, grünt er nimmer!“ erzählte der Zarb. „Aber so ein Holzbirnbaum muß heutzutage stehen in jedem Nest; der thut mehr wie ein Kirchthurm — thut mehr!“

Ehe noch Abend war, kannte Höllbart das Leben und Treiben dieser Waldmenschen — bestienwild, elementar gewaltig.

Die Elemente können auch lieblich lächeln im Frühlingsmorgen.

Des andern Tages. Wie ist Hilla ein kleiner Schalk! Schon in dämmeriger Morgenfrühe ist sie in ihre Schafpelzhose geschlüpft und hat aus duftigen Lärchenreisern eine Kette geflochten. Diese Kette legte sie ihrer noch schlummernden Bettgenossin an Hände und Füße, so daß die plötzlich erwachende Sanna heftig erschrickt, als sie sich gefesselt sieht. Aber Hilla lacht und hüpft und klatscht in die waldharzigen Hände. „Willst mir versprechen, daß Du bei mir willst verbleiben, so laß ich Dich frei.“

Der Zarb ist zur selben Stunde schon bei den Nachbarn herum. Etwas giebt es allmorgentlich zu schlichten; heute beschweren sich die Männer, morgen die Weiber, und das Mein und Dein sind trotz des Birnbaumes schwankende Begriffe.

Heute aber ist ein anderer Schick, heute munkeln die Gesellen, die sonst fluchen, und der Rothhaarige macht ein

erklecklich langes Gesicht. Für einen simplen Pilgersmann oder einfältigen Küster hatte er den Mann niemals gehalten, der jetzt sein Gast war; aber der Bericht, den ihm heute die Nachbarn munkelten und den sie auch entsprechend zu erhärten wußten, hatte ihn doch überrascht.

Bald stand der Zarb mit brennendem Blick vor Höllbart. Er starrte ihn an, und die Furchen seines Antlitzes wurden tiefer und seine Brauen finsterer.

— „Das ist also das schauderlich' Ding, vor dem die Memmen des Landes zittern!" schreit er und versetzt mit knorriger Faust seinem Gast einen Stoß an der Achsel — „das ist der Höllbart!"

Und nach einer Weile, in der Höllbart sprachlos dagestanden war und dem Riesen in's Gesicht geblickt hatte, erfaßte ihn dieser bei den Händen und sagte lachend: „Bist recht gefahren, Geselle, Du gehst nicht in's Ungarland, Du gehörst unser! — Aber bei allen Teufeln der gottseligen Steiermark, anders hab' ich mir den Höllbart gedacht! Wo hast Du Deine Bockshörner, Deinen Pferdefuß, Bursche! — Welcher Hexenmeister hat Dich in die feine Amantenlarve gesteckt? — Glauben wollt' ich's nimmer, hätt' ich nicht in aller Morgenhuid die Mär' erfahren, vom Meßner zu Krieglach und von der Hochzeit mit der Pfarrerstochter und vom Ablaßschächer, den ich noch zum Rabenfutter machen muß!"

Der Lehmboden dröhnt, als bei diesen Worten der Riese den Fuß in die Erde stampft.

„Weißt Du, Ketzerpfaff!" fährt der Zarb fort — während nach und nach mehrere Männer und Weiber im Hause zusammengekommen sind, um den Höllbart zu schauen — „weißt Du, daß die Waldteufel schon seit lang' einen Pfarrer haben wollen?"

„Das ist gewiß, wir brauchen einen!" riefen die Umstehenden.

„Allweg schmeckt eine Schandthat besser, ist sie verboten," sagte der Zarb, „so müssen wir einen Pfaffen haben, der sie verpönt und im Dunkeln übt. Wir müssen einen Pfarrer haben, der die Ehepaare macht, sonst weiß unter dem Gesindel ja Keiner mehr, wie sie sich treulich prügeln dürfen! Und das junge Gezücht will Taufnamen haben, und kommt's zum Sterben, so krepirt der Spitzbub doppelt so leicht, weiß er, der Pfaff weiht seine Grube. — So ist's vonnöthen, und wenn Einer aufsteht für die Waldteufel, so kann's kein Anderer sein, als der Höllbart!"

„Ja, der Höllbart," schrie Alles, „der Höllbart muß unser Pfaff sein!"

„Dein Geschäft kannst ja noch?" pfaucht ein zwerghafter Graukopf dem noch immer sprachlosen Höllbart in das Gesicht. „Von Höllen und Teufel sollst Du predigen, so viel Du magst, das haben wir gern'. Vom Fasten kannst auch brav schwätzen, sollst uns deswegʼ keinen Hunger leiden. Aber deß mach' Dir einen Knopf im Sacktuch, Pfaff, Deine heiligen Messen feil' uns nit!"

Das fährt rasch an. Einen Tag bittet sich Höllbart Bedenkzeit aus.

Es wird Abend. Der priesterliche Reformer, der entsprungene Sträfling von Mittersill, der Geächtete, der „Ketzer Höllbart" ist am Ziele. — Die Welt ist aus Rand und Band. Sollte irgendwo noch was zu halten sein, so wäre es hier bei den pfadverlustigen Menschen des Waldes. Sanna ist ja bei ihm und Eins mit ihm; ihr ist er den Schutz schuldig, ihr will er ein sicheres Dach geben, und wäre es unter Urwaldstämmen, und wäre es auch nur für heute und morgen.

Höllbart bleibt.

Mit Einem, der die Diebe und Ehebrecher auf den Birnbaum knüpft, läßt sich ein Pakt wohl schließen. Der Zarb hat die Ansiedlung der „Waldteufel" zu einer Gemeinde gemacht. Freilich eine wilde Gemeinde, und manches Mitglied derselben deckte gerne sieben Nächte über sein Gewissen. — Umsonst ist Keiner in die Wildniß gegangen. Und Einer braucht den Andern, und Alle den Einen, den Rothhaarigen, den Zarb.

Der Zarb ist gar zufrieden, daß sich wie herangeschneit ein Pfarrer findet. Und ein Mann, wie er den „Höllbart" einmal schildern gehört, kühn, unternehmend, redemächtig, starr auf seinem eingeschlagenen Pfad verharrend, ein wenig schlau dabei und doch ein ehrlicher Klotz — so ein Mann wird mit den Wilden im Teufelssteinergebirge etwan noch fertig. Der Zarb ist König, das steht fest wie der Teufelsstein; aber der König muß einen Minister haben, einen Feuermann, der aus dem rohen Metallklotz des königlichen Willens eine Kette weiß zu schmieden, um damit die Unterthanen zu einen, zu leiten und zu fesseln.

Der Zarb verbürgt dem Höllbart und seinem Weibe ein Haus, den Lebensbedarf, Schutz und Achtung.

So ist Matthäus Höllbart Pfarrer der Teufelsgemeinde geworden.

Die Tage wurden kürzer und wieder länger, die wilden Kräuter wuchsen und vergingen, der Mond nahm stetig zu und ab über der Wildniß, in Wechsel und Wankelmuth wiegte sich Alles; aber der Zarb hat sein Wort gehalten.

Höllbart besaß für sich und sein Weib ein Haus. Es war ihm erbaut worden, und die Waldteufel thaten groß und

nannten es ihren Pfarrhof. Seltsam genug, die Wildfänge und Gotteslästerer waren schier stolz auf dieses Wort. Der Zarb, der ein paar Jährchen früher so wild gekämpft hatte für die Abschaffung der bäuerlichen Unterthänigkeit, gebot hier im Wald, dem Pfarrer Robot und Zehent zu liefern. Denn dieser Pfarrer war weder vom Papste, noch vom Staate anerkannt, der mußte freilich ganz von seiner Gemeinde Wohlthat leben und zuvörderst an sich selbst ihr gutes Herz erproben lassen. Und siehe, da kamen Weiber mit Wurzeln und Kräutern, Kinder mit Waldfrüchten und Männer mit Wildpret. Und an bestimmten Tagen kamen sie zusammen auf der Wiese vor dem Zarbhaus und hielten Berathungen über Verschiedenes, und da stieg Höllbart zuweilen auf den Steinblock und redete.

Er sprach nicht von den Pflichten der Menschen, sondern von ihren Rechten; und das hörten sie lieber und Höllbart dachte, wer die Grenzen seines Rechtes kennt und achtet, der ist sich und seinen Mitmenschen pflichtgetreu. Er predigte nicht von Sünde und Buße, sondern von Herzensfreude und weisem Genusse des Lebens.

Höllbart sprach so schön und mild und warm. Sie hörten ihm gerne zu, anfangs der Neuheit, des Wortes Wohlklang wegen; bald aber erfaßten sie auch der Worte fröhlichen Sinn, und sie freuten sich über dieses Erfassen.

Freilich, ganz war die Wildheit dieser Menschen nicht zu brechen. Einmal, als das Gerücht ging, alle Bewohner der Mürzgegend seien auf, um den entflohenen Höllbart zu fangen, da rotteten sie sich zusammen und wollten die Verfolger ihres Pfarrers erschlagen.

Doch die Häscher kamen nicht in die Wildniß, und Höllbart suchte die Streitlust der Waldteufel gegen aus-

wärtige Feinde zu lenken, die sich drohend den Landesgrenzen näherten.

Mit Sanna feierte Höllbart den mildesten Hausfrieden. Sie genossen inniges Glück, wenn gleichwohl zuweilen an düsteren Herbstabenden, an einsamen sturmschweren Wintertagen ein betrübter Gast durch das Haus schlich: die Sehnsucht, das Heimweh nach zarteren, geist- und herzanregenden Lebenskreisen.

Sanna war manche Stunde mit der Waldjungfrau Hilla zusammen. Hilla war stets voll Glossen und Possen, aber ritterlich dabei. Da sitzen sie an der sonnigen Felswand und flechten aus Binsen — Fensterscheiben für den Winter. Krächzt plötzlich ein Rabe, brummt ein Bär, schallt ein Hilferuf in allernächster Nähe. Sanna fährt auf, da lacht Hilla, daß die Felsen gellen, und mitten aus dem Lachen heraus blökt ein Lämmlein. Bauchreden kann der Schalk.

Ziehen sie durch die Waldungen, um wildes Obst zu sammeln, so ist Hilla der Führer und Beschützer. Zuweilen thut es noth, daß sie eine todte Eule oder einen Habicht oder sonst ein Aas mit sich tragen, um die Wölfe zu füttern, wenn sich welche halb flehend, halb drohend an die Frauen wenden.

Mit den Waldteufeln aber ist es mitunter weit schwerer fertig zu werden, als mit den Wölfen. Die Waldteufel mögen kein Aas, viel lieber Waldgeherinnen selber. Der Körnlein schon gar, der weicht erst, bis ihm Hilla die Faust in sein gelbes Galgengesicht sausen läßt. Die Faust allein thäte den Körnlein noch immer nicht schrecken, aber die Hilla ist die Tochter des Zarb, und der Zarb hat einen alten Holzbirnbaum auf der Wiese stehen.

Sanna und Hilla sind Freundinnen geworden. Die Eine hat Kühnheit und Kraft, die Andere Zartheit und Seele von der Genossin gewonnen. Sanna hat sich mittelst dieses ihres Gewinnes freier und selbstvertrauter an das Waldland geschlossen. Der Waldjungfrau Hilla ist aus ihrem sich zarter bildenden Gemüthe eine andere Frucht entsprossen: die Liebe.

Da war im Waldlande ein junger Wildling, der hatte einen Stahlkopf und ein Goldherz und wurde geheißen Wandolf der Schütz. Das Schießen haben wohl Alle verstanden, aber das Treffen? — Wandolf hat all' seiner Tage keinen Schuß in die leere Luft gethan. — Einmal in einer heiteren Nacht schießt er aus Uebermuth in den Himmel hinein — und siehe, ein Stern purzelt über das Firmament.

Aber nicht mit der Kugel, mit seinem Augenblitz hat er das Mädchen getroffen. Von derselben Zeit an wollte Hilla kein Schöpshauthöslein mehr tragen.

Tritt der Wandolf eines Tages in des Zarb Haus hinein: „Sabin, ich will Deine Tochter freien."

„Wer frägt mich das?" versetzte der Zarb.

„Wandolf der Schütz, der Knapp aus Zell, der das Wappen des Salm von dem Thurm der Wallfahrtskirche hat geschossen, weil das Kreuz hinaufgehört, der aber auch das Kreuz von dem Thurm der Wallfahrtskirche hat geschossen, weil es zweibalkig gewesen und des Papstes Zeichen hat bedeutet."

So des Schützen Wandolf's Worte.

„Nach welchem Wappen wirst Du nimmer schießen?" frägt der Zarb.

„Christi Kreuz ist mein Glauben!" sagt darauf Wandolf.

Da versetzt der Zarb:

„So greif' zu und sei mein Tochtermann."

Höllbart war dabei und wunderte sich baß, daß die Lehre des großen Volksfreundes hier so unmittelbar gedeutet wurde.

Als es zur Hochzeit kam, schickte der Zarb den Körnlein aus, um den Festbraten zu holen.

„Der Strohkopf ist kein Strohkopf," sagte der Zarb zu Höllbart und meinte den Goldhaarigen, „im Ennsthale oben versprengt worden, ist er auch zu uns gekommen. Wir können ihn vornehm brauchen. Das Pürschen versteht er wie ein Wolfshund, schriftgelehrt ist er und verschmitzt wie ein Pfaff, aber stehlen thut mir der Sakermenter, wie ein Rab'."

Hätte geistlich werden sollen, hat Körnlein's Mutter dazumal gesagt, sei es aber Gottlob nicht geworden.

Als die Hochzeit war — viele Waldteufel waren auf der Wiese beisammen und trieben Schabernack — da kam der Körnlein mit einem Korb voll Hühner für ein feines Hochzeitsessen.

„Wo hast sie geholt?" frägt der Zarb.

„Hi, hi," lacht der Körnlein, „unten auf dem Hausteinerweg ist eine Bäuerin gegangen, hat gar schwer daran getragen. Hab' ihr die Thierlein zur Ehr' unserer schönen Braut abgenommen." Da zwinkert er mit den Augen.

Aber der Zarb ruft:

„Was sind wir im Wald? Geflügel fällt uns in's Maul, so viel wir mögen. Wozu rauben auf der Straßen? — Feist sind sie; wohlan, so laßt's Euch schmecken!"

Und geschmeckt hat der feine Bissen.

„Greift d'rein, Ihr Bären, das ist gewürztes Fleisch!" ruft der Körnlein lustig.

„Du Strolch!" sagt der Zarb. „Hast gegessen? Bist satt?"

„Brautvater, Dir bring ich's!" johlt der Körnlein und fährt auf mit dem Brennwassernapf.

„Du Rabenaas!" schreit der Zarb, „ein Straßenräuber trinkt mir die Gesundheit nimmer."

Und ein Weilchen nachher hängt der Körnlein auf dem Birnbaum.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Während in der Alpenwildniß der Pfarrer Höllbart gemeinsam mit dem gewaltigen Zarb die struppigen und störrigen Schäflein hütete, ging's draußen in den Weiten heiß her. Der Hochsommer that es nicht. Neuen Krieg und Aufruhr gab es. Der Martin Luther soll wieder losgekommen sein. Etwa bricht der Höllbart auch hervor mit Macht. Endlich droht er wahrhaftig aufzustehen, der furchtbare Antichrist.

Im Mürzthale war allgemeine Wirrniß. Am Fuße des Gölk, wo die Reutung zu Rand geht, stand ein hölzernes Kreuz schier morsch am Fuße und nach links zur Erde geneigt. Der Christus war zerbrochen und hatte keine Hände mehr. Ein Gott ohne schützende Hand, das war kein gutes Vorbedeuten.

Nicht die Ketzer hatten es gethan, wie am Frauenbilde im Ennsthale, sondern die Zeit, die lange, böse, gottlose Bilderstürmerin Zeit.

Hinter dem Kreuze standen hohe, finstere Schwarztannen. Und da hatte eines Morgens ein Mann aus dem Orte Krieglach gesehen, wie von den Aesten dieser Bäume große Blutstropfen niederhingen. Die Mär' verbreitete sich thalauf,

thalab: Beim Göllkreuze ist es geschehen worden, Blut schwitzen die Bäume. Das bedeutet Arges!

Solches war eine Mär'. Aber aus dem Ungarlande her kam eine Kunde, die ein lautes Schreckgewimmer hervorbrachte in allen Gauen. Der Türk' bricht wieder ein!

Ein Wehgeschrei gellt durch das Land. Zum Erzherzog Ferdinand dringt der Ruf; Ferdinand hält die Ohren zu. Was kann er thun? Sein Kriegsheer ist zerfallen; seine Schatzkammer ist leer. — „Und der blutgierige, wüthende, unser und unseres heiligen christlichen Glaubens Erbfeind, die Türken, welche viel christliche Länder, Städte und Festungen unter ihre Gewalt gebracht und so viel christlich Volk, das nicht zu zählen ist, todtgeschlagen, gefänglich weggeführt, schändlich mißbraucht und in ihre Dienstbarkeit gezwungen haben — sie wälzen sich wieder heran in unzähligen Schaaren."

Die Landstände ruft der Erzherzog. Die Landstände wissen Rath; es ist noch Mark im Lande Steiermark. Zwar ist das Volk am Bettelstab, der Adel ist arg geschwächt, aber die Kirche muß retten. Die Kirche hat große Güter im Lande, die Klöster haben gefüllte Schatzkammern. Religion und Kirche sind jetzo wahrhaft in Gefahr, so möge die Kirche zur Vertheidigung und zum Schutz ihr Schärflein geben.

Den vierten Theil der geistlichen Güter verlangt ein Manifest des Erzherzogs, nachdem er „sein eigen Vermögen dargestreckt. Allein, das reicht gegen die große Macht der Türken nicht aus, auch mögen unsere Länder und Leute die Last wie bisher nicht länger ertragen. Man ist also bedacht, nachdem die Gefahr am meisten unseren heiligen christlichen Glauben betrifft, lieber einen Theil der Güter und Gülden der Gotteshäuser und Klöster zur Rettung unseres heiligen christlichen Glaubens und zur Erhaltung des übrigen Theiles

derselben anzugreifen und zum Widerstande gegen die Türken zu gebrauchen, als zuzulassen, daß der Türk' nicht nur die Gotteshäuser und Klöster und deren Güter in seine Gewalt bringe; sondern auch die christlichen Leute todtschlage und von dem heiligen Glauben bringe."

Dieses Schriftstück entfachte den Seelensturm im Lande von einer neuen Seite.

„Die rechtmäßigen Kirchengüter sollen verschachert werden?" rief der geistliche Herr von Spital bei einem Concilium in der Neuperger Abtei, „also kein anderes Geld mehr im Land? Die Kirchengüter rauben und damit die Heiden schlagen wollen, ha, ha, das ist jetzo neuer christlicher Landesbrauch. O, der Erzherzog rechnet hinter des Wirthes Rücken, und er verrechnet sich. Soll die Kirche schon geplündert werden, so ist's besser, der Heide thut's, denn der Christ!"

Und sie vereinigten sich: „Der Ferdinand mag zehn solche Befehle stellen, wir geben nichts. Kommt es auf der Kirche Gut an, so mögen die Türkenhunde dreinfahren und die ganze erzherzogliche Bettelwirthschaft verschlingen. Der Herr wird das Seine zu schützen wissen!"

Der landesfürstliche Erlaß scheiterte an dem ehernen Sinn der Geistlichkeit.

Verlegte sich Ferdinand im Angesichte der schrecklichen Gefahr dann auf's Bitten: die ehrwürdigen Stifte und Klöster möchten doch für's Wenigste eine Anzahl Krieger stellen und besolden.

Was? Als Söldnerknechte will er die Priester einhertreiben gegen die heidnischen Bestien?

Der Clerus verweigerte Alles und blieb bei dem Wahlspruch: Gott wird die Seinen zu schützen wissen. So tapfer und opferwillig die Geistlichkeit in früheren Jahren gegen den Feind der Christenheit gestritten hatte, so war sie jetzt im

Drange des hereinbrechenden Lutherthums wie verwirrt und verkehrt. Der Kampf um das Dogma hatte sie verbittert und verhärtet.

Die Leute waren unstet und planlos. Der Bauer wollte nicht ackern und säen; in den Werkstätten wurden Kriegsgeräthe erzeugt. Auf der Heeresstraße stockten die Fuhrwerke. Kriegsknechte zogen zu einzeln oder in Haufen. Das waren zumeist verwahrloste Kerle, voll Lumpen von außen, voll Hunger von innen. Die Leute schlossen die Thüren vor ihrer Nase zu. War das ein Kriegsheer! Das sollte nun gegen die Türken ziehen und war ganz mittel- und muthlos. Es sind auch gar zu herbe Erfahrungen gemacht worden. Väter und Großväter hatten vom Türken erzählt und stets beigesetzt: „Thut nur beten, Kinder! Die Städte hat er niedergebrannt, viele tausend Personen hat er davongeschleppt. Und wenn er wiederum kommt, dann helf' uns Gott!"

So haben zahlreiche Sagen von älteren Türken-Einfällen und die Erinnerungen an neuere Niederlagen die Gemüther entmuthigt.

Sehr langsam und stockend bewegte sich der Strom der Krieger gegen den Semmering.

Bauern gruben zur Nachtszeit unter alten Bäumen in tiefen Felsschluchten ihr klein erspart' Schärflein oder ihre Hausgeräthschaften ein. Nur die Beile und Holzäxte wurden nicht verscharrt, sondern geschärft am Schleifstein.

Und die Geistlichkeit, ei, die that wohl auch das Ihre. Zuvörderst wurde der Preis des Meßopfers und des vollkommenen Ablasses herabgesetzt; auch die ärmsten Leute sollten der Gnadenmittel theilhaftig werden können, um gestärkt und gesegnet dem Feinde die Stirne zu bieten oder ihm wenigstens glücklich zu entkommen.

Pater Jonas war längst nicht mehr in der Gegend gesehen worden. Eine Weile in der Neuperger Abtei hatte er sich aufgehalten, und als der Türkenlärm nahte, da ging er, um sich und seine Blechbüchse wohl zu bergen, in einen stillen Winkel der hinteren Mürz. In dieselbe Gegend der heiligen Natureinsamkeit sind auch die gefüllten eisernen Kisten aus der Abtei gezogen.

Der Pfarrer von Krieglach war nach den seltsamen Vorkommnissen von seiner Stelle abgetreten. Der Gram um das verlorene liebe Kind zehrte an seinem Leben.

Der neue Pfarrer sorgte väterlich für die Gemeinde. Er ließ für's Erste aus Rom mehrere Gebeine heiliger Märtyrer kommen. Er ließ für das hinmodernde Göllkreuz, bei dem manches Mirakel schon geschehen war, aus fein geglätteten Baumstämmen eine Kapelle bauen.

Und in dieser Kapelle wahrte er ein Kleinod, wie solches vielleicht in der ganzen Welt nicht mehr zu finden war. Durch ein Wunder Gottes war es erhalten geblieben über tausend und fünfhundert Jahre, zum Troste der Gläubigen. Aus fernen Thälern her zogen Wallfahrer, um den Gnadenschatz zu sehen und im Geiste zu empfahen.

In der neuen Kapelle am Gölk, unter einem Eisengitter, in einem grauen, sorgsam verkorkten Fläschchen war der Athem des heiligen Josef. Ob wahr und echt? Danach fragte damals kein Mensch. Ei, doch! Der halbverzagte und grübelnde Gaberfranz that die Frage. Der Pfarrer hätte darob den Zweifler am liebsten ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Gläubigen. Vorläufig aber wies er nur entrüstet auf das päpstliche Siegel, mittelst welchem das Fläschchen verschlossen war. Das hat dem Gaberfranz genügt — er ist auf's Knie gesunken vor dem Gnadenschatz, hat brünstiglich gebetet.

So hatten die Leute doch etwelche Mittel gegen die Türkengefahr. Außerdem wurden Processionen gehalten zu Kirchen und Kapellen, die unserer lieben Frauen waren erbaut worden. Es herrschte damals noch der mittelalterliche Frauencultus, wenn auch nicht mehr in seiner ursprünglichen poesievollen Lieblichkeit wie voreinst, so doch noch in seinem berückenden Prang und Prunk. Die Bienen waren fleißig im Lande — meint der Chronist — allein sie konnten schier nicht genug Wachs aufbringen für Kerzen, die an Frauenaltären verloderten. Manches Gnadenbild, das vielleicht eben ein wenig minder sich der Neigung des Volkes zu erfreuen hatte, mußte schlicht mit Pechlunten vorlieb nehmen. Hinwiederum strahlte manch' mit Gold und Seide schwerbeladenes Bildniß in einem völlig wundersam berückenden Kerzenflammenglanz. Und mit solchen Bildnissen hielten sie Umgang an sonnigen Tagen, wie in finsteren Nächten, und Klag- und Bußgesänge schollen und von den Kirchthürmen klang es wie Sturmgeläute.

So haben sie sich gegen den Feind gerüstet.

Es vergingen Wochen um Wochen. Die Straße war leer; es war wieder stiller geworden. Nur von Raubhorden vernahm man zuweilen, die in den Wäldern des Teufelsstein ziehen sollten. Die Türkengefahr, meinte Mancher, sei auf die Fürbitte der Mutter Gottes vorüber. Aeltere Leute aber sagten: „Helf' uns Gott!"

— — — — — — — — — — — —

Es war Erntemonat, aber es gab nicht viel zu ernten. Der Türke hatte noch nichts zertreten, doch das Säen war ausgeblieben in dieser Zeit der Wirrsal und der Bittgänge.

Das Pürschhaus im Orte Krieglach stand leer; wildes Bohnengewinde rankte zu den Fenstern hinein. Die junge

Linde stand betrübt auf dem Hügel und sie hatte — kaum die Hundstage vorbei — schon fahle Blätter.

Der Gaberfranz ging zuweilen vorüber und blieb vor dem Bäumchen stehen.

„Es sind die Kirschen kaum reif und dieser junge Baum hat schon rothe Blätter. Was bedeutet das? Etwan ist der Höllbart, der die Linde hat gepflanzt, umgekommen, und der böse Feind hat ihm den Hals gebrochen?“

Mit dem bösen Feind meinte der Gaberfranz nicht den Türken, sondern den leidigen Teufel selber. —

Der Höllbart war nun aber völlig verschollen.

Von dem Gebirge des Schwab war zu dieser Zeit ein gluthäugiger junger Mann niedergestiegen in die Thäler und war an die Ufer der Mürz gekommen. Er nannte sich Lindolf. Seine Vorfahren hatten sich länger denn ein Jahrhundert verborgen gehalten in einem Winkel des Gebirges. Aber in Lindolf war nicht der Sinn für ein beschauliches Hirtenleben, sein Hang ging in die Weiten und Breiten, nach großen, weltbewegenden Thaten der Menschen. Die Idee von Vaterland und Vaterlandsvertheidigung war nicht in ihm. Aber Menschen, denen Unrecht geschah, da Feinde einbrachen in ihr Besitzthum und nach ihrem Gut und Leben strebten, solche Menschen wollte er schützen; daher kam er niedergestiegen und trug in seinem Gurte jenes Beil, mit welchem er einst die Aeste für den Sarg seines Ahnen von den Fichten geschlagen hatte.

Stetig zog Lindolf durch das Thal der Mürz und warb Streiter.

Ueber den Semmering und von den Waldungen des Alpsteiges her kamen Landstreicher, Zigeunergesindel und allerhand herrenloses Volk mit seltsamen Geberden und

fremden Lauten. Das ist der Kehricht des großen Besens — die Geißel saust näher. Ueber die Haiden Ungarns fluthen die wilden Schaaren heran. Ein Gerücht fliegt durch das Thal: Vor Neustadt und Wien wallt der Roßschweif; auf dem Stefansthurme prangt der Halbmond.

Leute auf hohen Bergen hören an stillen Abenden von Aufgang her ein Donnern und dumpfes Pochen, wie von schweren Geschützen. Und einmal liegt durch die ganze Nacht ein mattrother Wolkenstreifen über den fernen Ebenen von Neustadt.

Rasender Schrecken im Lande. In den Schlössern und Flecken fluthet neu das Leben auf. Kinder und Kranke werden davongeschafft; Heerden werden aus den Pfrängern gejagt, als stünde Alles in Flammen. Und wahrhaftig Viele wollen den Brand schleudern in ihr eigenes Gehöfte. Der Caplan von Hohenwang sprengt auf einem Rappen durch das Thal und ruft zum Landsturm auf, was stehen und ringen kann. Er selbst trägt ein Schußgewehr und eine breite, blinkende Scheiterspalte auf der Achsel. Mancher will dem Priester die Hände küssen. Mancher kniet betend vor dem Waldkreuze. „Freund!" ruft ihm der brave Mann zu, „jetzt ist keine Zeit zum Knieen. Brecht die Kreuzpfähle vom Weg und drescht damit die Türkenschädel nieder!"

Ein fliegender Befehl ruft jeden zehnten und fast gleichzeitig jeden fünften Mann zur Wehr. Der Klerus erschließt nun Kirchen und Klöster: nehmt, nehmt den vierten Theil, nehmt Alles, was Ihr findet, nur rettet! — Wie starren die kahlen Bilder von den Altären so schreckhaft nieder! Wie prunken die goldenen Leuchter und Gefäße und Monstranzen! Aber Waffen! Waffen! — Mit Gold und Silber streitet man jetzt nimmer.

In solcher Wirrniß lodern in einer sternlosen Septembernacht auf den Bergeshöhen die Lärmfeuer. Der Feind ist in's Land gebrochen. Kreuthschüsse hallen durch das Thal, durch die Engen der Mur hinab gen Grätz.

Auf den Zacken der Kamp, auf der Spitze des Königskogels, auf dem Gölk, auf dem Wartberge steigen die Feuersäulen empor — weithin die Noth verkündend. Aber der Türke ist andere Nachtlichter gewohnt, das zeigt der blutige Schein, der breit und hoch im Gewölke des Himmels leckt.

Im Thale der Mürz stehen die Dörfer leer. Wer sich nicht zum verzweifelten Widerstande gerüstet und gerottet, der ist auf der Flucht in die Wälder und Einöden. Mancher hat vor seiner Flucht noch Kalk, Stroh und Tannenzapfen in den Fluß geworfen, um durch dieses Zeichen den unteren Gegenden die Gefahr zu künden.

Auf dem Gölk im Dickicht ist ein wunderlich Lager aufgeschlagen, ein Lager voll ächzender Kinder, weinender Weiber und betender, fluchender Männer. Einer oder der Andere starrt hinab in das Thal. Ein einzig Lichtlein flimmert noch im Orte Krieglach. Das ewige Licht in der Kirche ist es nicht, das ist verloschen. Wer denn ist der Tollkühne, der daheim die bösen Gäste erwartet? — Ei, der flieht nimmer. In der Todtenkammer liegt er, und noch ist das Oel nicht alle, das ihm die Fliehenden in die Lampe haben gegossen. Der Mann ist gestorben aus Gram um ein verlorenes Kind; — er ist seiner Tage Priester gewesen — der alte Pfarrer von Krieglach.

So wie die Lagernden auf dem Gölk heute, so haben vor Tagen zwei Menschen hinabgeblickt in das Thal und auf den friedlichen Ort. Ach, die Zeiten sind stürmisch, jeder Tag

schlägt andere Wellen, und die Hochfluth rast dahin — und an den vertriebenen Mathes hat heute kein Mensch mehr gedacht.

Es wird Morgen, ein schöner, thaufunkelnder Morgen. Die Vöglein jauchzen auf den Wipfeln, aber die Leute deuten den Frohgesang für Klage- und Hilfegeschrei. Darum geht heute noch die Sage, die Schwalben hätten laut geweint an demselbigen Tage und seien davongezogen, und da hätten die Leute gesagt: „Jetzt ist's vorbei mit dem Leben, jetzt sind auch die Vöglein davon, die das Glück bedeuten!"

Da, der Morgen ist hell geworden, biegen die Flüchtlinge das Geäste auseinander und blicken hinab. Was sie nun sehen, sie erschrecken nimmer davor, sie sind darauf gefaßt gewesen.

Die Straße unten ist nicht mehr weiß und grau, sie ist braun, roth, blau, wogt und schillert lebendig in allen Farben. Ein seltsames Klingeln und Schrillen und Pfeifen dringt herauf und zuweilen ein scharfer Schrei, wie ihn so gellend und durchdringend keines Aelplers Kehle vermag auszustoßen.

Um den Ort Krieglach schwärmt es wie eine aufgestöberte Ameisenbrut, und aus allen Schornsteinen steigt Rauch auf. Von Stunde zu Stunde wächst das Dorf, bunte Zelte steigen wie aus der Erde hervor, und auf den Gipfeln derselben flattert der Roßschweif, funkelt der Halbmond.

Im Thale der Mürz herrscht der Türke.

Nimmer zu beschreiben sind die gräulichen Schaaren, die außer dem Bereiche des vor Wien aufgeschlagenen Hauptlagers, nun ihre eigenen Herren, im Gebirge zuchtlos walten, thierisch wüthen. Die Mongolen mit den gelben Gesichtern und den großen Backenknochen, die Tataren mit den lüsternen Glotzaugen, „emporgestiegen aus dem nächtigen Tartaros",

die bärhaarigen Jakuten, die halbnackten Baschkiren, verschiedene Sprachen grunzend und schnaufend, sich gegenseitig selbst kaum verstehend. Die weißmänteligen Janitscharen haben es vergessen, daß sie Christenkinder gewesen, sind so wild wie die Anderen.

Welch' ein Geheul, welch' ein Blasen und Trommeln und Scheibenschrillen, und welch' ein seltsames Tanzen und Springen! Herren im Lande sein! Ei, das wissen gar die wiehernden Rosse, die blökenden Kameele. Das entfacht den Uebermuth, und der Eine sticht mit dem langen Speer des Kameraden blutrothen Turban vom Haupte. Etwan giebt es eine Brust zu durchbohren, die sich trotzig entgegenstellt, oder es ist mit dem Krummsäbel ein blondlockig Haupt abzuschlagen unter den Kindern des Landes.

Pfeile schwirren in der Luft wie Heuschrecken zur Erntezeit. Und durch all' das hin huschen braunkittelige Derwische und verkünden Gebetstunden und rufen den Allah an.

„In Gottesnamen“ ist all' das Schreckliche geschehen hüben und drüben.

Reiter sprengen in kreuz und krumm, sprengen gegen vereinzelte Gehöfte, sprengen gegen die Schluchten von Hohenwang hinan.

Finster und trotzig steht die Burg auf dem Berge. Keine Fenstertafel glitzert, kein Fähnlein wallt. Still und leblos ragt die Veste. Ein Häuflein Rothmäntel klettert den Berg hinan, klettert katzenhaft behendig den altersgrauen Wall empor; da bricht das Wetter los. Steine hageln, qualmende Ströme von Pech regnet es nieder, dumpf und derb donnern die Flüche der wackeren Ritter und Knappen. Die Anstürmer purzeln, kollern in den Burggraben oder fliehen den Berg hinab und mischen sich unter die Schaaren.

O, der alten Burg soll es nicht geschenkt sein. Mit den braunen, blutkrustigen Fäusten drohen sie, die schneeweißen Zähne fletschen sie der Veste empor: „Dir wird nimmer der Mond voll!“ —

Zu jener Zeit ist es nicht aufgeschrieben worden, was unseren Vorfahren geschehen ist. Aber ein Dornenkranz von bösen Sagen ist zu uns herübergekommen.

Sengen und brennen, das thut jeder Feind, wenn es in seine Feldzugspläne paßt; aber Ohren- und Fingerabschneiden, blenden, schinden bei lebendigem Leibe — das hat nur der Barbar aus dem Morgenlande gethan, und die Feder sträubt sich, es zu buchen, was die Voreltern gelitten.

Im Kirchlein am Hauenstein wird die heilige Katharina verehrt. Sie steht mit einem langen Schwerte auf dem Altare. Sie ist eine Patronin gegen Feindesgefahr. So hatte sich — der Sage nach — denn in jenen traurigen Tagen aus dem Thale der Mürz Alles in das Hauensteiner Kirchlein geflüchtet, das hinter den Wäldern des Alpsteiges gelegen. Und einmal, während des Bitt- und Bußgottesdienstes sei Sanct Katharina plötzlich nicht mehr auf dem Altare gestanden. Da wäre große Trostlosigkeit gewesen unter den Andächtigen: Jetzt ist auch unsere Schutzpatronin fort, jetzt müssen wir verderben! — Aber als der Priester den Leib des Herrn habe emporgehoben zur Wandlung, da sei die Heilige neu verklärt wieder auf ihrem Platze gestanden und von dem Schwerte sei helles Blut getropft. Zur selben Stunde aber sei der heranziehende Türke durch eine unsichtbare Macht wieder zurückgeworfen worden in das Thal der Mürz.

Uns lehrt die Sage nur, daß der Feind in die Gegend von Hauenstein und der wilden Teufelssteinwälder nicht

gekommen ist. Um so länger und gräßlicher haben Soliman's Raubhorden an der Mürz gewüthet.

Beherztere Flüchtlinge wagten sich endlich wieder hervor aus ihren Verstecken und meinten: Wenn ich flehe, daß ich wieder ruhig wohnen dürfe unter meinem Dache, meiner Kinder, meines kranken Weibes willen, wenn ich beschwöre, daß ich ihnen nichts in den Weg legen, friedsam mit ihnen leben wolle, so werden sie Erbarmen haben. Es sind ja doch auch Menschen.

Aber was für Menschen! klagt ein Chronist, wären es lieber rasende Thiere gewesen, die ihre Opfer sofort in tausend Stücke zerrissen hätten. — Aber die Barbaren legten den Armen eiserne Ringe um den Hals und schleppten sie von dannen. Manches Häuflein wackerer, handfester Männer that sich zusammen und fuhr mit Aexten und Morgensternen auf Leben und Tod in die fremden Schaaren. Sie haben viele der steierischen Erde hingeschleudert; aber Tod oder Gefangenschaft ist ihr endlich Los gewesen. Jeder den eisernen Ring um den Hals, in langen Ketten aneinander geschmiedet, wurden sie davongeschleift, während die Heimstätten in Flammen loderten.

Wie rührend klagt eine Urkunde aus jenen Schreckenstagen:

„In der unteren Gegend haben die Türken sieben Häuser verbrannt; ist alles Trait und Hausrath verbrunnen. — Dem Freisleben Jörgen haben die Türken sein Weib mit zwei Kindern und große Dirn weggeführt. — Dem Hans Kneissel haben sie einen Knaben weggeführt, ist sein Sun gewesen. — Dem Bogner Andree haben die Türken sein Weib weggeführt, ist hoch schwanger gewesen. — Der Gemeinschusterin ist ein Dienstdirnl weggeführt worden. — Dem

Erhart ist eine große Dienstdirn weggeführt worden. — Der Sand Hannes ist von den Türken verbrennt worden. — Den Kirchen haben sie an Bildern, Meßgewand und Anderem großen Schaden than und das hochwürdige Sacrament auf die Erden getreten. — Dem Peter Mängel haben sie seinen Vetter köpft. — Dem Mussen Jackel haben sie Haus und Hof verbrennt und seine Mutter köpft. — Dem Bauer Hans steht sein Hof noch, aber die Türken haben ihm Roß und vier Kinder weggeführt. — Dem Schmied Jeckel steht sein Hof, aber die Türken haben ihm das Maul von einander gehackt. — Die Gstettnerin Wittib ist hart von den Türken verwundet und ihr Sun weggeführt worden —" Und so weiter, eine erschreckend ausführliche Liste aus dem unseligen Jahre.

Von dem Kirchensprengel Krieglach allein achthundert Personen in die Sclaverei fortgeschleppt! so erzählt heute noch eine Inschrift in benannter Kirche.

Die noch übrigen Flüchtlinge in ihren Alpenverstecken haben vergebens auf das kaiserliche Heer geharrt, das endlich siegreich sie erlösen möchte. Aber des Landes zerrissene Kriegsmacht wußte kaum die Burgen und Städte zu schützen. Das Landvolk war sich selbst überlassen, um auf Noth und Tod mit dem Ungeheuer zu ringen.

Heldenthaten sind geschehen. Jeder Bauer erschlug der Türken drei, und sein Weib deren zwei, lautet eine Urkunde. Und Lindolf mit seinen wenigen Genossen hat manche böse Scharte gerissen in den Haufen des Feindes. Einmal war er bereits gefangen und entwaffnet, da erwürgte er den Wächter mit dessen eigenem Roßschweif, bemächtigte sich wieder der Streitaxt und schlug sich eine Gasse bis zu den Seinen.

Da war es eines Morgens, daß vom Semmering her, inmitten zahlreichen Trosses, zwölf bartlose Gesellen in gelben Kitteln ein buntes, klingelndes Gezelt herantrugen.

„Das ist der Soliman oder sein Schatz!" meinten Einige, und es glühte und zuckte die Kampfluft. Da führte Lindolf die Schaar seiner Getreuen auf Umwegen durch dichtes Strauchwerk, und dem Zuge nahekommend rief er zum Ansturme. Mit Hurrah ging's aus dem Dickichte hervor; die Deckung des Zuges wurde durchbrochen, die Gelbkittel zum Theile niedergemacht, und ein wilder Recke führte einen blinden Schlag in das Gezelt, welches in den Staub der Straße stürzte.

Mit einem mächtigen Ruf gebot Lindolf Einhalt, denn in dem Zelte saßen zwei Frauen, wovon die eine am Haupte getroffen bereits in die Ecke gesunken war, während die andere mit einem gellenden Schrei auf die Sterbende hinstürzte.

Im nächsten Augenblicke war das Gezelt zerrissen in tausend Fetzen, aber schon nahten feindliche Rotten und Lindolf hatte nur noch Zeit, die eine unverletzte Frauengestalt um die Hüften zu fassen und mit ihr in das dichte Gesträuche der Waldschlucht zu fliehen. Seine Genossen folgten ihm und brachten auch noch einen grinsenden Gelbkittel mit.

Und die Türken fanden auf der Straße einige gespaltene Schädel, ein zerrissenes Gezelt und ein todtes Weib. Wohl brachen sie wüthend auf zur Verfolgung; aber Lindolf war bereits im Schutze des Hochwaldes und der Felsen, und vor ihm auf dem Flechtwerke des Mooses lag ein ohnmächtiges Mädchen von wunderbarer Schönheit.

Es war im zarten Kleide und im reichen Schmucke einer Königin. Schwere Perlenketten lagen über dem milden Busen, und in dem lose wallenden, glänzend schwarzen Haar

lag ein Band, in welchem ein Frühling von buntleuchtenden Edelsteinen blühte. Ueber das Angesicht ging ein weißer zarter Schleier, einen doppelten Reiz über die feinen ausdrucksvollen Züge gießend. Die Wangen waren rund und blaß, zwischen den halb offenen Lippen schimmerten schneeweiße Zähnchen, aber kein Athemhauch war zu spüren.

Ueber Lindolf's Stirne ging eine Röthe wie Blitzeszucken; er riß einen Kümmelstamm ab, zerrieb die Rispe desselben zwischen den Fingern und hielt die zerquetschten Körner der Ohnmächtigen unter das feingeformte Näschen. Der stechende Geruch wirkte, das Kind schlug die Augen auf.

Und als Lindolf in dieses große, tiefschwarze Auge sah, vergleichbar mit einer Sommernacht, in welcher Wetterleuchten zuckt — da wurde ihm ein Traum aus frühester Kindheit wach; es war wie Mutteraugengruß aus morgenländischer Heimat. Gleichwohl in den Bergen des Nordens geboren, lebte der orientalische Blutstropfen des Stammes nach ungezählten Jahren endlich in diesem Manne wieder auf.

Als das Mädchen die fremden Männer sah, da schien es seine Lage sogleich zu erkennen. Hastig griff die kleine rechte Hand nach einem schmalen, scharfen Messerchen, das im Gürtel stak, doch Lindolf fing den Arm auf und steckte die gefährliche Waffe zu sich. In demselben Augenblicke fuhr die Gefangene mit der Hand nach der Perlenschnur, die sie am Halse trug, und zog dieselbe zusammen. Lindolf hatte Mühe, den schönen schlanken Hals von der mörderischen Schnur zu befreien.

Und als sich das Kind so in Allem überwunden sah, schloß es trotzig den Mund und schloß das Auge, als sollte der Feind nimmermehr in seine Seele schauen. Kein Laut und keine Thräne war hier aus diesem Wesen noch gedrungen.

Wie ein Marmorbild lag es jetzt da, und es war, als ob sich dieses Leben sofort gefügt hätte dem eigenen Willen — zu sterben.

Der Jüngling aus dem Gebirge des Schwab, über das Begebniß auf alles Andere vergessend, beschloß nun, seine wundersame Beute in volle Sicherheit zu bringen.

Auf einer Sänfte aus Lärchengeflecht trugen die Männer das Mädchen über Berg und Thal. Der Zug ging gegen die Hochwälder des Teufelsstein. Und Lindolf folgte der Sänfte.

— — — — — — — — — — — —

In den Haufen des Feindes war große Verwirrung. Planlos schossen sie umher, nach der Entführten zu fahnden. Das erschlagene Weib hüllten sie in kostbare Tücher und führten es in einem hohen, schwankenden Wagen davon. Ein großer Theil des Heeres folgte dem Wagen, ein anderer zog, da er die Jagd nach der Entführten als fruchtlos erkannte, mit zahllosen Gefangenen ab.

Aber der Aussatz blieb zurück; ein wild umherstreifendes Mordgesindel, zahllos, wie die Kohlraupen jenes Herbstes, untilgbar und grauenhafter noch wirthschaftend als die eigentlichen Henkersknechte des fürchterlichen Soliman. Sie haben den Raub des schönen, jungen Weibes arg gerächt.

Gegen Ende des Monats September gab es an den Ufern der Mürz nur mehr Brandstätten und Leichenhügel. In demselben Jahre sind in der Mürz die Forellen verdorben.

Die Leute sagen, das Wasser sei zu trüb und blutig gewesen.

Der Gaberfranz lebte noch, aber die Seinen waren zugrunde gegangen. Er hatte das Würgen gesehen und war

darüber irrsinnig geworden. Da hatte er eines Tages an der Gölkkapelle eine brennende Opferkerze unter den Dachstuhl gehalten, bis die Flamme in dem Gebälke sich mehrte. „Hast schon kein Auge und Ohr für der Menschen Bitten und muß Alles verbrennen und versterben, so sollst du auch selber verbrennen und versterben!“ Er sprach's zum Marienbilde, als es das Feuer schon umzüngelte. Und der Athem des heiligen Josef ist auch verbrannt — hört ihr es hallen im Walde? Das ist das Lachen vom Gaberfranz.

Als dann in einer der nächsten Nächte die Burg Hohenwang in Flammen stand, daß das ganze weite Thal in rothem Scheine lag, da lachte der Alte wieder.

Als hierauf ein Rudel menschlicher Bestien mit den kupfernen fletschenden Galgengesichtern, zerzausten Roßschweifen und blutrostigen Krummsäbeln durch die Gegend strich, nach Menschen jagend, Fangschlingen über sie auswerfend, da lachte der Gaberfranz. Und als sie die winselnden Gefangenen hin gegen die Kirche von Krieglach zerrten, deren altes Gemäuer noch unversehrt aufragte mitten in den Aschenstätten, und als die Barbaren das Gotteshaus vollpfropften mit den unglücklichen Opfern, die für einen grausamen Tod oder für ewige Gefangenschaft bestimmt waren — da lachte der Gaberfranz. Sein Lachkrampf trieb ihm Thränen aus den Augen.

Und als endlich zu ihm selbst eine pfeifende Fangschlinge herantanzte und er mitten in einer johlenden Rotte hastig zur Kirche zappelte, in die ächzende Menge hineingeschleudert wurde und die schwere Thür hinter ihm zufiel — da lachte der Gaberfranz ganz gewaltig.

Die Türkenhaufen hatten aus Rache gegen Hinterlist und Widerstand, so sie erfahren, und besonders durch den Ueberfall jenes Tragzeltes erbittert, beschlossen, vor ihrem

Abzuge noch eine That zu verüben, die ihres abendländischen Kriegszuges würdig sein sollte. So hatten sie die Kirche vollgepfropft mit Menschen, in der Absicht, sie mitsammt dem Baue zu verbrennen.

Rasender Wahnsinn, wilde Verzweiflung, dumpfe Ergebung herrschte in der wettergrauen Pfarrkirche, die nun ein grauenhaft Gefängniß geworden war. War hier nicht die Gemeinde, sowie das Geschlecht der Vorfahren gelegen auf den Knieen im Gebete: „Herr, erlöse uns von dem Uebel!" Und das Uebel war doch gekommen und unendlich furchtbarer als je hätte geahnt werden können.

Darum lachte der alte Gaberfranz so sehr.

Noch einmal umarmten sich hier Mann und Weib, Mutter und Kind — die Stunde der Trennung war so nahe. Ein fieberndes Wogen und Schnaufen und Stöhnen war in der Menge — aber kein Weinen mehr. Wer hätte noch Thränen in so späten Tagen?

Mancher lehnt in stummer Wuth am Altartische und starrt zu den hohen vergitterten Fenstern auf. Manches holde Mädchen kauert an der feuchten Mauer eines finsteren Winkels und wimmert vor Kälte und Scham. Nicht um Befreiung, sondern um einen einzigen Lappen fleht sie, sich zu bedecken. Ein Bursche, in Fiebergluth rasend, jauchzt auf und strebt nach dem Mädchen mit schäumenden Lippen. Auf der Wand steht Sanct Bartholomä, des Schlachtmessers Märtyrzeichen in der Hand. Nach diesem Werkzeuge hascht das unglückliche Kind und fährt damit gegen die Brust; aber das gleißende Ding aus morschem Holze bricht zu Moder, anstatt erlösend in das Herz zu dringen.

Die Thüre knarrt! Nahen die Barbaren? Ein kugelrundes Pfäfflein wird hereingestoßen. Noch an der Pforte

verhandelt es beredt mit den Schergen; allen Ablaß giebt es gerne, kostet ihnen keinen Heller, nur martern und brennen, das sollen sie ihm nicht anthun, um Gotteswillen!

Die Heiden werfen die Thüre in das Schloß.

„Hei!" schreit der Gaberfranz, „der Pfaff wär' jetzt auch da; die Gemeinde ist schon beisammen. Läutet zur heiligen Meß'!"

„Wehe!" ruft der Mönch — es ist der Pater Jonas, den sie aus seiner Waldklause hervorgeholt haben — „wehe!" Wisset, was die Heidenteufel draußen thun! Holzwerk schichten sie um die Kirche. Wir all' miteinander werden lebendig gebraten!"

Da tönt ein bebender Schreckruf aus Aller Lippen; aber der Gaberfranz schreit: „Ehrwürdiger Herr, Ihr habt so vortreffliche Ablässe gegen das Fegefeuer, ist keiner darunter, der Erdenfeuer löscht?"

Hinsinkt der Pater vor den geschändeten Altar: „Herr, erbarme Dich unser!"

„So bring' das Meßopfer!" ruft der Wahnsinnige; „wo ist das Gotteslamm? Du frommer Mann, bist ja der Mittler zwischen Gott und den Menschen! Hast Dich doch dafür bezahlen lassen, so hilf uns jetzt und sei kein Schurk'! — Hei, wie er zittert und kriecht! Herr, erbarme Dich unser! Das sagt sich leicht, dazu brauch' ich kein Pfaff zu sein. Hörst, geistlicher Herr, Du bist ein jämmerlicher Wicht, wie wir all' miteinand'."

Bald darauf saß der Franz im Beichtstuhl: „Keinen sprech' ich los von Sündennoth, so lange er noch Athem hat. Der Athem ist die Sünde und der Tod ist die Buße!"

Dann wieder rief der Wahnwitzige von der Kanzel herab: „Auf, Brüder, morgen geht's in's heilige Land!" Und

er erraffte ein Crucifix: „Auf, zum Kreuzzug! Verbrennet die Ketzer, schlachtet die Heidenhunde, erobert das heilige Grab! — Hahaha!" lachte er dann. „So fromm und tapfer sind nur unsere Väter gewesen, und die Türken bleiben uns nichts schuldig, und an Allem bist Du Schuld, Gespenst!" Er schleuderte das Crucifix auf das Steinpflaster nieder.

Da wurde in der Menge das Entsetzen noch größer.

„Ite missa est!" sang der Alte. „Jetzt könnt Ihr nach Hause gehen! — Ei, was das für eine fromme Gemeinde ist, bleibt den ganzen Tag in der Kirch' und im Wirthshaus geht's so lustig zu!"

„Werft den Lästerer von der Kanzel herab!" rief der Mönch.

„Und steinigt ihn!" setzte der Gaberfranz bei, „steinigt ihn, er ist der Höllbart!"

„Wohl!" ächzte der Pater, „der Höllbart ist an Allem Schuld. Diese Kirche hat er entweiht, diesen Altar hat er geschändet, so ist Gottes Geißel über uns gekommen."

In demselben Augenblicke verfinsterte sich der Kirche Raum, schwarzer Rauch qualmte an den Fenstern auf und draußen hetzte die wilde Horde.

Ein hundertstimmiges Jammergeschrei hallt auf, aber das Knistern und Knattern des Feuers ist lauter und schrillend springen die Fenster und die Rauchmassen qualmen herein.

„Gebt Acht!" schreit der Franz, „jetzt ist's bald überstanden!"

Alles drängt gegen das Thurmgewölbe. Tief in einer Mauernische ruhen unter Flitter die Gebeine eines „heiligen Leibes"; diese zerrt der zähneklappernde Mönch heraus, daß das Rauschgold flattert, und kriecht selbst in die Nische.

Da tönt auf dem Chore plötzlich voller Orgelton. Man weiß schon lange nicht mehr, daß der Franz die Tasten spielen kann; aber unsäglichen Trost senkt der helle Klang in die Herzen und wie aus einem Munde stimmen die Gefangenen das uralte deutsche Kriegslied an:

„Verlass' uns nicht, wenn Unkraft uns befallen,
Wenn unser Muth entfleucht, sei Stab uns Allen.
O, gieb uns nicht dem bitteren Tod zum Raube,
Barmherziger Gott, Du unser Hort und Glaube!
Heiliger Gott! Heiliger starker Gott!
Heiliger unsterblicher Gott, erbarme Dich unser!"

Und siehe, da sie noch sangen, erhob sich plötzlich von außen ein mächtiges Geheul, und ein Gebrüll war zu hören, als nahe ein Löwenrudel der Wüste. Ein paar Schläge fielen auf das Kirchenthor, daß die Mauern bebten, und die Pforte flog berstend auf und hinaus, hinaus in den freien Tag drängt die Menge.

Auf dem Kirchhofe entbrennt ein mörderisches Schlachten. Ein Haufe wildbärtiger, hünenhafter Männer, die Niemand kennt, ist herangefahren aus den Wäldern und wüthet nun mit wuchtigen Keulen und langen Messern im Türkengezüchte. Das heult und purzelt und flieht.

— — — — — — — — — — — —

Und als die Flammen ohnmächtig an den Kirchenwänden verloschen, waren kaum zehn lebende Türken mehr im Orte.

Die Befreiten lagen auf den Knieen und konnten wieder weinen.

„Daniel, Daniel!" rief der Haberfranz, „sind Deine Engel auch solche Wildbären gewesen?"

Der Mönch lehnte an einer Mauerstätte und betete — betete wahr und im Herzen, wie vielleicht noch nie.

Da stürzte einer der riesigen Wildlinge mit geschwungener Keule auf ihn heran: „Der auch noch nieder, weil wir heut' schon d'ran sind!"

Aber ein Anderer fiel ihm rasch in die Arme: „Halt' ein, Zarb, und laß des Mordens genug sein!"

Ehern war der Ruf und der Riese ließ die Keule sinken.

„Herr Jesus, das ist er!" schreit plötzlich der Wahnsinnige d'rein und fällt, von einem schwirrenden Pfeile getroffen, auf die Erde.

Alles drängt sich an den Mann, der den Schlag gegen den Mönch verhindert hatte, und ein Murmeln geht: „Das ist der Höllbart!"

Wir müssen nun noch einmal in die Teufelssteinwälder hinein und einen kurzen Rückblick thun.

Wir kennen den Zarb; in dem war ein herber, aber menschenechter Kern. Wir kennen den Höllbart und haben bereits sein Streben angedeutet, auf die Waldleute und besonders auf den Sabin einzuwirken.

So war ein Plan der beiden Männer gereift; und eines Tages, als seit seinem Waldleben der Kreis der Jahreszeiten einmal um war, predigte Höllbart auf der Wiese einen Zug gegen die Türken.

Diese Predigt unterbrachen sie: „Was schiert uns der Türk! Recht hat der Türk!"

Da sah es der Zarb wohl ein, das war ein böses Leben mit diesen Gesellen. Sie sind nicht zu führen und zu leiten; der Eine fährt rechts, der Andere links; der Eine ist ein Taugenichts, der Andere ein Raufbold, der Dritte ein Dieb,

der Vierte ein Heuchler und Schleicher, der Fünfte ein sonstiger Galgenstrick. Und gesetzt, sie hielten zusammen, und der Zarb wäre ihr Hauptmann — was weiter als eine Bande, vor der die Pfaffen und Herren könnten zetern: „Seht den Volksaufrührer Zarb, ein Räuberhauptmann ist er geworden!"

In einen Verbrecherkranz hat sich der Sabin verflochten. Ohne Zweifel, er führte die Herrschaft, aber zu Zeiten war ihm übel zu Muthe. Der Strang war kein Halsband nach seinem Geschmack, und das war kein Leben für seinen Tochtermann, Wandolf den Schützen.

Der Mann hatte viel Kraft und Muth, und seiner Erscheinung Gewalt war hinreißend; aber er hatte den Scharfblick nicht, um einen Pfad zu finden, der ihn aus finsterem Walde wieder hinausgeführt hätte.

Höllbart mit dem hellen Blick und mit der treuen Hand hat ihm diesen Pfad gezeigt.

Aber die Wildlinge hatten gerufen: „Was schiert uns der Türk! Der Türk hat Recht!"

Doch an dem Plane weiterbauend ließen es die beiden Führer Tage und Wochen anstehen. Mittlerweile kam manche böse Post aus dem Thale der Mürz. Und eines Abends, als schon die große rothe Mondscheibe hinter den schwarzen Wipfeln heraufstieg, nahte die Wiese heran ein seltsamer Zug.

Lindolf's Mannen kamen mit der Sänfte, und ein blöder Gelbkittel kam mit. Und Lindolf war auch dabei und bat vor dem Hause des Zarb um Hort und Schutz für das schöne Türkenkind.

Die Waldteufel strömten zusammen und heulten vor Befriedigung über die junge Türkin, und selbst der Zarb streckte seine Hand aus, man weiß nicht, ob zur Rache oder zum Begehr.

Kaum hatte Lindolf den so sehnlich gesuchten Schutz erlangt, da kam Höllbart, der den Sohn des gastlichen Hauses auf dem Schwab sofort erkannte, und der auch andere Gründe hatte, ein strenges Wort hier zu reden. Er wies darauf hin, daß man diese erbeutete Türkin wahren und hüten müsse wie einen Augapfel, daß gewiß ein großes, ja vielleicht ein ungeheures Lösegeld dafür gezahlt werden würde.

Das leuchtete den Gesellen ein, sie wichen zurück und begnügten sich nur mit dem Ansehen des wunderlieblichen Menschenbildes, das auf der Tragbahre bewegungslos lag und die Augen geschlossen hielt.

Das blasse Mondlicht übergoß die Gestalt, und die Perlen und die Diamanten funkelten hell, und das Antlitz war weiß. Aber ein grünes Heidezweiglein zitterte doch vor dem Athemhauch des zarten Mundes.

Lindolf hatte mit einem unsäglich innigen Blick dem Höllbart für sein Wort gedankt.

Hierauf wurde die Sänfte in das Haus Höllbart's gebracht und daselbst in eine Kammer gestellt. Ein frisches Binsenlager war hier und eine weiße Leinwand darüber; allein das Mädchen wendete sich widerwillig davon und blieb auf der Sänfte ruhen. Sanna nahte und brachte der seltsamen Gastin Ziegenmilch; diese wurde verschmäht. Hilla war noch auf und kam mit einem Körbchen, in welchem die köstliche Frucht des Waldes, die Preißelbeere war. Das fremde Mädchen schlug auch diese Gabe aus und schloß stets Augen und Mund.

Um so gieriger jedoch fiel der Gelbkittel über die Ziegenmilch her und auf seinem glatten aufgedunsenen Gesichte lag die Lust des Gesättigtwerdens. Dieser Gelbkittel war einer jener Männer, wie sie sich der Beherrscher Kleinasiens aus-

erlesen und zubereitet hatte zu Hütern seiner Frauen. Als das Vollgesicht nun gesättigt war und merkte, daß ihm hier nichts Böses bevorstand, hub es an zu schwätzen; das war türkisch, aber es gab zum Erstaunen der Umstehenden viele deutsche Worte darunter. Und als der Türke dann noch mehr Milch getrunken und auch Waldobst gegessen hatte, wurde er durch Lindolf und Höllbart ersucht, von sich und der schönen Jungfrau, die seine Herrin war, zu erzählen.

Der Gelbkittel war wohl unbeholfen im Erzählen, besonders in deutscher Sprache, und er mußte sich oft mit Mienenspiel behelfen. Demungeachtet gab er genügend Aufschluß über die Dinge.

Er deutete denn an, daß er Hassim heiße, auch einen früheren Zug in das Abendland mitgemacht habe und ein Diener der schönen Frauen des Beherrschers sei. Der Beherrscher besitze neunundvierzig schöne Frauen; von diesen neunundvierzig habe er sich sieben erlesen, daß sie ihn in das Abendland begleiteten. Von diesen Sieben habe Soberde allein eine Tochter gehabt, ein schönes Kind, das der Beherrscher unsäglich geliebt habe. Obwohl im Morgenlande sonst Töchter des goldenen Thrones niemalen zur Bedeutung gelangen könnten, so habe der Beherrscher dieses sein Kind doch so sehr geliebt, daß er es zu aller Zeit in seiner Nähe wissen wollte. So habe er Soberde mit dem Kinde, dessen Name Chansade sei, mit in das Abendland geführt. Vor der festen Stadt Wien seien sie nun viele Tage gelegen, denn der Beherrscher sei gekommen den Herzog Ferdinand zu suchen. Hierauf habe der Beherrscher nach Islam's Gebot die feste Stadt dreimal bestürmt; aber da sei große Noth und Gefahr gekommen, die Feinde seien mehrmals aus den Mauern hervorgebrochen, und so habe der Beherrscher vor dem letzten

Ansturme die schöne Frau Sobeïde mit dem schönen Kinde Chansade unter guter Deckung in das Gebirge gesandt, um sie vor den Feinden zu schützen.

Im Gebirge aber seien starke Männer aus dem Walde gestürzt, hätten Sobeïde erschlagen und die schöne Jungfrau Chansade gefangen genommen. Er aber, Hassim, habe sich freiwillig gefangen gegeben, um mit Chansade zu sein; denn der Beherrscher habe ihn bestellt, Chansade zu hüten, und er werde die schöne Jungfrau, die hier in diesem fremden Hause liege, unversehrt in den Palast des Beherrschers, den Allah beschütze, zurückführen.

Hassim wich nicht von seiner Gebieterin; er kauerte an ihrem Lager die ganze Nacht und schloß kein Auge.

Und als die Morgenröthe aufging und durch die Flechtmatten der Fenster blickte, da trat Lindolf in das Gemach und blieb eine lange Weile unbeweglich vor dem Mädchen stehen, das auf der Sänfte lag und zu schlummern schien. Er hielt eine Steinschale mit großen duftenden Erdbeeren in der Hand.

Endlich, als schon der erste Goldstreifen der Sonne auf dem Bette lag, ließ sich Lindolf nieder auf ein Knie, und gegen das Antlitz der Schlummernden gewendet, sagte er mit unbeschreiblich weicher zitternder Stimme den Namen „Chansade!"

Und jetzt schlug sie ihre Augen auf und sah ihn an.

Er bot ihr die Schale mit Erdbeeren, und sie hob die kleine weiße Hand und aß. Dann blickte sie ihn wieder an, und in ihrem Auge war tiefe Wehmuth und Trauer.

Hierauf sagte Lindolf die Worte: „Du, schöne Jungfrau, sei nicht betrübt, Du bist unter freundlichem Dach. Und ich werde Dich beschirmen, so schwöre ich bei meinem und bei Deinem Gott!"

Chansade senkte traurig das Haupt; da bat Lindolf den Hassim, die obigen Worte seiner Gebieterin in ihrer Sprache zu sagen.

Und als dieses geschehen war, richtete sich das Mädchen auf, löste das Diamantenband vom Haar und reichte es mit dankbarer Geberde dem jungen Manne.

Da hat Lindolf das Band geküßt und dasselbe wieder seiner schönen Besitzerin zurückgegeben.

— — — — — — — — — — — —

Die Waldteufel waren in großer Bewegung. Keiner hatte in seinem Leben noch eine so schöne Jungfrau gesehen, als Chansade es war. Und das war des Sultans Kind.

„Wehe!" heulten die Weiber. „Die bringt Unheil unter unsere Männer und führt letztlich gar noch den türkischen Brauch ein?"

In Anbetracht der Jüngeren konnte diese Befürchtung ihren Grund haben; die Aelteren aber fragten und berechneten, wie hoch der Werth so eines Sultankindes wohl zu veranschlagen sei, ob die Jungfrau mit Gold aufgewogen werde oder mit Edelsteinen. Den Waldteufeln stand eine glänzende Zukunft bevor.

Sie beschlossen, sofort für Chansade ein schönes festes Haus zu bauen, damit sie nicht Schaden leiden und nicht entkommen könne. Das Haus sollte aus glatten Buchen und Eichenstämmen gezimmert werden, und die Einrichtung desselben sollte sein aus Linden- und Kirschbaumholz, und der Fußboden sollte sein aus schneeweißen Eschendielen, und die Decke sollte sein aus den blaugesprenkelten Fäden der Föhre, und die Fenstertäfelung aus Wachholderholz, und die Scheiben aus zartem Mariensilber, wie es oben im Gewände in ganzen Tafeln zu finden war. Und das feinste Flechtwerk sollte die

Wohnung zieren, und das Bettlein sollte gefüllt sein von dem Federflaum der Wildtauben.

In den Herzen der Waldteufel war eine seltsame Wärme wach geworden für das schöne fremde Kind. Aber es war an der Zeit und Höllbart strebte, die Thatkraft der Männer einem anderen Gegenstande zuzulenken.

Nach seinem Plane veranstaltete der Zarb bei einer gemeinsamen Frühherbstjagd eine Zusammenkunft oben auf der Bergeshöhe, wo der Teufelsstein liegt. Von diesem Steine ging die Sage, der Teufel habe daselbst einen Thurm bis zum Himmel erbauen wollen, um der Hölle zu entgehen. Er sei in der ihm gegönnten Zeit nicht zu Rande gekommen und habe nur die Grundfesten gelegt. Und diese Grundfesten sähe man in den drei gewaltigen Felsblöcken, die auf der höchsten Höhe des Gebirgszuges heute noch übereinander liegen.

Der Zarb, Höllbart und die Waldteufel kamen zusammen. Sie machten Feuer, verzehrten einen Theil ihrer Beute und tranken „Brennwasser". Sie hetzten und balgten sich untereinander um das bessere Theil und waren unzufrieden wie gewöhnlich.

Da sprang Höllbart plötzlich auf die übereinander gethürmten Felsblöcke und rief voll Feuer und Erregung:

„Brüder! Bei meiner Seel', wir sind arme Teufel! Thu't auf die Augen, d'runten liegt die herrliche Welt. Die Welt voll Reichthümer und Freuden! Und wir Wichte müssen hungern und frieren mit Weib und Kind. Wir haben kein eigen Dach, keinen Stein, um unser Haupt zu betten. Die Menschen haben uns verstoßen und werden uns zugrunde richten, wo sie uns finden."

Da erhoben die Männer ein grollendes Gemurmel.

„Warum?" fuhr Höllbart in einem seltsamen Pathos fort. „Sie haben gesagt, daß wir feige Ausreißer und Diebe und Mörder sind. Aber vom Altar des Vaterlandes reißen wollen wir unser Theil, unser Recht! Mit dem Messer erkämpfen wollen wir von Neuem unser Leben, unseren ehrlichen Unterhalt, unsere Zukunft, unser Theil an der Welt! Auf, Brüder, brechen wir aus unserer ewig belagerten Zwangburg, der Wildniß. Auf zum Sieg, zur Befreiung!"

Es war ein kühnes Spiel und der Brand des Aufruhrs war geschleudert von des Teufels eigener Tribüne.

„Auf zur Befreiung!" erscholl es in den weiten Wäldern. „Auf gegen die Pfaffen und Herren!"

„Nimmermehr!" rief Höllbart. „Gegen die Feinde des Landes müssen wir streiten, wollen wir den Dank der Herren uns sichern."

„Den brauchen wir nicht!" schrieen die Männer. „Wir halten mit dem Türken!"

Fluchend und geifernd drängten sie heran gegen den Stein; da meinte Höllbart einen Augenblick lang, das Spiel sei verloren. Doch verließ ihn die Geistesgegenwart nicht.

„Wie," rief er fast höhnenden Tones, „mit den Türken wollt Ihr gehen? Und Ihnen siegen helfen? Ja, Ihr Leutchen, wer soll Euch dann Chansade aufwiegen mit Gold und Edelstein? Mit dem Krummsäbel werden sie die Jungfrau holen!"

Keiner war, der jetzt den Mund aufthat. Das sahen sie Alle ein, der Türke mußte unterliegen und vertrieben werden, sollte das schöne Weib mit Reichthümern von des Sultans Schatzkammer ausgelöst werden.

Und einen Tag später hatten sich die wilden Gesellen schwer bewaffnet auf der Wiese vor des Zarb Haus zusammengerottet. Auch Lindolf's Mannen waren unter ihnen.

Gegen die Türken! Die Gemüther sprühten und loderten nun wie harzige Tannen, vom Blitze getroffen.

Unter dem Schmettern des Waldhorns führten der Zarb und Höllbart die plötzlich kampfgierige Rotte aus der Wildniß.

Befreiung der Heimat von Feindesnoth! Befreiung des Waldes, Erkämpfung der Menschenrechte und Güter! — Ein begeistert' Kriegsheer ist leicht zu lenken.

Zarb schwang die Fahne, Höllbart das Wort.

So kamen sie nach starkem Marsche in das verwüstete Thal der Mürz. Noch wilder entbrannte in Jedem die Kampfeslust, als sie die Gräuel sahen und als sie um den Ort Krieglach die bunten Gezelte gewahrten und den wüsten geifernden Haufen, um die Kirche herum Stroh und Holzklötze schichtend.

Nun kannten sie ihr Ziel.

„Pfaff!" rief ein schwarzbärtiger Wäldler dem Höllbart zu, als sie mit geschwungenen Keulen gegen die Kirche stürmten, „Pfaff, wenn ich jetzt hin bin, ist mir mein Luderleben verziehen?"

Eine Ahnung war's. Der Schwarzbart war der Erste, der in den Reihen der Waldteufel fiel.

Der Zarb und sein Tochtermann Wandolf waren es, die das Thor der Kirche hatten erbrochen.

— — — — — — — — — — — —

Kein fröhlicher Augenblick, als nach dem Kampfe Höllbart und der Zarb die Ihren zählten. Sie lagen zur Hälfte auf der Walstatt.

„Kommt", sagte Pater Jonas, „ich will für sie eine Messe lesen." Er trippelte der Kirche zu, an der noch die erloschenen Brände rauchten; aber es folgte ihm nachgerade Niemand. Da kehrte auch er wieder um und verlor sich.

Die Türkenzelte waren leer. Voll wehmüthigen Jubels und voll Dankbarkeit feierten die noch verschont gebliebenen Bewohner des Thales ihre Retter aus dem Walde, die sie sonst nur unter dem Namen „Waldteufel" gekannt und gefürchtet hatten.

Während im Thale der letzte Kampf geschlagen wurde, stand Lindolf im Walde vor dem Hause des Höllbart. In der Hand hielt er das Beil, mit dem er einst die Fichtenäste für den Sarg seines Ahnes herabgeschlagen hatte. Er bewachte Chansade. Einmal stieg das wundersame Mädchen langsam die Treppe nieder und schwebte in seinem langen weichen Seidenkleide über das zarte Gras der Wiese hin. Hassim ging drei Schritte hinter der liebreichen weißen Gestalt. Plötzlich blieb Chansade stehen und blickte auf eine rothe Blumenglocke, die zu ihren Füßen stand. Und als sie eine Weile so gestanden war, kehrte sie um gegen das Haus und ließ durch Hassim dem Manne mit dem Beil folgende Worte sagen: „Fremdling, die Schnur mit Perlen, die ich trage, kann ich Dir nicht geben, sie ist von meiner Mutter, die sie erschlagen haben. Aber das Band mit den Diamanten und diesen goldenen Armring hier und die drei Edelsteine in meinem Gürtel kann ich Dir geben für die rothe Blume, die in Deinem Garten steht. In dem schönen Lande, aus welchem ich komme, in dem Zedernwald, in welchem ich so oft gewandelt bin, stehen auch solche Blumen. Darum möchte ich diese dort zu eigen haben."

Lindolf ging über die Wiese bis zur rothen Blume. Es war eine wilde Hyazinthe. Diese stach er mit seinem Beile aus der Erde und brachte sie mitsammt dem feuchten Wurzelgeflechte der schönen Jungfrau. Und Hassim mußte die Worte

sagen: „Gott hüte mich, daß ich nichts von Deinem Eigenthum nehme. Es ist meine größte Freude, daß ich Dir diese Blume spenden kann, daß sie Dir so werth ist. Nimm und pflege sie, und möge sie nicht eher welken, als bis Du Dein schönes Land wieder siehst und im Zedernwalde wandelst!"

Als das Mädchen diese Worte vernommen hatte, that es einen hellen Ruf und stürzte nieder zu Lindolf's Füßen. Rasch hob sie der junge Mann zu sich empor, und ihr Haupt sank hin an seine Brust . . . . .

Endlich waren auch die Waldteufel wieder zurückgekehrt zu ihren Weibern und Kindern — und zwar als freie Männer.

Ein landesfürstlicher Erlaß war ergangen. — Habe ihr Vorleben gleichwohl den inneren Frieden des Landes gefährdet, es sei der Heldenthat willen vergessen. Sie seien frei und möchten unter dem Schutze des Reiches in dem Teufelssteingebirge sich ansiedeln und reuten und ackern.

Frei nach außen und innen, im Herzen frei und gewissensleicht — da schwand ihre Wildheit von Tag zu Tag. Sie waren ja guten, ehrenhaften Familien entsprossen; die große That hatte sie wieder erhoben, und die Arbeit hielt sie aufrecht. Sie fällten Stämme, bauten feste Häuser, reuteten den Boden und trieben Viehzucht und Ackerbau.

Den Zarb hatten sie Form rechtens zu ihrem Vormanne gewählt. Sein Erstes als Vormann war, daß er anordnete, es solle ein großes Haus gebaut werden für Witwen und Waisen der Erschlagenen.

Den Pfarrer Matthäus Hellbert wollten die Bewohner von Krieglach haben. Er hatte Allen verziehen und freute sich, daß sie ihn endlich erkannten. Aber er konnte es nicht unterlassen, seinen Entschluß scherzhaft dadurch auszudrücken, daß er sagte, er sei der Höllbart und gehöre zu den Teufeln.

Und er ging wieder zu den Waldteufeln in's Gebirge.

Der Türke, theils von selbst abgezogen, theils verjagt, theils erschlagen, war denn überwunden. Das schwergeprüfte Land konnte sich sammeln, und im Thale der Mürz sind auf den Brand- und Mordstätten wieder Häuser und Dörfer entstanden. Es keimte ein neukräftiges lebensfreudiges Volk. Der Schmerz um die Gefallenen linderte sich mit jedem Grashalm, der auf den Gräbern wuchs. Hingegen aber wurde die Betrübniß der armen Davongeschleppten wegen mit jedem Tage tiefer und schwerer. Und an jedem Morgen zur siebenten Stunde tönte vom Thurme die Glocke zum Gedächtnisse an die unglücklichen Brüder, die gefangen im fernen Morgenlande schmachteten.

Da stieg eines Tages Höllbart nieder von den Wäldern und vertraute den Herren des Thales die Geschichte von der Gefangenhaltung der jungen Türkin.

„Die sei Euch geschenkt!" war der herrische Bescheid. Fast beschämt zog Höllbart ab und suchte andere Wege, die Sache nach Gerechtigkeit zu schlichten. Und er hatte die Wege gefunden, hatte im Namen seiner Wäldler Verhandlungen mit dem Soliman angeknüpft.

Nach vielen Monaten kam aus dem Osten die ausweichende und doch angelegentliche Anfrage, wie viel des Goldes die Waldmänner denn verlangten gegen die Auslieferung des jungen gefangenen Weibes Namens Chansade.

Lindolf, der die Jungfrau immer noch bewachte und nicht von dem Hause wich, in welchem sie in stillem Harme fast zu welken begann, wollte die Frage nicht hören.

Aber die Wäldler meinten, die Türkin müsse aufgewogen werden mit gediegenem Golde.

„Ist zu wenig," sagte Höllbart.

„Sie ist das Kind des Sultans," rief der Zarb, „da werden zehn schwere Körbe voll von Karfunkelgestein nicht zu viel wiegen."

„Ist zu wenig," sagte Höllbart.

„He!" rief Wandolf, „wir merken es schon, der Pfarrer will die Stadt Jerusalem und das heilige Grab und den Tempel Salomons noch dazu!"

Da erhob Höllbart seine Stimme: „Ihr braven und rechtschaffenen Männer, so hört mich an. Ihr wisset, daß der Türk Tausende von unseren Mitbrüdern in die Gefangenschaft davongeführt hat. Sollen sie sterben und verderben unter den Barbaren? Ist Einer unter Euch, der Geld verlangt und die unglücklichen Mitmenschen in fremden Ländern kann verschmachten lassen?"

Kein einziges Wort der Entgegnung.

„Wir geben die Türkin und verlangen die Gefangenen zurück!" rief Höllbart, „wer dafür ist, der erhebe die Hand!"

Gewaltiger Jubel brach aus und hundert Hände ragten über die Köpfe.

Lindolf hatte auch seine Hand erhoben. Dann ging er hinein in das Haus und verkündete der Jungfrau, daß die Stunde ihrer Erlösung nahe sei. Und dann stellte er eine Frage an sie, die sie nicht anders beantwortete als mit einem Erröthen ihrer Wangen.

Nun war wohl auch die Regierung des Landes auf die vielbedeutsame Sache aufmerksam geworden. Und eines Frühlingsmorgens, da der letzte Streifen Schnee auf der Waldwiese zerging, kamen Bevollmächtigte und führten die schöne Türkin davon.

Eh' sie ging, hatte Chansade der Hausfrau Sanna, von der sie stets mit großer Sorge und Liebe und mit herzlichem

Mitleide behandelt worden war, das Band mit den Diamanten in das Haar gelegt.

Hassim schlürfte noch einmal sehr viel Ziegenmilch, dann schnitt er sich einen Stock aus dem keimenden Lärchendickicht und schritt hinter der Sänfte seiner Herrin.

Lindolf sagte ein kurzes, warmes Wort des Dankes, dann steckte er sein Beil zu sich und ging dem Zuge nach ....

Noch in demselben Sommer kehrten zahlreiche Gefangene zurück und begrüßten mit heißen Freudenthränen ihre liebe grüne Heimat.

Lindolf kam nicht mehr. Auf einem Marmorstein Kleinasiens steht es noch heute eingegraben, daß er seine Heimat und sein Glück im Morgenlande gefunden hat.

— — — — — — — — — — — —

In der Wald- und Alpengemeinde am Fuße des Teufelssteingebirges herrscht Arbeitsamkeit und Frieden. Matthäus Höllbart hat Beides gestiftet und gefördert. Er ist der armen Leute treuer Bruder geblieben.

Auf gelichteter Au bewohnte er viele Jahre lang mit Weib und Kind ein stattliches Haus.

Alljährlich ein einziger Tag war es, den er nicht der Gemeinde und nicht seinem Hause weihte, sondern sich allein und einer alten betrübenden Erinnerung. Das war der Jahrestag der Enthauptung jener braven Männer, die ihn aus dem Verließ zu Mittersill gerettet hatten.

Mit der Gründung einer freien, dem Pfaffenthum entrückten Bauerngemeinde hatte Höllbart an seinem erzbischöflichen Verfolger zu Salzburg sich und den Tod seiner Freunde gerächt.

In seinen späten Tagen aber, als seine erwachsenen Kinder theils im öffentlichen Dienste des Landes standen, theils die Scholle der Waldhaiden bebauten, überkam den greisen Höllbart die Sehnsucht nach seiner Kindesheimat. Er hat den Pilgerstab genommen, und wie er einst, ein junger Mann,. geächtet und verfolgt, über das weite unwirthliche Gebirge der Steiermark gewandert war, so ist er nun als gebückter Greis denselben Weg wieder zurückgegangen. Er hat die gewaltigen Herrlichkeiten des Hochgebirges wieder gefunden, nicht mehr aber die Menschen jener vergangenen Tage. Auf dem Gebirgsstocke des Schwab hat er nach jenem Hause geforscht, dessen Bewohner sich seit den Kreuzzügen länger als ein Jahrhundert dem Weltunfrieden entrückt hatten. Er hat das Haus nicht mehr gefunden, wohl aber die Fichtengruppe, unter welcher die Väter des Hauses zur Ruhe gebracht waren. Ihre Nachkommen hat es endlich doch selbst wieder hinabgedrängt zu den Mitmenschen, um in ihren Reihen den unendlichen, Alles zerstörenden und Alles gebärenden Weltkampf mitzuringen.

Im Hochlande der Heimat hat Höllbart seine Geburtsstätte besucht und den Kirchhof, der die Gebeine seiner längst vergangenen Eltern barg. Er hat keinen Verwandten mehr gesehen, und die Gräber sind mit Disteln überwuchert gewesen.

So ist der alte Matthäus Hellbert, genannt der Höllbart, wieder zurückgekehrt in die friedsame Alpengegend, mittagsseitig von dem Thale der Mürz. — „Sanna," hat er gesagt zu seinem treuen Weibe, „jetzt will ich bei Dir verbleiben bis zum Schlafengehen."

Längst sind sie schlafen gegangen all' Beide; längst vielleicht von der Natur wieder erweckt worden aus kühler Waldeserde zu einem jüngsten Tage . . . . .

Aber ihr Andenken lebt heute noch, nicht blos in dem Diamantenband der schönen Jungfrau Chansade, das die Enkel stets treu bewahrten, sondern in manchem der sagenkundigen Bewohner des Waldlandes. Und das Beste, was in der armen, halbverlornen Gemeinde heute noch ist, rührt vom „Höllbart" her.

Der Zarb ist sehr alt geworden, aber sein struppig Haar und Bart ist roth geblieben. Seine Wildheit hat der Alte nie ganz abgelegt; aber den Holzbirnbaum hat er nicht mehr belastet. Noch sein letztes Wort ist gewesen: „Schurken sind wir nicht, aber Waldteufel werden wir verbleiben!"

Mit diesen Worten ist der Zarb gestorben.

Ein Enkel des Zarb hat eine Tochter des Höllbart gefreit, und der Mann, der die Geschichte aufgeschrieben hat, ist ein Urenkel dieses Paares.

Die Mission zu Falkenbach.

Vorher.

Das Dorf Falkenbach liegt einsam, unweit der Gegend, wo einst die vorige Geschichte gespielt. Die Häuser sind allzumal mit Stroh gedeckt, nur der Kirchthurm hat einen Hut von Weißblech, seit dem der Blitz in den alten von Schindeln gefahren ist und ihn verbrannt hat. Die kleinen Wirthschaften der Bauern sind zerstreut, und die, welche hinter dem Walde liegen, hören es beiweitem nicht mehr, wenn der Meßner läutet.

Und doch ist der „Egydi-Stier", wie sie seltsamerweise die große Glocke nennen, fernhin zu vernehmen, wenn er zu brummen anhebt, und er ist bekannt und berühmt weit und breit in der Runde! Er hat aber auch allerlei Geheimnißvolles und weiß mehr wie andere Glocken; sagen doch die Birkenhaider drüben an den blauen Bergen, wenn sie ihn hören:

„Heu unter Dach,
Streu unter Fach;
Der Egydi-Stier brummt,
Schlecht Wetter kummt!"

Schlecht Wetter und der Egydi-Stier! Wenn über dem hohen Teufelsstein bleifarbige Wolken brauten und der Donner

rollte, gleich brummte unten im Dorfe die Glocke d'rein, und hei! duckte sich das Gewitter zurück hinter die Alpe und getraute sich sobald nicht mehr hervor.

Aber einmal — es war in der Nacht — stiegen auch solche Wolken auf und die Donner rollten dumpf und heimtückisch, so daß sie der Meßner nicht hörte und nicht zum Glockenstrick lief. Da stieg es oben ganz sachte herüber, immer näher und näher, und die Glocke schwieg noch immer und schlief. Wie nun die tückischen Wolken ganz nahe waren, schleuderten sie plötzlich einen Blitz nieder auf den Kirchthurm und der lohte auf wie eine Pechlunte und die Glocke schmolz und floß zur Stiege herab, wo sonst der Meßner hinauf kam.

So haben die bösen Wetter ihren Feind, den Egydi-Stier, getödtet.

Wohl ließ sich die Gemeinde sofort wieder eine neue Glocke gießen und nannte sie, voll des frommen Gedenkens, wieder den Egydi-Stier, wohl brummte dieser neue gerade so grämig d'rein wie der alte. Er war auch sorglich eingeweiht worden, er hatte ein neues glänzendes Dach, aber weiß Gott, — die Winde und Wetter scherten sich keinen blauen Teufel um die Glocke. Sie mochte brummen und summen und wackeln, wie sie wollte, die Wolken krochen über den Teufelsstein herauf und leerten alle ihre Schleusen und Schloßen über die Felder und Wälder der Gemeinde Falkenbach, so daß oft kein einzig Hälmchen mehr dastand mit einem graden Gliede.

„Der neue Egydi-Stier ist halt nicht mehr der alte!" meinten die Bauern.

„Und es giebt so viele gehexte Wetter, was sollen wir denn anfangen, wenn uns der Stier nicht hilft? „O Du mein Gott!"

„Lug', mir ist's gleich in den Sinn kommen, daß das Vieh nichts nutz ist," sagte die hinkende Wurznerin, die in den Wäldern „Waldrauch" sammelte, Ameiseier grub und das Kräutlein für den Tod suchte. „Ei, ei, Ihr wißt es so gut wie ich, daß der Glockengießer, bei dem Ihr das Ding habt machen lassen, ein Freigeist ist; ich wett' drei Pfund Gallwurzeln und ich getrau' mir's wohl zu sagen, daß der Heide gar keine geweihte Glockenspeise gehabt und das Ding mit einer ungeweihten gefüttert hat. He, was ist denn auf der alten — Gott verleih' ihr die Seligkeit! — gestanden? O, heiliger Egydi, Bitt' für uns und für's liebe Vieh! Das ist d'raufgestanden; auf der neuen aber: Blechheim und Comp., Glockengießer! Sonst kein Sterbenswörtl nicht! Ist das eine christliche Glocke? He!"

„Leider-Gott, lautere, traurige Wahrheit, die neue Glocke ist so verdorben, wie draußen die ganze Welt!"

Nun wollte es Jeder selbst merken, daß die Glocke einen sehr weltlichen Klang habe, und Jeder wunderte sich, daß ihm das nicht gleich anfangs aufgefallen sei.

Jetzt war es aus mit dem guten Rufe der metallenen Krone auf dem Thurme.

Nicht mehr ließ der Ackerer den Pflug ruhen, wenn der Meßner zu Gebet läutete, nicht mehr zog er die Wollenhaube vom Haupte. Und wenn sie Samstags zum Feierabend rief, wurde ihrer nicht geachtet; und wie sie am Sonntag auch klingen mochte hell und rein, die Bauern hörten nicht auf sie, sie gingen lieber in eine Nachbarspfarre oder kurzweg in's Wirthshaus.

Die Kirchenglocke, sonst tonangebend in der Gemeinde, hatte in Falkenbach keine Stimme mehr.

Nur der Fremde, der die staubige Landstraße herankam, betete noch nach frommer Weise, wenn die Dorfglocke das Ave läutete.

Aber der Fremde wunderte sich auch baß über die verkrüppelten Bäume im Gemeindewald und über die verwahrlosten Felder um Falkenbach.

Und wenn er fragte, wie das komme, so entgegneten die Leute:

„Hants, meint Ihr, wir bauen Euch noch was an? Möcht' wissen wozu? Daß uns leicht wieder das böse Wetter Alles in den Erdgrundsboden hinein verschlägt? Ein Narr, wer sich da noch rackern wollt'! Was nutzt das Graben und Schinden das ganze geschlagene Jahr! Da legt man sich lieber unter den Baum; verhungern kann Ein's im Schatten auch."

Der Landbote, der nicht selten in das Dorf kommt, hört solche Reden nie, ohne dabei seinen grauen Kopf zu schütteln, aber er trommelt nur an seiner nußbraunen Ledertasche und entgegnet darauf kein einziges Wort. In früheren Zeiten hatte er dann und wann wohl was darauf erwidert, hatte Rathschläge gegeben, wie man dem Unglücke ausweichen könne, hatte von Hagelversicherungs-Anstalten, von Blitzableitern gesprochen, hatte von dem „Wetterläuten" abgerathen. Diese Rathschläge haben dem Manne Thatschläge eingebracht; sind beim Wirth die Bauern über diesen Alles besserwissenwollenden Neuerer einmal grimmig worden — haben ihn geprügelt.

Seitdem schüttelt der Alte nur den Kopf zu solchen Reden und trommelt auf seiner nußbraunen Ledertasche.

Von der Teufelssteinalpe schäumt ein weißes Bächlein gegen das Dorf hinab. Es ist eine wilde Natur, dieses

Bächlein, und läßt sich nicht halten und nicht einzwängen. Aber sonst ist es gut; es hilft der Gemeinde zum täglichen Brot; es mahlt ihr den Hafer, es wässert ihr die Wiese, es thut sonst allerlei Dienste in der Küche und — im Keller. Aber man weiß von diesem Alpenkinde auch zu erzählen wie wüst und gefährlich es werden kann. Oefter als einmal schon hat es den Damm vor der Dorfwiese gesprengt und diese mit Sand und Steinen schuhtief verschüttet, hat die Brücke fortgerissen und ist sogar schon dem Müller durch das Fenster in die Stube gesprungen.

Der Brückmüller ist ein kritischer Kopf und nicht dumm, der hatte dem Landboten das Bächlein einmal so gedeutet:

„Dieser frische Wildbach da, Alter, ist wie das Bauernvolk. Er ist gut und nütze, hilft der ganzen Welt zum Brot, läßt sich auch einschränken — halt ja, recht tüchtig einschränken. Will man ihm aber Dämme setzen bis in den Himmel hinauf und ihn zu tiefst einzwängen und zwingen — Blitzmarterkreuz! Da braust er auf, bricht die Wänd' und Wehren, stürzt hinaus und macht aus der Welt eine Wüste."

„Wenn der Meister Josef nur nicht so hochgelehrt reden thät'," entgegnete der Landbote darauf einmal, „das Zeug kommt doch nicht von dem Meister selbst, das hat der Meister von seinem Mühlburschen."

„Nu, nu," hierauf der Müller, „der Mühlbursch! Als ob just Der die Gelehrtheit mit dem Kochlöffel g'essen hätt'! Wohl wahr, zu Zeiten trifft er's, wie die blinde Henne ein Haferkorn, aber zumeist pufft er auch in's Blaue. Laßt Euch bei mir ein Stück Brot schmecken, Landbot'! Kommt wohl etwas oft in's Dorf, was? Thäten just nicht schicken um Euch und Euere Bezirksgerichtschriften, und Euere sauberen Zeitungen, aus denen Ihr uns eine Narrenkappe biegen

wollt. Nu, gegen Euere Person hat kein Mensch was, aber Euere Wische, die dürft Ihr in den Mühlbach werfen. Kann das Zeug einmal nicht leiden, und wenn ich wissen thät', daß mein Zwilchkittel da seiner Tag in der Papiermühl' zu Bögen für Euere Steuerbögen und Zeitungen gestampft würde, gleich den Augenblick thät' ich ihn zu Asche verbrennen! Euere Federfuchser in der Stadt, mein' ich, dürften's einmal einsehen! Aber nicht genug an dem Beutelmehl, das wir ihnen abgeben, derweilen wir selbst an der Klei' kauen, messen sie jetzt noch unsere Steinfelder ab und bringen Felsen, auf denen seit Weltschöpfung kein Körnlein gewachsen, auf Steuern! Die Reh' und Hasen lassen sie an unserem Kohl und Getreide sich mästen, und wenn sie fett, schießen sie uns die Thiere vor der Nase weg. Und wenn sie gar bei unsereinem einen Schießprügel sehen, gleich kann man in's Zuchthaus, oder sie stecken Einen gar in den blauen Rock und lassen Einem den Schießprügel zum Leutumbringen, weil die Hasen verboten sind."

„Und bis Einem Hand oder Fuß abgehauen ist," eiferte der Müller weiter, „mag man heimgehen und sich das Brot aus den Steinen nagen! So treiben sie's mit uns, diese Kreuzsakermenter! G'segn' Euch's Gott, Landbot', und laßt Euch's schmecken — ist ohnehin der letzte Laib. Die Mühl' steht. Na, reden wir was Gescheiteres — wie geht's Eurem Fritz? Wohlauf?"

„Dank der Nachfrag', Meister, auf's nächste Jahr kommt er in die Kutte."

„Du meine Zeit, wie doch die Weil' vergeht!" darauf der Müller, „mein' ich doch, 's ist nur so ein paar Jährchen her, daß Euer Kleiner mit Euch in der Mühl' war. Zehn Jahr, sagt Ihr, seitdem? — Hört aber, Landbot', Ihr hättet auch

was Gescheiteres thun dürfen, als aus Eurem Sohn einen Schwarzen backen zu lassen. Ha, das wissen wir schon, wo diese Herren hinaus wollen, die uns herumziehen wie einen Bären, der einen Ring in der Schnauze hat. Wir sollen sie fett machen und sie verschreiben uns dafür den Himmel. Aber in ihren Himmel wollen wir just nicht und in die Höll' finden wir auch ohne sie. Ihr meint, Landbot', weil man sagt, dem Pfarrer ist der Bettelstab verbrannt? O, das nicht, Alter, das nicht! Es klopft eine andere Zeit an die Thür! Wir lassen uns das Vieh nimmer aus dem Stall und uns am Strick führen, und das gemästete Huhn braten wir uns selber. Ha, es giebt noch Leut' in der Gemeinde und eh' Einer von uns verhungert, eh' — — mit Euch wird's auch aus, Landbot'! Und jetzt kommt's gut heim!"

Der Müller, dieser nervös aufgeregte Mann, war fort und hatte die schwere Stubenthür heftig hinter sich zugeschlagen. Der alte Bote griff kopfschüttelnd nach Hut und Stock. Je nun — er kannte den Meister Josef schon lange.

* * *

Es war, als ob der Teufel in Falkenbach sein Nest gebaut hätte. Es wollte, so weit die Pfarre reichte, nichts Rechtes verfangen und gedeihen. Bürden, Mißwachs, Seuche, Zwist allüberall, so weit man nur den Egydi-Stier brummen hörte.

Jungfrau Kunigunde, die alte Wurznerin, behauptete, es müsse einmal am Charfreitag Einer in Schuhen von Menschenhaut um die Gemeinde gegangen sein — und das sperrt alles Glück und Heil von außen ab. Daß das Glück, wie der Pfarrer gern sagte, von oben komme, das wollten die guten Leute gar nicht mehr glauben — kam nicht allemal der Hagel von „oben"?

Aber die ehrsame Kunigunde, die unter den geheimnißreichen Wurzeln und wunderthätigen Kräutern alt geworden war, gab — wie sich's ziemt — die Hoffnung nicht auf. So wie sie allweg das Kräutlein „für den Tod" gesucht hatte, so forschte sie nunmehr nach der Wurzel für (gegen) das Unglück — wohl, wohl, es giebt für Alles ein Mittel!

Die ehrsame Kunigunde gründete — es blieb aber geheim — mit anderen, ebenfalls sehr ehrwürdigen Frauen einen Rettungsverein, genannt: „Der Rosenkranz". Da kamen sie — der Tausend, man sollt's nicht verrathen! — in den Vollmondnächten in der Hütte der Wurznerin zusammen und beteten und thaten große Dinge!

Unter diesen Matronen war auch die Brückmüllerin, die ein gar schweres Herzleid hatte, nicht blos der Gemeinde wegen, sondern auch weil ihr Mann so gottlos schlecht war.

Da wird von der Müllerin und von einer solchen Vollmondnacht eine Geschichte erzählt, die, zumalen sie kaum wahr, wohl verdient in die Legende der Heiligen eingereiht zu werden.

Nach langen Bußübungen und Simuliren und Nachtwachen kam endlich über Kunigunde die Erleuchtung, was zu thun sei, um das Heil der Gemeinde Falkenbach zu retten. Ein Leichtes war's just nicht. Die ganze Umgrenzung der Pfarre sollte mit „frommen Frauenthränen", welche für die armen Seelen des Fegfeuers vergossen sein mußten, besprengt werden; und unter dieser Bedingung weiche der verhängnißvolle Bann. Sofort einigte sich der löbliche Verein „Rosenkranz" zu einer Weinstunde — heißt das, zu einer Stunde des Weinens für die armen Seelen.

Der bestimmte Abend war gekommen; die Vereinsmitglieder erschienen in Vollzahl. Nachdem alle eine

entsprechende Stärkung zu sich genommen hatten, begann Kunigunde aus einem alten Buche laut vorzulesen. Das alte Buch hatte einen backsteinrothen Schnitt und brachte eine geographische und geschichtliche Beschreibung des Fegfeuers nebst Sitten und Gebräuchen in ausführlicher Weise. Unter Anderem war auch eine beliebte Methode angeführt, wie die armen Seelen gemartert werden. Der gute Ton verbietet, diese Methode hier zu wiederholen.

Mehrere Mitglieder begannen bereits bei solchen Darlegungen zu schluchzen und hielten sich sofort die dazu bestimmten Gefäße an die Wangen. Als nun die Vorleserin, welcher selbst schon reichliche Tropfen in das Thontöpfchen niederrieselten, gar der dahingeschiedenen Verwandten und Bekannten gedachte, die in solch' unbeschreiblichen Peinen endlos um Erlösung flehen, da war das Schluchzen allgemein und auch der Jubel, so oft ein Tropfen in die Kanne fiel.

Auch die Brückmüllerin schluchzte, aber — weiß Gott — um Alles in der Welt kamen ihr keine Thränen. Wohl hielt sie sich ein Rosmarinölfläschchen unter die Nase, es war aber vergebens, es kamen keine Thränen.

Wie sie nun noch so beisammen waren, flog die Thür auf und herein stürzte der Brückmüller.

„Du Hexe!" schrie er, faßte sein Weib rauh an, mißhandelte sie mitten im heiligen Kreise.

Und — jetzt flossen ihr der Zähren viele über die Wangen — gar echte — aber sie fielen hin auf den Boden und waren verloren.

So soll das Erlösungswerk in der Hütte der Wurznerin geendet haben, und so hat man's noch lange hernach in lustigen Kreisen erzählt.

Wenn der Pfarrer auf der Kanzel stand, um die Gemeinde an den Zehent und die Seelsorgerpfennige zu mahnen, und daß man auch heilige Messen bestellen solle — Gott erbarm', da predigte er immer leeren Stühlen.

Der Landbote brachte die Zeitung in das Dorf und der Müllerbursche Albin las sie immer Sonntags im Wirthshause vor. Albin wußte auch so Manches zu erzählen; er war noch nicht lange im Dorfe, er kam vom „Reich" herein und brachte viel Neues und Seltsames in Arbeit und Sitte mit sich in die Gegend. Die Bauernburschen hörten ihm gerne zu, wenn er sprach und erzählte. Und Albin sprach gar schön, völlig wie ein Studirter, und die Leute freute es, daß er, der Erfahrene, Weitgereiste so mit ihnen redete. Indeß, Alle waren ihm nicht gewogen; da war zunächst sein eigener Meister, der ihn, trotz seiner tüchtigen, redlichen Arbeit nicht leiden konnte. Meister Josef wurde immer wild, wenn Albin von den neuen, landwirthschaftlichen Methoden sprach, wie sie aus England und Amerika herübergekommen, im „Reiche" schon überall gang und gäbe seien.

Aber noch wilder würde Meister Josef, wenn er dahinter käme, daß Albin, der altkluge Bursche von draußen, sein Töchterlein, die Kundl — doch, er kommt sobald nicht dahinter.

Es ist aber so. Albin hat die Kundl lieb. Und die Kundl ist das lustigste, frischeste, flinkeste Mädchen im Dorfe; sie hört man allweg schon um zehn Minuten früher, als man ihr begegnet — sie singt in einemfort, sie weiß alle Lieder und Almer, sie kennt alle Spottnamen, und gar, wenn sie mit Jemandem zankt, da ist kein Mühlstein ihres Vaters so scharf als ihr Mäulchen. Sie ist ein Engelchen, ein Teufelchen, ist beides, sie ist ein gutes, böses, liebes, loses Mägdelein. Auf jeden Menschen war Kundl böse und Jedem

that sie, wenn sie konnte, heimlich Gutes; auf Albin war sie schon gar bitter boshaft — trotzdem war, was sie ihm heimlich that, just keine Unbill.

Albin war ein fremder, heimatsloser Mensch, Kundl hatte ein Vaterhaus; Albin hatte eine ausländische Lebensweise inne, Kundl hatte die heimische; Albin wußte viel Neues, Kundl haßte das Alte, freilich nicht dem Neuen, sondern dem Jungen zu lieb'.

Einmal, beim Klappern der Räder war's, da küßten sie sich den Staub von dem Munde. Das letzte Stäubchen war noch nicht alle, als der Müllermeister mit dem Radhebel vor ihnen stand. Aber der Alte that, als ob er nichts gemerkt hätte und sagte nur so hin: „Nu, werden die neuen Mühlsteine gut mahlen?"

„Mein' es schon," sagte Albin, dann blickte er den Meister eine Weile an und rief: „Thut nicht so, Ihr habt's ja gesehen, und jetzt mach' ich den Mund auf zu rechter Zeit und bitt' Euch um Eurer Tochter Hand!"

„Das ist hitzig," schmunzelte der Müller, „Albin, ich sag' Dir nur Eins, wenn die Räder zu heiß werden, gehört ein Eimer Wasser auf die Kämpe. Halte Du Hochzeit mit den amerikanischen Pflügen; ich und mein Kind bleiben die Alten. Schau an die Mühl' da; vor mehr denn hundert Jahren hat sie mein Urahn gebaut und hat dazu hundertjährige Waldstämme genommen; das hält noch wacker zusammen. Und schau Dir auch des Baders Scheune d'rüben an; vor zwölf Jahren ist sie gezimmert worden aus jungem Holze, heut' knicken die Wände ein und die Baracken steht auf Spreizen. So steht das Alte und so steht das Neue, und so steh' ich und so stehst Du. Jetzt hab' ich geantwortet."

Kundl hüpfte lustig davon. Albin trug seinen Hafersack auf den Steinboden und dachte: Aber wir, die Jungen, werden länger halten als Du, alter Gotteslästerer. Kundl ist an diesen finsteren Winkel nicht geschmiedet — ich führe sie mit in's Land hinaus!

Das Dorf sprach bereits von einer Hochzeit auf der Brückmühle, aber der Pfarrer legte sanft die Faust auf sein Tischeck und rief: „Daraus wird nichts, dieser Müllerbursche ist ein Lutherischer! So eine Eh' ginge gerad' noch ab!" Er sah wohl ein, daß es nun Zeit sei, für seine Schäflein und ihr Seelenheil einen entscheidenden Schritt zu thun.

* * *

Am Pfingstsamstag um die Vesperzeit war es.

Da gingen vier Männer in braunen, langen Röcken und breiten Filzhüten durch das Dorf. Sie stützten sich auf lange Stöcke, die aussahen wie Pilgerstäbe, sie schienen einen weiten Weg zu kommen. Sie sahen ehrwürdig aus.

Die Bauern, die vor ihren Häusern mit Holzspalten oder in den offenen Zeughütten beschäftigt waren, ließen von ihrer Arbeit ab und sahen auf die fremden Männer hin.

„Wie kommen mir denn Die vor?" sagte ein alter Knecht, „da schauen sie so ganz wildfremd aus und grüßen Einen doch schon von ferne."

„Ist mir auch aufgefallen," versetzte der Schuster Simon, „und wie Jeder unter'm Hut eine Glatze hat und dabei sind sie doch Milchbärte. Dann schauen sie auch so zu Boden; man weiß nicht, wo man diese Leut' hinthun soll."

„Werden schon von ihnen hören," sagte Albin, der eben mit einer Mehlbutte des Weges kam. „Seht, dort gehen sie gegen die Kirche hinauf, dort kommt ihnen der Pfarrer entgegen."

„Am Ende sind es Priester," riefen Mehrere.

„Wollen etwa dableiben und uns ihre Messen verkaufen und uns auf der Kanzel Geschichten erzählen, die sie selber nicht wissen."

„Aber zum Hagelstern hinein! Da kommen sie bei uns an die Unrechten!"

„O, die sind Euch überlegen," sagte Albin, „in wenigen Tagen werdet Ihr anders reden!"

Er schupfte sich die Tragbutte zurecht und ging seiner Wege.

Auch die Mädchen, die am Brunnen standen, hatten ihre Meinungen über die seltsamen Männer, die durch das Dorf zogen.

„Hab' doch bei meiner Treu' noch keine solchen Gewänder gesehen!" lispelte die Eine.

„Das sind keine rechten Bauern und keine rechten Herren — und erst gar die garstigen Hüte!"

„Sie haben bleiche Gesichter und werden halt die Sonne nicht leiden mögen."

„Der dort, der hintere, der alleweil schaut was kriecht, ist gar nicht so uneben; er schaut aus, wie wenn ihm der Bart just käm'."

„Warum sie aber gerade uns nicht grüßen! Dort oben haben sie nichts, als die Hüte geschwenkt."

„Werden uns doch wohl nicht übersehen! Kundl, schütt' geschwind Dein Kübel Wasser in den Trog zurück."

Kundl that es, das Wasser rauschte, aber die vier Männer gingen vorüber und blickten nicht auf.

Als sie schon um die Kirche, gegen den Pfarrhof gebogen hatten, fiel es der Kundl ein: „Wie wir aber doch ungeschickt sind und Keinem die Hand geküßt haben! Gewiß und wahrhaftig, das sind die frommen Geistlichen gewesen, von denen

meine Mutter gesagt hat, daß sie heute kommen. Ja, lachet nur, das sind gar heilige Leut' und gehen in der bösen Welt herum wie die Apostel und thun nichts als Menschen bekehren. Jeder hat seinen Engel bei sich, sagt meine Mutter, und der Engel bringt Jedem die Speis' vom Himmel. Deswegen nehmen sie von den Menschen nichts als Wasser und Brot und tragen ein härenes Hemd, und in den Schuhen haben sie Sand und schlafen thun sie auf der steinharten Erde — die Tollpatschen, die närrischen!"

Ueber diese Worte lachten die anderen Mädchen auf und riefen: „Kundl, wenn Dich der Albin so predigen hört!"

„So muß er still sein, bis ich Amen sag', und nachher wird wieder gesungen!"

In diesem Augenblicke erklangen am Thurme alle Glocken. Die Männer warfen ihre Werkzeuge in die Winkel und johlten wüst davon. Die wenigen Frommgläubigen zogen barhaupt zur Kirche und sagten unter einander: „Gott sei Dank, jetzt bleiben sie da und predigen und weihen die Glocken ein — es ist die heilige Gnadenzeit!"

Die vier Männer, welche durch das Dorf gegangen, waren Priester aus der Gesellschaft Jesu.

Die Mission.

Kein Fest im ganzen Jahre, das in der Welt so schön gefeiert wird, als das Pfingstfest. Zu diesem öffnet selbst die Erde ihren Festschrank und holt allen Schmuck und ihr allerschönstes Feierkleid hervor. In einen blumigen, duftigen Schleier hüllt sie ihre Glieder, mit frischen Kränzen umwebt sie ihr Haupt — so steht sie da, eine jungfräuliche Braut. Und ihr Bräutigam steht an ihrer Seite, zieht sie an sein

Herz und küßt sie mit dem Liebeshauche des Lebens. Ihr Bräutigam ist Gott. — Und die Fischlein tanzen lustig in den klaren Wellen, und die Vögelein auf den Bäumen musiciren wunderhold, und kein Würmlein ist stumm, und kein Fischlein ist taub, und kein Sandkörnlein und kein Wassertröpflein todt. Zu Luftschiffen mit weißleuchtenden Segeln werden die Wölklein; sie schaukeln vom Himmel herab und der Erde zu, beladen mit Gottessegen. Die Sonne, die ewige, die stille Herrscherin der Himmel, lodert auf in ihrer hellsten, heiligsten Opferflamme und allüberall steht's geschrieben: Friede, Freude zum Hochzeitsfeste mit Gott!

Und der Mensch? —

Die Dorfkirche zu Falkenbach ist voll von Menschen. Sie hat ihre Fenster verhüllt mit schwarzen Tüchern, sie hat ihr Altarbild verdeckt, sie hat über dem Tabernakel einen aus Holz gezimmerten Kreuzpfahl aufgepflanzt. Sechs Kerzen flackern an dem Altare mit düsterem Schein und zwischen denselben steht die hostielose Monstranz. „Die Hostie ist fortgezogen, durchbohrt mit dem Sündenschwerte der Menschen, ein gemordeter Heiland. Gott ist nicht mehr unter der Gemeinde."

Mitten in der Kirche ist ein Sarkophag aufgerichtet, und nieder von dem Schiffe, wo sonst um diese Zeit die weiße, fliegende Taube als Sinnbild des heiligen Geistes schwebte, baumelt heute ein fahler, grinsender Todtenschädel. An den Nebenaltären sind Beichtstühle aufgerichtet und über jedem derselben stehen auf schwarzen Tafeln die Worte: „Rette Deine Seele!" Auch die Kanzel ist dunkelfarbig ausgeschlagen, und über ihr ist der Satz: „Uns hat Jesus Christus zu Euch gesendet!" —

In der Gemeinde Falkenbach hat die Mission begonnen. Aus Nah und Ferne sind Menschen herbeigeströmt zum Pfingst-

feste, damit sie die Wundermänner schauten, die da gesandt sind von Jesus Christus.

Darum ist die düstere Kirche so vollgepfropft von Menschen, und Alle horchen athemeinhaltend dem Prediger zu, der auf der Kanzel steht und ein Crucifix in den zitternden Händen hält. Vielen klopft das Herz gar unruhig bei den schweren, seltsamen Worten, die der Priester hindonnert über die tausend Menschen, der Sünde Fluch, des Gerichtes Ankunft verkündend.

Viele haben freilich ihre eigenen Gedanken; das sind sicher die Falschen! meinen sie, nicht einmal einen Chorrock hat er an, rabenschwarz steht er auf dem Predigtstuhl!

Auf dem Platze vor der Kirche sind Buden aufgerichtet und weiße Plachen darüber gespannt. Dort werden verkauft um billiges Geld Missionsgebete, Missionslieder, Amulete, Rosenkränze und Schnaps.

Einer der vier Missionäre geht demüthig über den Platz. Alles weicht ihm ehrerbietig oder scheu aus; nur Einer bleibt stehen, hält die Hände über den Rücken geschlagen, macht keinen Hutrücker, starrt finster auf den nahenden Priester. Er wollte ihm den Weg vertreten, allein der Geistliche wendet sich langsam, und den Blick zur Erde geschlagen, wandelt er demüthig weiter.

Der kecke starre Mann war der Brückmüller.

Als hierauf zum Hochamte geläutet wurde, eilte er fluchend durch die Dorfgasse hinab zum Wirthshause, polterte zur Thür hinein und verlangte brummend einen Krug Most.

Das Wirthshaus war nicht leerer als die Kirche, und wenn in der Kirche Einer schrie und eiferte, so schrieen und eiferten hier Alle durcheinander. Nur Einer schwieg. Und wenn sie dort dem lieben Gott ihre „Vaterunser“ auf den Rosenkränzen vorrechneten, so zählten sie hier ihre Lumpereien an den Mostkrügen ab.

Jetzt trat der Schuster Simon mit seiner schwarzen, beschilderten Tuchmütze in die Stube und hielt triumphirend einen Bund Rosenkränze empor.

„Kaufet, kaufet schöne Jerusalemer Rosenkränze!" machte er im Marktschreiertone, „an jeder Perl' hängt frischer, hundertjähriger Ablaß allerlei, und am Glaubengottvater noch ein vollkommener dabei! Der wird für die armen Seelen taugen, insonderheit gar gut für Hühneraugen!"

Der Mann hüpfte umher, schwang die Beine mit den hohen Stiefeln und reckte und bückte sich, daß man glaubte, es müsse das bepechte Beinkleid bersten. Dabei grinste sein etwas fahles Gesicht und so fuhr er mit scharfer, dünner Stimme fort:

„Auch Amulete, meine Herrschaften, Amulete hab' ich da, sind gegen Teufelei, Hexerei und andere Eier! Wer sothanes Amulet an dem Hals thut tragen, dem kann kein Unglück widerfahren zu Wasser und zu Land, in Feuer und Brand, und dem auch kein Schaden thut der Krieg und die Pest und der Handelsjud'. Und das liebe Vieh im Stall und auf der Weid' allzumal wird durch diese Amuleten bewahrt vor allen Nöthen und nicht bissen von den Kröten! Item, so man Besagtes den Kindbetterinnen auf die Brust thut legen, werden sie ohne Schmerzen entbinden von Leibessegen, und so das Amulet bei Mädchen thut liegen, werden sie keine Sommersprossen kriegen!"

Wie sie Alle lachten, in die Hände klatschten und sich toll geberdeten!

Der Schuster wischte mit dem Rockärmel seine kleberigen Haare aus der Stirne und fuhr fort: „Ja, ja, da steht es schwarz auf weiß, dem Teufel zum Spott, seiner Base zum Preis. Gehet in Euch und lasset ab vom Erdenschwindel!

Thuet Buße, geliebteste Brüder — faules Gesindel! Die Welt fällt zusammen, meine Herren und Damen! Wer's nicht glaubt, den hole der Teufel, Amen!"

Ein kreischendes Lachen und Johlen, der Bußprediger mußte aus jedem Kruge trinken.

Plötzlich flatterten draußen an den Fenstern der Gaststube rothe Fahnen vorüber; die Procession zog aus der Kirche und zu hundert Stimmen erklang in dem sonnigen Junitage das Kirchenlied:

„Das glaub' ich, das hoff' ich,
Dem leb' ich, dem sterb' ich;
Mein einziger Trost
Ist Jesus mein Gott!"

Da erhoben die Zecher ihre Stimmen und johlten drein:

„Das glaub' ich, das hoff' ich,
Den beutl' ich, den schopf' ich;
Mein einziger Trost
Ist der Wein und der Most!"

Bei all' dem saß Albin der Müllerbursche in der Ecke stumm vor seinem Kruge. Er war schier eingehüllt von dem dichten Tabaksqualm, der in der wüstbewegten Stube dampfte.

„Junge, Junge!" schrie ihm der Brückmüller zu, „hast heut' kein Wasser auf der Mühl'? Heut' kein Capitel von der Volkswirthschaft, keine neue Maschine aus Amerika? Schreist sonst auch gern mit; spukt Dir heut' kein Unsinn im Kopf? Bist lahmleidi worden? Bereitest Dich 'leicht zu einer Generalbeicht vor?"

Neues Lachen, und der Meister Josef lachte am unbändigsten; die Bemerkung von der Generalbeicht war ihm so ungeheuer witzig.

Albin erhob sich, zahlte seinen Krug und verließ die wüste Schenke.

Oben an der Felswand, wo sich das Bächlein über die Wehr stürzt, blieb der Bursche stehen und lehnte sich an einen Pfeiler.

Dableiben? Nein, unter solchen Menschen ist nicht zu leben. Auf der einen Seite Frevel, Glaubenslosigkeit, Rohheit; auf der anderen Aberglaube, Fanatismus. — Nächstenliebe, Bildung, Gesetz, ja alles Bessere wird von diesen Menschen in den Koth gestampft. Ha, was verdient eine solche Gemeinde auch sonst, als die Jesuiten. Die Jesuiten haben hier noch gefehlt! — Aber unter der Kleie ist wohl auch einmal ein schneeweißes Stäubchen. Kundl, Du, Du allein. Und Du sollst leben hier bis zu Deinem letzten Tag! Dein Vater ein Atheist, Deine Mutter eine Betschwester. Wie kannst Du nur so gut geworden sein! Du bist es aus Dir selbst geworden, wie ein Veilchen erblühen kann zwischen Wolfsmilchkraut und Klatschrose. Aber verwelken, verderben und zusammenbrechen wirst Du in einer solchen Wüste vor der Zeit, geliebtes Blümlein. — Fortziehen? Bächlein, was soll ich thun? Soll ich es machen, wie du? Auch dich führt dein Weg in diese Menschenwüste, wie mich der meine. Du dienest der Gemeinde; doch gefangen halten lässest du dich hier nicht, da schwillst du an und nimmst mit dir fort, was du willst und ziehst mit deiner Beute hinaus in die Welt. Ich folge dir. Ich will Kundl einführen in ein glücklicheres Leben; und wenn ich sie rauben müßte, so wär's keine Sünde, könnte keine sein; sie hat mich lieb. —

So waren die Gedanken des jungen Mannes, der am Pfeiler lehnte. —

Zu Mittag gab es beim Brückmüller guten Tisch, das war am Festtage ja altherkömmlich, und in solchem Altherkömm-

lichen ließ sich der Meister Josef nicht spotten. Auch der Landbote war bei Tische. Er war mit seinem Fritz, der für die Pfingsttage Vacanzen hatte, nach Falkenbach gekommen. Der Studiosus war im Pfarrhause zu Tische geladen und speiste mit den Missionären.

Darüber machte der Brückmüller die verschiedensten Bemerkungen, und mit jedem Bissen mußte der Landbote auch was Stechendes hinabschlucken, so daß es dem guten Mann schon in der Gurgel zu drücken begann und er dem alten Lästerer gern was sehr Herbes gesagt hätte, wenn er nicht gerade an dessen Tisch gesessen wäre.

Die Müllerin und die Uebrigen, die heute in der Kirche gewesen waren, wußten bei Tische allerhand wunderbare Dinge zu erzählen. Sie wußten es wohl, warum heute am Pfingsttage die Kirche so traurig, wie zu einer Todtenfeier aufgeputzt war — weil die ganze Gemeinde Falkenbach todt im Glauben und in der Seele! Der Pater habe das ja auch in seiner Predigt so ausgeführt, und darauf habe Alles gar sehr geweint. Die Missionäre seien aber wahre Heilige und sähen gotteswahrhaftig aus wie die leibhaften Apostel.

Die Müllerin hatte vor dem Essen ihren Mägden in der Küche noch was Besonderes anvertraut; sie hatte nämlich in der Kirche ganz genau und deutlich gesehen, wie dem Prediger eine schneeweiße Taube auf der Achsel gesessen und ihm etwas in's Ohr geschnäbelt hatte. „Und diese Taube ist der heilige Geist gewesen, und der heilige Geist hat dem frommen Mann die ganze Predigt Wort für Wort eingesagt." — Bei Tische aber schwieg sie davon und bemerkte nur, daß man, als der Pater das Hochamt hielt, um seinen Kopf einen Heiligenschein gesehen habe.

„Ja, ja, Heiligenschein, Scheinheiliger!“ fiel der Meister seiner Ehehälfte in's Wort, „hatscht nur gleich wieder in die Kirch', ihr verrückten Weibsleute, und laßt Euch heilig sprechen; heut' ist Sonntag, heut' habt Ihr Zeit zum Seligwerden. Wer mir aber an den Werktagen in die Komödie hinaufläuft, dem hau' ich den Kürbiß ein! Habt Ihr mich jetzt verstanden?“

Albin und Kundl hatten bei all' dem kein Wort verloren.

Nach dem Essen ging das Mädchen in die Küche und der Bursche mit einem Buche hinter die Mühle hinaus. Dort ließ er sich nieder im wohligen Schatten. — Er hörte das Wasser rauschen und auch das Säuseln des Maihauches in den Bäumen, und da tänzelten vom Kirschbaume weiße Blüthen nieder und fielen auf seine Wangen.

Hier ließ es sich so gut denken und träumen.

Ueber des Pfarrers Kornfeld wandelten zwei Männer. Man konnte sie vom Kirschbaume aus, unter welchem Albin ruhte, recht gut sehen. Beide Männer waren in schwarzer Bekleidung des Priesters; der eine war im Talare, der andere im Knierocke. Nach ihren lebhaften Handbewegungen mußten sie ein eifriges Gespräch führen.

Albin sah ihnen zu.

Jetzt legte der Eine die Hand auf die Brust und erhob sie dann wie zu einem Schwure. Der Andere im Knierocke zerriß heftig ein Papier, überließ dessen Stücke dem Winde und eilte davon, wie flüchtig zur Landstraße hinab und fort gegen den Wald hinaus.

Der im Talare blieb noch eine Weile stehen und sah dem Fliehenden nach; dann hob er die eine Hälfte des zerrissenen Papieres von dem Boden auf und suchte nach der andern, allein die hatte der Wind bereits davongetragen

Lustig, wie ein weißer Schmetterling, flatterte das Papierchen über die Au gegen die Mühle zu und in den Baumgarten, in welchem Albin unter dem Kirschbaume lag.

Der Bursche fing das Blatt, auf demselben standen diese zerrissenen Worte:

rich Bürger
tigen Tag, daß
suitenorden bekenne,
zum Heile der römisch
sogenannte Aufklä-
heilige Pflicht des Prie-
Volk in glücklicher Ein-
halten.
Am Pfingstsonntag

Das Blatt war eben mitten auseinandergerissen, doch Albin vermeinte, den Sinn enträthseln zu können. Einen Menschen hielt er für gerettet.

Er legte das Papier in sein Buch und sah noch auf den Mann hin, der jetzt langsam dem Pfarrhofe zuschritt. Jetzt eilte Albin zum Gartenzaune, hinter welchem er Kundl bemerkt hatte.

„Warum singst Du heut' nicht, Dirndl?" rief er ihr zu.

„Du meine liebe Zeit, singen, ich kann's ja völlig nicht lassen, aber —" sie senkte ihr Köpfchen — „die Mutter will's nicht leiden."

„So? sie will's nicht leiden, daß Du lustig bist?"

„Ja und ja, und sie sagt, das wäre eine große Sünd' an einem so heiligen Tag, und jetzt sei die Zeit der Buße gekommen. — Magst eine Rose, Albin?"

Als Kundl dieses sagte, brach sie eine hochrothe Pfingstrose vom Busch und reichte dieselbe dem Jüngling über den Zaun.

Er steckte die blühende Krone in das Knopfloch und sah das Mädchen an.

* * *

Das war ein eigenes Regen und Bewegen im Dorfe. In allen Nachbarsgemeinden sprachen sie von der Mission zu Falkenbach, und Alles strömte herbei, um zu sehen, zu hören, sich segnen zu lassen und sich zu bekehren.

Es war ja so eigen; wer einmal gekommen war, der kam immer wieder. So weit sie hatten von fernen Bergen her, so lieb ihnen Haus und Kind sonst war, nun vergaßen sie auf Alles, und keine Predigt wollten sie versäumen. Viele, die früher geflucht über die Missionäre, sie waren bekehrt mit der ersten Predigt, und eine wahre Leidenschaft zum Seligwerdenwollen kam über sie, und sie wollten gar nicht mehr heimkehren in ihre Häuser; Tag und Nacht wollten sie kauern in den Kirchenstühlen und Speise und Trank entbehren, nur um keine Predigt zu versäumen. So bestrickend war das Walten der Missionäre.

Das ging nun mit Siebenmeilenstiefeln dem Himmel zu.

Aber auch andere Leute — vorderhand noch andere, denn sie werden endlich alle in den Schafstall geführt — waren damit einverstanden.

Der Dorfwirth konnte von der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit einer Mission nicht genug Rühmens machen — war es doch nun mit Einem Schlage gewonnen, was er durch jahrelanges Weinwässern kaum zu erreichen vermocht! Auch auf die Verkaufsbuden war diese Bekehrungswoche von sehr vortheilhaftem Einfluß, und mit ihren „Haus- und Wettersegen" hatten sie noch nirgends ein so glänzendes Geschäft gemacht, als hier in Falkenbach. Da hatten sie aber auch noch andere ungeheuer wunderthätige Waaren, so „die sieben

Schloß, sieben wunderthätige Gebetter, womit sich eine arme, sündige Seel' gegen den Satan ganz und gar verschließen kann". So „die sieben Himmelsriegel, sieben kräftige Gebetter, welche ein frommer Einsiedler von seinem Schutzengel bekommen und sich gegen alle Leibes- und Seelengefahren ewig in die Wunden Christi verschlossen hat". So „die fünfzehn heimlichen Leiden Christi, wunderkräftige Andachten von den noch unbekannten Leiden, so Christus in der Nacht vor seiner Gefangennehmung ausgestanden und bisher noch keinem sündigen Menschen offenbar worden sind". — Und so fort, die merkwürdigsten Historien der Heiligen, Ablaßgebete mit zierlichen Missionskreuzvignetten versehen und alle „gedruckt in diesem Jahre".

In der Kirche selbst herrschte noch immer Dunkel und Trauer, ein Zeichen, daß die Seelen der Gemeinde noch im Todesschlafe lagen. Immer mehr Leute drängten sich zu den Predigten und Beichtstühlen, und immer häufiger auch solche, die sich anfangs über die Mission lustig gemacht hatten und sehr verstockt waren.

Da wurden besondere Predigten gehalten für die Männer und für die Weiber, für Jünglinge und für Jungfrauen, für Kinder und für Greise, für Herrenleute und für Dienstboten; Allen wurden insonderheit die Gefahren und Laster ihres Standes vorgehalten, Beispiele der Heiligen hingestellt und den Verstockten mit den ewigen Strafen gedroht. Dann waren allgemeine Predigten über die sieben Todsünden, über die vier letzten Dinge, und endlich mußte die ganze Gemeinde in der Kirche mit aufgehobenen Händen einen greulichen Schwur nachsagen, den ihr der Priester vorsprach, und welcher auf eines Jeden Haupt die Schuld des Meineids wälzte, der je in seinem Leben noch eine einzige Sünde begehet.

Vor den Beichtstühlen kniete oft Mancher eine ganze Stunde lang und verließ ihn endlich bleich und verstört, gebeugt, gebrochen.

Die Brückmüllerin legte eine Generalbeichte ab, eine Beichte über alle Sünden groß und klein ihres ganzen Lebens. Drei Tage hatte sie sich darauf vorbereitet, drei lange Tage, und hatte in dieser Zeit gefastet und strenge Bußübungen verrichtet. Unter anderen Sorgen, ob sie wohl Alles recht machen werde, ob sie auch ihre eigenen unwissentlichen Sünden und die wissentlichen Anderer beichten sollte und inwieweit, war es nicht ihre kleinste, unter den vier Missionären den Beichtvater zu wählen. Nach langem Fasten und Beten in dieser Meinung entschloß sie sich für Pater Ignatius, zwar den jüngsten, aber wohl den strengsten und eifrigsten und unstreitig den frömmsten. Sein Beichtstuhl war immer von Hunderten belagert; Jung und Alt drängte sich an denselben und Alle verließen zerknirscht, wohl gar mit lautem Schluchzen über die annullirten Sünden und das wieder gefundene Heil, den Pater Ignatius.

Die Müllerin mußte einen ganzen Tag in der Kirche stehen, bis die Reihe endlich an sie kam. Eine Stunde hatte sie darauf im Beichtstuhle gekniet, und als sie in der Abenddämmerung die Kirchstiege gegen die Mühle hinabstieg, fühlte sie sich rein, und sie nahm sich vor, nach ihrer Namenspatronin eine heilige Theresia zu werden.

Vor dem Schlafengehen bat sie ihren Mann, daß er doch auch in sich gehen und diese Gnadenzeit zu seinem Heile anwenden möge. Der Müller nahm die Pfeife aus dem Munde und fragte sein Weib zornentflammt, wann wieder einmal ein Vereinsabend des „Rosenkranzes" sei, er wolle für die Thränenstunde wieder das Seine beitragen. Mit Mühe gelang es dem jähzornigen Manne, sich zu beruhigen.

Allein heute ließ sich die Müllerin durch dergleichen Anspielungen nicht einschüchtern, sie versicherte, daß ihr Mann und sein Haus auf ewig verloren sei, wenn er in seinem Lasterleben so fortfahre und sich nicht ändere. Wenn denn durchaus er ewig in der Hölle braten wolle, so solle er doch sein einziges Kind retten vom Unglauben und der Verführung — solle es retten von dieser gottlosen Welt, welche doch nur ein Jammerthal sei, solle es in's Kloster geben. Pater Ignatius habe gesagt, das Kloster sei der einzige Ort, um die Unschuld der Jungfrauen für den göttlichen Bräutigam zu retten.

Das war Hochwasser auf die Mühle. Josef tobte gegen sein Weib, hieß sie eine Hexe, fluchte und nannte die Missionäre elende Kuppler für den sauberen, „göttlichen Bräutigam".

In einigen Tagen darauf war feierliche Glockenweihe.

Der Kirchthurm wurde bekränzt und mit Fahnen geziert. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich um die Kirche versammelt. Die vier Jesuiten zogen demüthig durch die Volksmassen und stiegen endlich nebst vielen Anderen, geistlichen und weltlichen Standes, auf den Thurm.

Während der Weihe klangen die übrigen Glocken und das Volk betete. Endlich knallte ein Pistolenschuß vom Thurme zum Zeichen, daß nun die große Glocke, der „Egydi-Stier", nicht mehr freigeisterisch, sondern katholisch sei, und daß sie jetzt Segen und Macht habe gegen die Ungewitter und alle Anfechtungen der Hölle. Jetzt fiel die Neugetaufte selbst mit ihren Tönen ein und — Alle sagten es — nun hatte sie einen ganz anderen Klang.

Das war ein gar feierliches Geläute, und es drang in den Sonnenschein hinaus und hin über Feld und Wald, als

wollte es das Körnlein und die Keime und die Kraft der Erde wieder erwecken.

„Jetzt,“ sagten die Leute, als die Glocken klangen, „jetzt läutet unsere Gemeinde die guten Zeiten wieder ein!“

Hoffnungsreich standen die Früchte auf dem Feld, und zur Mittagszeit zog das ganze Dorf in einer Procession hinaus, schleppte das frisch gezimmerte, braun angestrichene und bekränzte Missionskreuz auf den Schultern mit, und an der Spitze des Volkes gingen die Priester.

Aber an dem Abende desselben Tages zogen sich über dem Teufelsstein Wolken zusammen und aus diesen begann es zu blitzen und zu donnern. Da brummte der Egydi-Stier unaufhörlich vom Thurme und die Jesuiten segneten mit ihren Kreuzen die Lüfte nach allen Himmelsgegenden.

Da löste sich das Gewitter und ein wohlthätiger Regen ergoß sich über die ganze Gegend.

Das war ein Sieg der Mission. „Durch seine treuen Diener hat uns der Herr Gnade widerfahren lassen!“ sagte der Pfarrer, und die Leute stimmten ihm bei.

Einmal an einem Nachmittag ging der Pater Ignatius an der Mühle vorüber. Die Müllerin eilte herbei und küßte ihm die Hand. Am Wasserfloß stand Kundl mit halbgeschürztem Kleide und zurückgestreiften Aermeln; sie hatte eben ein lustig Liedchen gesungen. Sie eilte nicht herbei, sie blickte in das Wasser und zerrte an einer Wäsche.

„Ist wohl Eure Tochter?“ fragte der Priester.

„Mein Gott, freilich,“ seufzte das Weib, „ein liederlich Wesen!“

Der junge Pater trat hin gegen die Wäscherin und redete sie freundlich an. Darauf trocknete sich Kundl die Hände, trat sittsam zum Priester heran und küßte die seinen.

„Wie heißest Du, mein Kind?“ fragte er und legte ihr die Hand segnend auf das Haupt.

„Kundl.“

„Ein schöner Name. Deine Namenspatronin war eine Kaiserin, aber sie hat die Welt verachtet und den besseren Theil erwählt. Du bist noch gar jung an Jahren, mein Kind!“

„Bin gleichwohl schon so viel bei Verstand, mir den rechten Theil zu wählen,“ entgegnete Kundl zu Boden blickend.

Der Priester stand eine Weile da und sah das Mädchen an; dieses aber hüpfte endlich wieder zum Floß und trillerte:

„Kein Wald ohne Baum,
Kein' Straßen ohne Stein,
A Jeder hat ein Dirndl,
Nur Der ist allein.“

Der Priester redete noch lange mit der Müllerin, und sie wollte ihn schon mit in das Haus führen und zu einer Schale Milch einladen, da kam der Meister Josef und schlug den Beiden die Thür vor der Nase zu.

Sofort ging der Pater Ignatius wieder still davon und betete durch die Dorfgasse hinauf sein Brevier.

* * *

Endlich kam der letzte Tag der Mission und mit ihm feierlicher Gottesdienst mit Tedeum, Schlußpredigt und Abschied der Priester von der Gemeinde.

Am großen freien Platze vor der Kirche war eine Kanzel aufgerichtet für die letzte Predigt, die der Pater Ignatius halten sollte.

Falkenbach hatte seit Menschengedenken noch nicht so viele Leute gesehen, als an diesem Tage.

Es war ein Sonntag. Den ganzen langen Tag über waren in der nun hellen, reich geschmückten Pfarrkirche feierliche Sang- und Gebetstunden. Gegen Abend erst, als schon die Sonne hinter der Teufelssteinalpe zu sinken begann, strömte Alles in's Freie. Die breite Dorfgasse war voll Menschen, selbst auf die Dächer waren sie geklettert, um den frommen Priester noch einmal sehen und hören zu können. Wenige waren mehr in der Gemeinde, welche der Mission nicht huldigten, und selbst diese Wenigen hatten sich heute eingefunden, um den letzten Aufzug des Spektakels mit anzusehen.

Auf der Kirchhofsmauer unweit der Kanzel saß der Müller und nicht weit von ihm sein Bursche Albin.

Rechts von der Kanzel, nahe am Eingange zur Kirche, richteten mehrere Männer mit Stricken und Stangen das Missionskreuz auf. Es war ein hoher Pfahl aus braunem Holze; auf dem Querbalken standen die Worte:

„Rette Deine Seele!"

Unter den Segenssprüchen der Priester, den Gesängen des Volkes und unter unaufhörlichem Glockengeläute wurde dieses Kreuz aufgestellt zum ewigen Gedenken an die Gnadenzeit.

Hierauf bestieg Pater Ignatius im schwarzen Talare, das Crucifix in der Hand, die Kanzel.

Lautlose Stille trat ein.

Der Priester stand ein paar Secunden bewegungslos und senkte seinen trüben Blick auf das Kreuzbild des Herrn, welches er inbrünstig in der Hand hielt. Dann hob er langsam sein Haupt und sprach mit leiser, tiefer Stimme:

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen!" antwortete das Volk, und das war wie ein dumpfes Tosen des Meeres.

Wieder war Stille. Da begann der Priester, anfangs wie muthlos, leise und langsam:

„Mit ewiger Liebe habe ich Euch geliebt! — so spricht der Herr, der seinen eingeborenen Sohn zur Erlösung der Welt gesandt hat.

Geliebteste in Christo! Nur wenige Tage sind vergangen, seitdem wir zu Euch gekommen sind, als Jene, die Jesus ausgesendet hat in die ganze Welt, um zu predigen und zu lehren.

Wohl blutete uns das Herz, als wir sehen mußten den Gräuel der Verwüstung in dieser Gemeinde und mit zerrissener Seele weinten wir den Hunderten nach, die sich in bejammernswerther Verblendung vom Schooße der heiligen, einigen, christkatholischen Kirche, von dem glorreichen Banner des alleinseligmachenden Glaubens entfernt hatten. Es war ein schweres Werk, geliebte Brüder, welches wir vollbrachten, allein mit Gottes allmächtiger Hilfe ist es uns gelungen, und heute dürfen wir stolz auf die Früchte unserer Arbeit blicken. Tausende von Seelen sind gerettet, die Gemeinde Falkenbach ist wieder eine Gemeinde Gottes geworden! Doch nicht uns, Gott dem Herrn gebührt die Ehre: Er ist es, der durch uns zu Euch gesprochen, der durch uns Euch die Sünden vergeben und Euch geheiliget hat durch die Sacramente!

Und so stehen wir heute zum letztenmale vor Euch, Geliebteste im Herrn!

Wollte Gott, wir könnten verbleiben in Eurer Mitte, um Euch fernerhin zu leiten und zu schützen, denn groß ist des Bösen Macht. Und sind wir auch überzeugt von Eurer aufrichtigen Bekehrung, so müssen wir dennoch bangend von Euch scheiden. Wir haben einen weiten Weg vor uns, Geliebteste! Die göttliche Sendung ruft uns in ferne Lande,

um auch den Brüdern jenseits der Berge die Gnade Gottes und die Segnungen des Heiles zu bringen. O lasset uns, bevor wir scheiden, noch einmal die wichtigsten Punkte Euch an's Herz legen, die wir in diesen Tagen der heiligen Missionszeit dargestellt, und Euch dann den Segen geben, wie der sterbende Vater seinen Kindern!

Das Erste und das Letzte, was wir Euch bitten, geliebteste Brüder: haltet fest und treu an unserer katholischen, alleinseligmachenden Religion. Sie ist der einzige Weg, der Euch mit Euren vorangegangenen Vätern und Urvätern wieder vereinigen wird im Himmel. Diese Religion ist die von Jesus gelehrte und außer dieser giebt es keine wahre mehr. Die Juden, die Mohammedaner, die Lutheraner und wie sie alle heißen mögen die Kinder der Finsterniß, sie sind keine Kinder Gottes, sie sind ausgeschlossen von der Anschauung Gottes für immer und ewig! Wohl dürfen wir nicht urtheilen über die Millionen von Unglücklichen, die nicht unseres Glaubens sind, denn mein ist die Rache, spricht der Herr! Allein wir wissen, daß sie der Verheißungen Gottes nie und nimmer theilhaftig werden können. Und es ist ja auch klar und deutlich, Geliebteste, denn könnte jede andere, beliebige Religion selig machen, wozu hätte Gott seinen eingeborenen Sohn hingegeben für die Sünden der Welt? Allein, mit ewiger Liebe habe ich Euch geliebt, spricht der Herr, und darum hat er zur Erlösung der Welt aufgeopfert seinen Einzigen, an dem er stets sein Wohlgefallen hatte, und den er geliebt bis zum Tode des Kreuzes! O, wehe dem Verstockten, der solches Opfer dem ewigen Vater nur mit Spott und Undank lohnt und seine heilige Kirche lästert — verdammen wird ihn der Herr am Tage des Gerichtes! Doch, leider Gott, was muß man sehen und hören in unseren

Tagen? Stürzen will man die Kirche und den Glauben; in Staat und Schule führt der Teufel sein Regiment und schleudert durch böse Schriften und Grundsätze höllisches Unheil in das arme, arme Volk. Aufklärung, Freiheit, Bildung, Fortschritt! Das sind die Lockworte des Satans. — O, höret sie nicht, um Christiwillen, höret sie nicht, sie sind Euer Verderben! Diese Weltverbesserer, wie sie sich nennen, Wölfe sind sie in Schafskleidern; wer ihnen folgt, der ist verloren für alle Ewigkeit. O, bewahret Eure Kinder vor falschen Schulen, die sie aufgerichtet, sie sind Lehranstalten des Antichrist, vor welchen unser göttlicher Heiland so nachdrücklich gewarnt: Es werden falsche Propheten aufstehen und in meinem Namen lehren. Aber ihre Macht wird währen nur kurze Zeit und des Menschen Sohn wird kommen und richten! Die Tage der Trübsal werden vorübergehen und das Reich Christi auf Erden wird glänzender sein als die Sonne! — Aber, daß ich es Euch noch einmal zurufe mit der Stimme des Donners wie sie aus dem brennenden Dornbusch auf Sinai gerufen: Bewahret Eure Kinder vor den Zeichen der Zeit, besser ist es, Ihr ziehet Eure Kleinen auf in Unwissenheit und Einfalt, als daß sie an den Giften der Weltweisheit zugrunde gehen! Wer wenig weiß, sagt das Sprichwort, dem macht wenig heiß, also auch nicht das höllische Feuer. Wenn aber ein Unwissender dennoch blind in die Hölle geht, so fährt heutzutage der Gelehrte mit offenen Augen hinein!

Nur das Eine lehrt Euren Kindern, daß sie vorerst das Reich Gottes suchen und seine Gerechtigkeit. Lehret ihnen das Heil und den Nutzen der Sacramente, die da sind die einzigen Stufen zu Gott hinauf! — O, flöge heute ein Engel in Eure Wohnungen und zu den Wiegen Eurer Kinder, und sagte ihnen Alles, was Ihr in dieser heiligen Missions-

zeit von uns gehört, und brächte ihnen von uns den apostolischen Segen! Die Kleinen haben noch ein langes, schweres Leben voll Anfechtung und Gefahren vor sich — ich nehme hier das Kreuz, und segne im Namen Gottes und der Kirche alle Säuglinge dieser Gemeinde!

Und nun wende ich mich an Euch, Ihr Jünglinge und Jungfrauen. Ihr stehet auf der gefährlichsten Stelle des Lebens! Groß ist die Anfechtung der Welt und des Fleisches; nur ein kräftiges Mittel giebt es, dieser zu widerstehen: das Gebet. Wachet und betet! sagt Jesus, denn nichts Unreines kann in den Himmel eingehen! O, wenn Ihr wüßtet, wie Viele Eures Standes einer einzigen unbewachten Stunde wegen in den ewigen Gluthen braten! O, erschiene Euch nur ein Einziger aus den Legionen dieser Verdammten und brächte das kleinste Tröpflein mit von seiner Qual, damit Ihr ermessen könntet, wie Gott der Gerechte die Unzucht strafet! — Betet und meidet die Gefahr, denn wer die Gefahr liebt, der wird in derselben umkommen. Meidet alle lauten Gesellschaften, Tänze, Jahrmärkte! sie sind nichts Anderes, als Hochzeitsfeste des Teufels, in welchen er sich vermählt mit der Menschenseele. Bedenket, dieses Leben ist ja keine Zeit der Freude und Lust, wohl aber der Buße und Abtödtung. Was hat eine heilige Maria Magdalena gethan? Was ein heiliger Paulus? Was so viele tausend Andere, wie wir im Laufe der Mission gesehen haben? Alle haben freudig das Irdische für das Himmlische vertauscht, sind in den Märtyrtod, in die Einsamkeit, in das Kloster gegangen. Die heiligen Klostermauern sind noch bis auf den heutigen Tag die Stätten der Buße, der Unschuld. O, es ist ein Seliges, ein Himmlisches, abgeschlossen von der falschen, bösen Welt, seine Seele als Braut Christi dem Dienste Gottes zu weihen. Tag und

Nacht, Ihr Jünglinge und Jungfrauen, möchte ich an Eurer Seite stehen und für Euch wachen und beten. Jesus, der Gekreuzigte, den ich hier in den Händen halte, segne Euch und bewahre Eure Unschuld.

Und jetzt auch noch ein Wort zu Euch, Ihr ehrwürdigen Greise und Greisinnen. Wir werden uns in diesem Leben wohl nicht mehr sehen, denn Ihr stehet an der Schwelle des Grabes. O, danket Gott, daß er Euch noch vor Eurer letzten Stunde den Segen einer heiligen Mission beschieden hat. Ihr seid nun ausgesöhnt mit Eurem Richter und wenn Ihr angelangt sein werdet an seinem Throne, so betet für Eure Gemeinde, daß sie die Segnungen der heiligen Mission bewahre bis in die spätesten Zeiten. Und betet auch für uns, Ihr Greise und Greisinnen, denn wir Priester haben einen gar schweren Stand! Groß ist unsere Verantwortung vor Gott! — Betet Alle für uns, so wie auch wir Euch täglich einschließen werden in das heilige Meßopfer. Ich segne Euch mit den Verdiensten des Kreuztodes Jesu Christi. Ich segne alle Lebendigen und Abgestorbenen dieser Gemeinde, und Allen, die unter Euren Füßen in den Gräbern ruhen, sei der Ablaß der heiligen Mission zugewendet!

Und so scheiden wir von Euch, Brüder und Schwestern in Christo. Was wir Euch zum Andenken hinterlassen, das ist zwar wenig in den Augen der Welt, aber viel vor den Augen Gottes — dieses Kreuz, das heute aufgerichtet worden an der Pforte Eures Gotteshauses. Das Kreuz ist dem Christen Alles, das Zeichen der Erlösung, die Fahne des Glaubens, das Symbol des Sieges, der ewigen Verherrlichung! Wir können Euch nichts Besseres hinterlassen, Brüder und Schwestern in dem Herrn! Haltet es hoch in Ehren, dies erhabene Zeichen, es sei Euch Erinnerung an die

Gnadenzeit und an Alles, was Ihr in derselben gehört und versprochen. Und habet Ihr zu kämpfen mit Welt und Teufel, so blicket auf zum heiligen Kreuzbild; — durch dieses Zeichen wirst Du siegen! Und ist Jammer und Unheil über Euch hereingebrochen, und will sich Euer bemächtigen die Verzweiflung, o, so kommt hierher zu dieser stillen Stätte und blicket auf zum heiligen Kreuzbild — im Kreuz allein ist Heil! — Das Missionskreuz sei Euch eine mahnende Stimme, sie töne Euch fort und fort bis zum Sterben die Worte zu: Rette Deine Seele! — Und wenn Ihr Kinder und Jünglinge und Jungfrauen, die Ihr heute hier stehet, alt und grau geworden sein werdet, so gedenket noch des heutigen Tages, und erzählet es Euren Kindern und Enkeln, was Ihr hier gehört und gesehen, und führet sie her zum Missionskreuz, und betet und machet gute Vorsätze, und bringet so durch Wort und Beispiel Euren Nachkommen die Segnungen der heiligen Mission bei!

Und gedenket stets unser, geliebteste Brüder und Schwestern, das bitten wir Euch heute zu dieser bangen Stunde mit weinenden Augen! Seid auch unserseits versichert, daß wir Euer gedenken bis zum Tode. Und wenn uns am großen Tage des Gerichtes die Posaune ruft in's Thal Josaphat, so werden wir hintreten vor den göttlichen Richter und fragen: Herr, wo ist die Gemeinde Falkenbach, was ist aus ihr geworden? O, wir hoffen, daß sie stehen wird zur rechten Hand, auf daß wir sie einführen können in das Reich Gottes!

Nehmet noch einmal unseren Dank für alles Gute, was wir in diesen Tagen bei Euch genossen haben, für Eure Liebe, Bereitwilligkeit, Buße — und sollte je noch eine Seele unter Euch sein, an der diese Gnadenzeit spurlos vorübergegangen wäre, so empfehlen wir sie der ewigen Barmherzigkeit!

Und nun kehret zurück in Eure stillen Häuser und Wohnungen, und nehmet von uns als letzte Gabe den päpstlichen Segen:

Der Herr der Herrscher und Heerschaaren verleihe Euch seine Gnade, und seine reinste Mutter und Jungfrau Maria beschütze und bewache Euer geistliches und weltliches Gut, behüte Euch vor allem Uebel und schenke Euch eine glückliche Sterbstunde. Die verstorbenen Christgläubigen aber mögen ruhen im ewigen Frieden, Amen!“

Pater Ignatius hatte geendet, war auf das Knie gesunken und verdeckte nun sein bleiches Antlitz mit den Händen.

Kein Auge war trocken geblieben.

Vor dem Missionskreuze entstand ein großes Gedränge, Alle wollten das hohe Gut und Andenken an die Mission küssen.

Die Sonne war untergegangen.

Vor dem Kreuze brannten Hunderte von Wachskerzen in röthlichem Scheine.

Da begannen in später Abendstunde noch einmal alle Glocken zu tönen. Und das war gar unheimlich zu hören; es war wie ein schweres Klagen und Weinen in der schwülen tief ruhigen Nacht. Es war, als ob die Welt ihr Antlitz verdecke mit den Händen und bitterlich schluchze. Jeder schwur in seiner Seele, sich nun von allem Irdischen loszureißen und ganz dem Himmel zu leben. Viele nahmen sich vor, alles unredlich erworbene Gut zurückzustellen; Feinde reichten sich die Hände zur Versöhnung.

Und die Glocken klangen und schrillten fort, lange und bange, und sie waren zuletzt zu hören wie die Posaunen des Weltgerichtes, und man meinte die Grabhügel auf dem Gottesacker müßten erbeben und aufstehen müßte in fahlen Leichengewändern die alte Gemeinde.

Da trat der Brückmüller hin und reichte vor dem Kreuze seinem Weibe die Hand und äußerte, daß er, wenn es noch möglich, von diesen Priestern die Sacramente empfangen wolle.

Der Müller suchte an demselben Abend die einsamsten Wege auf, schritt gegen den Pfarrhofgarten und gar verstört starrte er vor sich hin. Erst spät in der Nacht mußte ihm sein Weib die Thüre öffnen. Als sie ihn fragte, wo er so lange gewesen, antwortete er dumpf: „Beim Pater Ignatius."

Nach seinem Nachtgebete, das der Mann nach Langem heute wieder zum erstenmale und nicht ohne Aufregung verrichtete, ging er in die Kammer seiner Tochter.

Sie lag in einem sanften Schlummer. Er starrte lange auf das liebliche Mädchenantlitz und murmelte dann: „Ja — es ist das Beste!"

Dann ging er in das Mühlzimmer und suchte Albin's Bett auf. Es war leer.

Erschöpft kehrte der Alte in seine Stube zurück und warf sich angekleidet auf das Lager. Sein Weib horchte besorgt auf seine schweren Athemzüge — Träume, Träume mußten ihn quälen.

Folgen.

Albin irrte unstet über die Felder.

Das war für ihn keine Nacht zum Schlafen. Wohl strahlten oben freundlich die Sterne, wohl rieselte mild das Bächlein, wohl glühte lieblich das Johanniswürmchen. Aber er wendete sich von all' Diesem ab — es war ja Alles erheuchelt, erlogen. Er zweifelte an der Natur, an allem Wahren und Edlen auf Erden.

Albin also auch — bekehrt?

Nein, sagte er zu sich, ein so scharfes Gift und so viel Zucker dabei! — Doch, das ist ja der Orden der Gesellschaft „Jesu" — der Stern ohne Glanz, das Feuer ohne Wärme, der Glaube ohne Liebe.

Arme Gemeinde!

Doch, es sollte ja anders, besser werden mit ihm, mit dem Mädchen. Kundl hat ihn lieb, wird Vater und Mutter verlassen und ihm anhängen.

Albin war sehr aufgeregt; die Sterne stiegen und sanken und das Morgenroth erglühte, bevor er an eine Nachtruhe gedacht hatte.

Und als die Sonne aufging, eilte er über den Mühlsteg und zog an der Wehre das Brett auf, damit das Wasser in die Radstube fließe; heute war ja wieder Werktag. Heiliger Arbeitstag, Tag Gottes, wenn der Sonntag so sehr — so sehr entwürdigt wird!

Plötzlich blieb der junge Mann stehen, hielt seine Hand über die Augen und blickte gegen die Dorfgasse. Dort wandelten drei Gestalten, die er kannte. Die eine war sein Meister, die zweite Kundl, die dritte der fromme Pater Ignatius. —

Albin stand auf dem Steg und starrte in den Mühlbach hinab — dann ging er in die Mühle und richtete alle drei Gänge an. Das sollte klappern und klirren und schwirren und ihn betäuben. —

Nach dem Mittagsessen wurde Albin zu dem Meister in's Extrastübchen gerufen. Der Müller stellte dem Eintretenden schweigend den Lehnstuhl zurecht, was er sonst nie that und setzte sich dann selbst dem Burschen gegenüber in den Großvaterstuhl.

„Hab' mit Ihm was zu reden," sagte er.

Den Burschen befremdete der Ton und die Ansprache.

„Wir machen es kurz," fuhr der Müller fort. „Er ist ein ordentlicher Bursch' gewesen, man hat sich in der Arbeit auf Ihn verlassen können. Daß Er nicht meint, es sei deswegen. Ich hab' auch schon Mühlstaub auf den Haaren, ich hätt' Ihm das Geschäft übergeben, wie's liegt und steht, denn — ich hab' kein einzig Kind. — Aber Er ist ein Lutherischer, Er hat mein Haus vor Sonnen-Niedergang zu verlassen! — Er kann's aber anders machen, er kann Müllermeister werden. — Geh' Er zu uns herüber in den katholischen Glauben! — Ueberleg' Er sich das, Albin, und jetzt mach' Er und schütt' für's Letzt' des Pfarrers Weizen auf!"

„Ist recht!" sagte Albin, tappte nach der Thürklinke, ging und schüttete des Pfarrers Weizen auf. —

— Ist recht! — Albin wollte, daß das dem Müller Josef gegenüber sein letztes Wort gewesen sein möchte, und daß er nun fortziehe für immer. Des Pfarrers Weizen konnte ein Anderer mahlen. Er hatte aber den Alten heute nicht verstanden. Der Meister hatte gesprochen vom Dableiben, weil er kein einzig Kind habe. Kundl wollte er sehen und sprechen.

Zur Nachmittagsstunde stieg er hinauf zur Dachkammer, wo sein Schrank stand, und suchte seine Reisetasche hervor. Eine Magd, die das sah, rief aus: „Joachim und Anna, will denn Alles fort jetzt auf einmal? — Die Kundl verlieren wir auch!"

Da horchte der Bursche auf. „Die Kundl? wieso, Greth?"

„Du meine heilige Zeit, das ganz' Haus wird umgekehrt deswegen, und der fragt, wie wenn er heut' erst von oben herabgefallen wär'! In's Kloster geht sie!"

„In's Kloster geht sie," versetzte Albin murmelnd, wie im Traume; darauf ging er in die Mühle und starrte in das kreisende Räderwerk.

An demselben Abend in der Dämmerung war Albin mit Kundl im Garten. Sie lag an seiner Brust, sie weinte so sehr, daß sie kein Wort reden konnte.

„Also doch!" murmelte Albin, und so soll es mit uns enden! — Kundl, mein Wort vor Dir, vor Deinem Gewissen und vor Gott: geh' nicht in's Kloster! Du kannst ja nicht, Du hast kein Recht dazu, Du kannst Gottes Leben nicht verwerfen, Du willst bei mir sein, mein Alles! Mädchen! und Du darfst nicht betrügen, Du kannst nicht, es ist Dein Wille und Dein Sinn nicht, und — — hast Du mich dennoch betrogen — so geh' ich sterben!"

„Ich bitte Dich zu tausendmalen, Albin, red' keine solchen Worte. Ich muß vergehen, es ist Alles vorbei, und ich sterbe ja auch in meinen jungen Jahren."

„Wie Du heiter gewesen bist, Kundl, und lebensfreudig!"

„Meine Todtenlieder hab' ich mir gesungen allweg, wo ich gegangen und wo ich gestanden bin. Aus ist Alles und jetzt sperren sie mich in das finstere Kloster ein. So lang' mir noch der Herzschlag geht, Albin, Dich vergess' ich nimmer!"

„Geh' nicht, o geh' mir nicht in's Kloster! Ich ruf Dir's zu mit Deinem guten Engel!"

„Albin, das weißt Du nicht, wie es mit mir ist. Meine Eltern wollen es, und ich hab' es geschworen. Bei der Hand hat er mich gehalten, der Pater Ignatius, und gebeten hat er mich um Christi willen, daß ich denken soll auf meine Seligkeit. Und meine Mutter hat geweint, und mein Vater hat sich bekehrt; aber der Priester hat ihm gesagt, er könne nach seinem Sündenleben leichter selig werden, wenn ich mich für ihn aufopfere. Und wenn ich das nicht thäte, wäre kein Glück und Segen mehr für mich. O, nicht zu sagen, wie weh mir ist im Herzen!"

— Trau diesem Pater Ignatius nicht, er ist die Sünde und betrügt Euch Alle! So wollte Albin ausrufen, aber eine andere Stimme war in ihm. Raub' ihr nicht auch noch das Letzte, das Bewußtsein der Aufopferung. In's Kloster wird und muß sie doch. — Entführe sie! Aber denke an den Elternfluch, der in ihrer Seele nachklingen wird durch das ganze Leben, jede frohe Stunde, jedes reine Glück erstickend . . . . . .

Sein Kampf war zu Ende. Die Himmelssterne haben es gesehen, wie er ihre heiße Stirne an seine Lippen preßte.

„Der letzte Kuß, den Dir die Erde giebt," sagte er dumpf, „und jetzt geh' und folge Deinem Vater. Nein, bleibe noch einen Augenblick. Eines thue mir noch, Eines noch zum Zeichen, daß Du mich hast lieb gehabt."

„Albin, Deine Worte sind so schwer wie Blei. Sag': Stürze Dich in den Mühlbach! — Ich thue Dir's!"

„Folge Deiner Kindespflicht; ich werde Dich verehren, nur das Eine bitt' ich Dich, Kundl, halt' Dich nicht an diesen Jesuiten!"

„Nur an Gott und an —"

„Jetzt noch Eines — das Allerletzte: Wenn Du mich hast lieb gehabt, Kundl, so thu' mir auch dieses Allerletzte, es ist wegen unserer Ruh' — vergiß auf mich. Ich werde Dich ja auch vergessen und mir eine Andere freien."

Bei diesen Worten warf sich das arme Mädchen im Uebermaße aller Liebespein an Albin's Brust und rief mit wogendem Tone: „Ich bleib' bei Dir! mein Lieb, mein Lieb, ich verlass' Dich nimmer!"

Die Liebenden hielten sich umschlungen; verzweifelnd noch vor einem Augenblick und jetzt im Glücke.

Hölle und Himmel, wie nah' ist das beisammen!

„Da seht mal Euer tugendsam Töchterlein, Alter!" kreischte plötzlich eine Stimme hinter dem Zaun, „sauberes Bräutchen Gottes — geht morgen in's Kloster und wird Euch erlösen!"

Die Stimme war die des Paters.

Da krachte der Zaun; mit einem geschwungenen Aste stürzte der Müller in den Garten — das Holz sauste nieder gegen das Haupt der Jungfrau — Albin fing es auf und sank schwer getroffen in das thauige Gras.

* * *

Schon wieder ein Festtag in der Gemeinde Falkenbach. Wieder Menschengedränge, wieder Glockenklingen!

Vor dem Pfarrhofe hielt eine schwerfällige Landkutsche; an dieselbe waren zwei ungleiche Pferde gespannt, davon gehörte das eine dem Bäcker, das andere dem Bader.

In der Kutsche saßen die vier Missionäre und noch eine fünfte Person. Sie waren zur Abfahrt bereit. Ein letztes Abschiednehmen und Segnen noch, und der Wagen rollte davon. —

Die Gemeinde bekam's wie Heimweh, als das Gefährte hinter der Straßenbiegung verschwunden war.

„Wie es doch des Brückmüller's Kundl gut hat," meinten einige Weiber zu einander, „die kann jetzt mit den heiligen Männern fahren."

„Sie hat auch selbst schon wie eine Heilige ausgesehen."

„Seid Ihr dabei gestanden, wie sie von ihren Eltern Abschied genommen? Da hat sie gar erbärmlich geweint."

„Wohl die Steine hätten sich erbarmen mögen. Aber man sagt, aus purer Freude."

„Schon recht, aber, wenn ich Müller bin, ich lass' mein einzig Kind doch nicht gleich so fortziehen."

„Habt Ihr's schon gemerkt, daß sich der Albin nicht sehen läßt?"

„Der Müllerbursche? Und das wißt Ihr nicht, daß er im Sterben liegt?"

„Ei ei, muß aber auch ein rechtes Herzleid sein, wenn Einem das Bräutchen weggeschnappt wird."

„Das schert so einen Lutherischen nicht. Von einem Baum ist er gefallen gestern Abend, und da hat er sich im Kopf ein Loch geschlagen, daß Ein's mit Roß und Wagen hineinfahren könnt'."

„Nicht einen Groschen, sagt der Bader, giebt er für sein Leben."

„Ist gut weg, gut weg," näselte der Schuster Simon. „Ist auch der Einzige in der Gemeinde, den die Mission nicht bekehrt hat — 's ist eine wahre Straf' Gottes. Hätt' dem Dorf keine Ehr' bracht!"

„Je, aber das muß man ihm lassen, Schwager, sein Geschäft hat er verstanden wie Einer! Und wer macht sonst aus einem Metzen Korn zehn Maßel Mehl, als der Albin? Und was für ein Mehl! Und das, sag' ich, ist der einzige Müller gewesen, der nicht gestohlen hat."

„Der Teufel kriegt ihn doch; ich hab's auch gehört, wie er einmal gesagt hat, die Mission sei für Falkenbach ein Unglück."

„Das sollt man ihm auf den Balg brennen, wenn er nicht so schon mit einem Fuß in der Höll' stünd'," eiferte der Schuster.

„Recht, Gevatter; die heilige Mission war ein Glück für uns, sie hat uns aufgeklärt und zurecht gewiesen. Ich bin ein grundschlechter Mensch gewesen, aber jetzt kriegt mich der Teufel nicht mehr! Mich nicht, mich!"

„Mich wohl gewiß auch nicht!“ schrie der Schuster wieder, „ich bin ein Anderer geworden, ich hab' einen neuen Menschen angezogen; ich bet', ich fast' und kein Armer geht leer von meiner Thür. Ich verricht' alle Monat' die heilige Beicht und lass' auch die Meinen dazu an. Alle Feiertage werden von mir gehalten, die kleinen wie die großen. Meine Kinder müssen den Katechismus auswendig können wie das Suppengebet, und daß, so lang' ich leb', kein weltliches Buch und keine Zeitung in mein Haus kommt, das ist geschworen!“

„Und ich hab' mich in die Armenseelenbruderschaft einschreiben lassen und zahl' des Jahres meine neun heiligen Messen!“

„Und ich bin beim Bonifacius-Verein,“ rief der Schuster wieder, „und ich will meine Brüder retten vor dem ewigen Tod, und ich bin ein Christ, und das ist meine Religion, und wenn ein Jud' in mein Haus kommt, so schlag' ich ihn nieder!“

„Habt wohl recht, Meister, seid ein Ehrenmann und müßt noch Richter werden!“

So wurden die Gespräche zur Erbauung weiter geführt. —

Noch den ganzen Tag wurde die Abreise der Missionäre gefeiert, und am Abende versammelte sich die Gemeinde vor dem Missionskreuze und betete einen Rosenkranz. — An demselben Abende war es auch, als der Landbote von Birkenhaide im Dorfe erfolglos um Nachtherberge bat. Selbst der Wirth sagte kurz: „Für Euch kein Platz bei mir!“

Der alte Mann ging zum Pfarrer, der auch Gemeinderichter war, und beschwerte sich deswegen. Der Pfarrer ging in seinem Zimmer mit verschränkten Armen auf und ab und meinte, es geschehe dem Landboten schon recht, er habe mit seinen Schriften und Blättern die Leute einst verwirrt gemacht,

und jetzt seien sie von einem Extrem in's andere verfallen. Aus seinem Herrn Sohn werde auch nichts. — „Hat schöne Geschichten gemacht, Euer Fritz, am Pfingstsonntag. Bekennt er sich zuerst für den Orden der Jesuiten, bricht aber in einer halben Stunde d'rauf draußen unter Gottes Himmel sein Wort, zerreißt die Schrift und wirft die Fetzen dem Pater Ignatius vor die Füße. Höret, Alter, Euer Bub' wird vielleicht ein schnöder Schreiber, aber sein Lebtag kein Priester!"

Mit schwerem Herzen verließ der Bote den Pfarrhof und legte sich außer dem Dorfe unter eine alte Linde, um sich ein wenig auszuruhen.

Er konnte aber nicht schlafen; die kühle Nachtluft machte ihn schauern; des Dorfes Ungastlichkeit und des Pfarrers Vorwurf wühlten ihm fort und fort im Herzen.

Endlich wollte sich der alte Mann wieder erheben, um weiter zu gehen. Es war spät in der Nacht.

Als er so hinwankte, wurde er auf eine Gestalt aufmerksam, welche sich die Straße heran bewegte.

Es war ein Mann, der sich auf einen Stock stützte und oft still stand.

Leicht auch Einer, dem sie die Herberge versagt haben, dachte sich der Bote und ging der Gestalt entgegen.

„Wer Ihr auch sein mögt, könnt' ich Euch helfen?"

Der Fremde stutzte, dann wankte er näher und murmelte: „Ich sollt' Euch kennen, seid Ihr nicht der Landbot'?"

„Heiliger Himmel, der Albin!" rief der Bote aus, „ja, zum Donner, was macht denn Ihr da? Hört' ich doch, Ihr läget schwer krank im Bett vom Baumfall?"

„Vom Baumfall? Von welchem — ja, ja — habt schon recht, vom Baumfall."

„Ihr wankt, es ist Euch schlecht — so stützt Euch an mich. Was habt Ihr doch?"

„Weil das Ding da am Kopf —" Albin stützte sich bei diesen abgebrochenen Worten an den Boten. — „Hab' die Binde — vergessen und da — stieß mich auch ein wenig dort am Baum an — und jetzt —"

„Jesus, es fließt ja ein ganzer Blutstrom von Euerem Kopf! Lehnt Euch doch an mich, da ist ein Tuch. So wohl. Ich reiß' ein Löffelkraut ab, das stillt das Blut. So. Und jetzt das linde Tuch d'rauf!"

„Dank Euch, guter Mann! Ist mir schon besser jetzt. Ein Bischen bluten, denk' ich, schadet nicht — ist mir ja der Kopf so schwer."

„So sagt mir doch, Albin, was sucht Ihr denn da in der stockfinsteren Nacht?"

„Braucht nichts zu sagen, Alter, wenn Ihr morgen in's Dorf kommt — Ihr seid mir nicht begegnet, versteht Ihr? — Denkt Euch, Landbot', ich geh' jetzt fort, ganz fort — mahl' nimmer beim Brückmüller."

„Du lieber Gott, und so in der Nacht wie ein — unredlicher Mensch, hätt' ich bald gesagt."

„Habt Ihr noch nichts gehört, Landbot'?"

„Ja, was sollt' ich denn gehört haben — komm' kaum in's Dorf, werfen sie Einen hinaus. Der Brückmüller hat's auch than."

„Alter, der Meister mag mißtrauisch geworden sein. Es waren Diebe in der Mühle, die sind mit dem Raube am hellen Tag fort — deswegen geh' ich ehrlicher Kerl in der Nacht!"

„Heilige Maria, steht's so mit Euerem Kopf?"

„Bin irrsinnig, meint Ihr — wahrhaftig auch, es stünde gut genug dazu!"

„Sammelt Euch!"

„Habet sie auch gut gekannt, die Kundl."

„Die Kundl? Gekannt? — Doch wohl nicht todt?"

„Todt nicht, aber — begraben."

Albin erzählte Alles.

Der Alte hatte es vernommen und schwieg. Plötzlich aber schlug er sich auf die Stirn und sagte: „Siehst Du, alte Rumpelkammer, daß Du Recht hast! Alleweil hab ich mir's gesagt, eine Mission in Falkenbach heißt: Teufel in die Höll' tragen. Jetzt haben wir's. Der Brückmüller stiehlt ehedem das Herrschaftswild, dem Pfarrer den Zehent und den Kunden das Mehl, und dabei hätt' er mögen die Welt mitten auseinander fluchen. Jetzo ist er bekehrt und verschachert sein eigen Kind. Machet Euch aber nichts daraus, Bursche, die Kundl müßt Ihr wieder bekommen. — Und jetzt, wenn Ihr wollt, gehen wir zusammen; ich führ' Euch mit Fleiß. Bis die Sonn' herauf steigt, sind wir bei meinem Häusel und dort kehren wir ein und Ihr bleibet bei mir, bis Ihr gesund seid. Mein Weib wird Euch schon pflegen. Geht mir aber ja nicht mehr nach Falkenbach zurück, es giebt überall zu mahlen und Besseres als in Falkenbach, und — die Müllerin bleibt Euch nicht aus."

* * *

Es war am Feste des heiligen Erzengels Michael.

Auf den Feldern um Falkenbach stand der Hafer in vollster Reife; heuer war die Gemeinde von bösem Wetter verschont geblieben. Ein volles Feld war ein seltsamer Anblick in dieser Alpengegend.

Aber keinen Schnitter sehen wir auf dem Felde; kein Mensch ist da, der das liebe Brot angriffe, das der Herrgott schon seit Tagen reif herhält.

Die Gemeinde ist in der Kirche.

Es war ja heute das Fest des heiligen Michael, jenes Erzengels, der den Drachen an der Kette hält. „Betet,“ hatte der Pfarrer, wie früher die Missionäre, von der Kanzel gerufen, „betet, liebe Christen, daß der heilige Erzengel den Drachen nicht loslasse! Denn, es wird eine Zeit kommen, wo dieses Höllenungeheuer frei in der Welt umherziehen wird und sehen, wen es verschlinge. Das wird sein zur Zeit der sogenannten Aufklärung, zur Zeit des Antichrist!“

Nach der Kirche ging's beim Wirthe lebhaft zu. Man hatte den Schulmeister auf dem Korn; der kam erst, weil der alte starb, vor wenigen Wochen in das Dorf und war „Neuerer“. In den ersten Tagen ging er gerne auf ein Stündlein in's Wirthshaus, wenn das Tagewerk mit den Kindern vorüber, und nahm auch ein paarmal seine Schulzeitung mit. Das dauerte nicht lange; einmal riß ihm der Schuster Simerl das Blatt aus der Hand und zündete sich damit die Pfeife an.

Heute ging es besonders los. Der Schulmeister, hieß es, soll den Kindern hübsch das Beten und den Katechismus lehren; wie Ein's die Felder anbaue und die Obstbäume pflanze, das wisse man schon selbst, dazu brauche man keinen Studirten. Man brauche keinen solchen Allesbesserwisser; man sei froh, daß der hochgelahrte Müllerbursche fort, und wenn ein hochnasiger Schulmeister gehe, werde man auch keinen Trauerflor auf die Fahne hängen. Läuten könne ein Kirchenwaschel auch und statt der Orgel sänge man den Kreuzweg.

Deß waren die Bauern im Wirthshause bereits einig, als plötzlich die Wirthin rief: „Schaut's hinaus, schaut's hinaus, die Schleifer-Nani!“

Zwei Gendarmen mit aufgepflanzten Gewehren führten ein Mädchen vorüber. Dem Mädchen waren die Hände gebunden, und auf dem Haupte lag ihm ein gelber Strohkranz.

Das Jugendleben von der Schleifer-Nani ist eine betrübende Geschichte.

Die Nani war die Tochter eines Häuslers am oberen Ende des Dorfes. Als das letzte ihrer armen Eltern starb, war sie eine Jungfrau von achtzehn Jahren. Da war sie ein liebes, frisches Mädchen; sie besorgte das kleine Hauswesen und that Näharbeiten für wohlhabendere Leute. Da wurde sie mit einem Mann bekannt, der besaß ein Haus, wollte das Mädchen heiraten. Schon war die Hochzeit vor der Thür, da mußte der Bräutigam zu den Soldaten. Bald darauf verspürte die Nani unter ihrem Herzen junges Leben. Sie weinte sich darüber die Augen wund, sie wußte sich nicht zu helfen. Es hätte, wie sie gehört, nämlich nach einem Vorschlage der Missionspriester zur Aufrechterhaltung der Sittlichkeit der Pfarrer verordnet, daß eine Dirne, welche sich vergehe, mit einem Strohkranz auf dem Haupte durch das Dorf geführt und einen Tag bei Wasser und Brot in die Todtenkammer gesperrt werden sollte.

„Jesus Christus!“ kreischte Nani auf bei diesem Gedanken, nicht einmal des Tages hätte sie ohne Furcht und Grauen allein über den Kirchhof gehen mögen.

Das Mädchen war in Verzweiflung — es wollte sich das Leben nehmen. „Warum hat mich meine Mutter erzogen, wenn's nun ein solches Ende nehmen muß. O Gott! Warum lässest Du den Menschen irren, wenn Du ihn nachher so strafen mußt!“

Das Mädchen blieb mit seinem Jammer allein und es gestand ihn Niemandem. Zu ihrer alten Schulgesponsin Kundl

hatte sie wollen hinabgehen und dieser den Jammer mittheilen, da zog die Müllerstochter fort in's Kloster, rein wie ein Engel, und sie, die arme Nani, die Sünderin, blieb zurück, ohne Hilfe und ohne Freund, zagend und weinend der Stunde harrend, die sie in die öffentliche Schande und in die Todtenkammer bringen sollte. Und noch vor der Zeit gebar sie ein todtes Kind. Das trug sie hinaus hinter das Häuschen und grub es in die Erde.

Aber da kam aus dem Dorfe herauf ein Hund, der scharrte, und die Häuslerin wurde als Kindesmörderin festgenommen. Sie ließ Alles mit sich geschehen, sie brachte kein Wort hervor zur Vertheidigung.

Und so banden sie dem unglücklichen Mädchen den Strohkranz auf das Haupt, und zwei Gendarmen führten es durch das Dorf und fort zum Richterstuhl.

Der Richter ließ die Dinge genau untersuchen, und da schwand die Schuld des Mädchens von Thatsache zu Thatsache, und endlich erschien sie so klein, daß der weltliche Richter den Urtheilsspruch dem göttlichen anheimstellte und die Angeklagte frei von hinnen ziehen ließ.

Aber Nani hatte es in solcher Zeit verlernt, die Welt zu lieben und sich an ihr zu freuen. Sie kehrte nicht mehr zurück in das Alpendorf; ihr enttäuschtes Gemüth suchte auf fremden Wegen eine Ruhestätte. —

Die arme Häuslerin war im Dorfe bald vergessen; dafür kam einmal, und zwar noch im Herbste desselben Jahres, eine andere Neuigkeit. Sie kam in einem Briefe zum Pfarrer, der Pfarrer schickte sie in die Brückmühle. In der Brückmühle aber richtete sie großen Jammer an. „Nur wenige Monate fort," hieß es, „und schon todt!" Kundl war verloren — gestorben.

Wann und warum und wie, das stand nicht in dem Schreiben. Der alte Müller hielt seinen Kopf mit beiden Händen und rief herzerschütternd: „Das ist mein Verderben! Ich habe sie gemordet!"

Der Pfarrer kam, um den alten Mann zu trösten, doch dieser floh und fluchte dem Pfarrer, fluchte den Jesuiten und nannte sie die Räuber seiner Tochter.

Er fand keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. In jeder Gestalt glaubte er den Pater Ignatius zu sehen; im Traume erblickte er bleiche Nonnengesichter.

Eines Morgens — es rauschte das Wasser viel gewaltiger als sonst durch die Radstube — fand man den Müller erhenkt auf dem Mühlboden.

Der Pfarrer gab's nicht zu, daß man ihn auf dem Friedhofe begrabe; abseits am Gartenrain, wo der Wachholderstrauch steht, scharrten sie ihn ein.

Wer war jetzt noch übrig von unserer Mühle? — Eine irrsinnige Witwe.

Daß sie ihren Mann von geweihter Erde ausgeschlossen hatten, das ging dem verkommenden Weibe tiefer in's Gemüth, als der Selbstmord; ein ungeweihtes Grab war ihr schrecklicher noch, als der Gedanke an das Fegefeuer. Im Sinnen und Schwärmen verlor sie endlich den Verstand. Sie irrte in der Mühle umher, brannte auf dem Mühlboden, wo sich ihr Mann erhenkt hatte, dann und wann ein geweihtes Kerzlein und betete dabei. Sie glaubte, daß die Seele ihres Mannes so lange um das geweihte Lichtlein herumfliege, bis sie erlöst sei. Einmal kam ein gefleckter Falter und flatterte um die Flamme, bis er daran kleben blieb und jämmerlich verbrannte. Da brach das Weib in ein gellendes Lachen aus und zerrte an ihren Kleidern.

Die Räder in der Radstube standen still, das Wasser rauschte eintönig über sie hinweg. Es wollte Niemand kommen und mahlen und im Dorfe erzählte man sich, daß es in der Mühle nicht geheuer.

So kamen die letzten Tage des Spätherbstes und über dem Teufelsstein standen immer finstere Nebel. Es schnitt ein eiskalter Wind, es fiel Schnee, und der drückte viel überreifen Hafer, der noch auf dem Felde stand, in die Erde.

Spät, an einem Novemberabend, brüllte der Egydi-Stier über das Dorf. Das bedeutete Feuer.

Die Leute liefen aus den Häusern. — „Die Brückmühle brennt!" hieß es und die Flammen schlugen bereits hoch über das Dach empor und im Dorfe war es so hell, daß man die Fensterscheiben hätte zählen können. Retten war zu spät; die große Mühle mit allen Wirthschaftsgebäuden brach in ihren Gluthen zusammen.

Und am andern Morgen ragten die dunkelrothen Mauern über den rauchenden Bränden gegen den grauen Himmel, und Schneeflocken tänzelten hernieder.

Die alte Müllerin kauerte an der Brandstätte und wärmte sich die Finger an den kohlenden Balken und lächelte dabei. Die Leute behaupteten, das Feuer sei von ihren Kerzen auf dem Mühlboden entstanden. Das arme Weib wurde in Gewahrsam genommen. Grund und Fahrnisse der Mühle wurden nach dem Auftrage des Gerichtes veräußert, aus dem Erlös ein Armenhaus gebaut und die Müllerin in demselben untergebracht.

Nachher.

Seit alldem sind Jahr und Tag vergangen.

Da hat die Gemeinde Falkenbach wieder einmal einen ganz besonderen Festtag. Wieder ist, wie einst, im Freien vor der Kirche eine Kanzel errichtet; die Kanzel ist aus Tannenholz gezimmert und mit vielen Reisigkränzen geziert.

Die Gemeinde hat einen neuen Pfarrer bekommen, denn der alte liegt unter dem Hügel neben dem halbverfallenen Missionskreuze.

Der neue Pfarrer, noch nicht lange im Orte, soll heute die erste Predigt halten; weil die Kirche dazu viel zu klein, hat man die Kanzel im Freien gebaut.

Der neue Pfarrer ist ein junger Mann, heißt Friedrich Bürger und ist der Sohn des Landboten von Birkenhaide.

Als er nun auf der Kanzel stand und mit seinen ehrlichen Augen die Gemeinde überblickte, und als er so ruhig und einfach und liebreich sprach, da wurde den Zuhörern warm und leicht um's Herz, und nach der Predigt sagten sie zu einander: „Der da, der wird wohl der Rechte sein!"

Nun wurde auch der Landbote nicht mehr fortgewiesen, wenn er im Dorfe irgendwo einsprach. Er trug schon schwer an seinen siebzig Jahren und so hatte er das Botengehen aufgegeben; die Leute nannten ihn den „alten Herrn".

Eines schönen Sommerabends, als der Pfarrer und der alte Herr auf der Holzbank vor dem Pfarrhofe saßen, kam ein Reisender mit einem breiten Hut und braunen Vollbart des Weges gerade auf die beiden Männer zu und rief: „Grüß' Gott, Landbot', grüß' Gott, Herr Pfarrer!"

„Blitz und Morgenstern, der Albin?" schrie der Greis auf und holperte dem Ankömmling entgegen. Auch der Pfarrer stand auf und schüttelte ihm die Hand.

Bald darauf saßen die drei Männer im Zimmer bei einem guten Glase.

„Wißt es auch schon — da unten?" fiel der Alte gegen den Mühlbach deutend mit der Thür in's Haus.

„Alles," war die kurze Antwort.

„Und Ihr seid doch gekommen?"

„Ist eine schwere Zeit gewesen, Landbot', seit ich von Euch fort bin. 's ist bitter, wenn man was Liebes verloren hat in der Welt, aber daß man 's nicht vergessen kann, ist noch bitterer. Dagegen ist das Wiederfinden die größte Freude auf Erden. Herr Pfarrer, es wird mir ein Wagen folgen; ich bin ihm nur vorausgelaufen, um auszukundschaften ob die Wege fahrbar sind. Ich bringe meine Gattin mit."

„Brav, so läßt sich's leben," sagte der Pfarrer, „und nun trinket Wein und esset Brot!"

„Ja," sagte der Landbote, „wenn wir Brot essen wollen, so müssen wir auch einen Müller haben. Ihr solltet jetzt bei uns in Falkenbach bleiben."

„Wenn es meiner Gattin hier gefällt, mir ist es recht."

„Ihr baut unsere Mühl' wieder auf, richtet die drei Räder wieder an, und wenn Ihr an den Abenden beisammen im Garten sitzet, so sollt Ihr von keinem Baum mehr fallen und Euch im Kopf kein Loch schlagen. Topp ein, Müller!"

Darauf erhob der Pfarrer das Glas auf die neuen Mühlsteine und der Landbote hob es, und Albin hob es, und sie klangen an, und da klang in der Dämmer auch noch ein Vierter dazu — der Egydi-Stier.

Zur selben Stunde rollte ein zweispänniger Wagen in das Dorf; Albin eilte ihm zu und hob eine freundliche Frau aus demselben. Die Falkenbacher riefen aus Ueberraschung

alle Namen der Heiligen an, denn sie kannten die Frau — Kundl, die Tochter von der Mühle.

Die Geschichte ist ein wenig abenteuerlich, aber es fügt sich oft so seltsam.

Die Schleifer-Nani sehnte sich nach dem traurigen Begebnisse in ein Kloster. Um sich aber nicht plötzlich in die neue Lage zu versetzen, machte sie dort zuerst einen Besuch bei ihrer Schulfreundin Kundl. Sie traf das Mädchen bleich und trostlos; Kundl klagte ihr unter strömenden Thränen, daß sie für ein solches Leben nicht geschaffen sei, daß sie in diesen Mauern vergehe. Die Nani war auf ihrer Wanderung dem Müllerburschen Albin begegnet, sie wußte, daß er sich an diesem Tage in dem nahen Städtchen befand. Da kam ihr ein schlauer Gedanke. Sie schlug vor, daß sie in der Zelle die Kleider wechselten, daß die Kundl in der Abenddämmerung als Nannerl das Kloster verlasse, während die Nannerl freiwillig auf die Welt verzichten und die Verantwortung für die Flucht übernehmen und für die Mühle in Falkenbach beten wolle. Die Müllerstochter fiel der Retterin um den Hals und sagte: „So sei gesegnet, Du schenkest mir mein Leben wieder!"

Der Plan gelang, und Kundl sah noch an demselben Abend ihren Albin. Sie zogen in seine Heimat, erwarben sich den Segen der Ehe und durch Fleiß und Arbeit eine sorgenfreie Zukunft. Aber Kundl sehnte sich nach den Bergen.

So kehrten sie nun nach Jahren zurück in die traurige und doch so liebe Heimat Falkenbach.

In einem unbestimmten Schreiben hatte damals die Oberin der Gemeinde Falkenbach den Verlust des Mädchens angezeigt. Aber Verlust heißt nicht immer todt — das hätte der Pfarrer dem alten Müller darlegen sollen.

Die arme Nani aber verlebte, nachdem sie den Stürmen der Oberin maßvoll und siegreich widerstanden hatte, in den düsteren Mauern still und ergeben ihre Tage. In der ersten Zeit hatte sich Pater Ignatius einigemale eingefunden, um das Seelenheil der jungen Nonnen zu revidiren; endlich aber verscholl der fromme Mann, und es hieß, er sei hingegangen in das heiße Afrika zu den Wilden.

* * *

Wer heute in die Gegend kommt, der spreche ja gewiß in Falkenbach zu. Das ist jetzt ein sehr freundlicher Ort mit hübschen, gemauerten Häusern, fast jedes Haus ist assecurirt und manches hat einen Blitzableiter. Gar stattlich steht die Dorfmühle da; die hat einen hohen Schornstein, sie wird zum Theile mit Dampf betrieben, weil das Bächlein für fünf Gänge nicht hinreicht. Auch eine große Bäckerei ist dabei, denn die Leute herum erwerben viel Brot und essen auch viel.

Der Müller ist ein Mann in den besten Jahren; er ist Dorfrichter. Seinem Weibe sind in der lebendigen neuen Mühle die traurigen Erinnerungen an die alte verblaßt; sie singt allweg fröhliche Lieder — Wiegenlieder vor Allem sind ihr an der Zeit.

Auf den Feldern wird emsig mit Maschinen gearbeitet, und die Leute bauen sogar Weizen. Sie scheunen ihn aber weislich ein, bevor der Schnee kommt.

Im Dorfe bauen sie an einem neuen Schulhause; das bekommt vier Classen, eine Turn- und eine Singschule.

Landbote geht keiner mehr; von Birkenhaide kommt alle Tage der Postwagen und die Leute strecken dem Postillon schon von weitem die Hände entgegen.

Das Missionskreuz ist verfallen, der Egydi-Stier ist umgetauft worden und heißt: Concordia.

Die Concordia hat einen guten Klang, und der Pfarrer und der Müller freuen sich darüber, und die Birkenhaider sagen: „Wenn die Luft so zieht, daß Eins die Concordia von Falkenbach hört, so deutet es gut Wetter!"

Der Waldstreit.

Erstes Capitel.

Dirndl, ich bin da um Dich.

„Grüß Euch Gott mitsammen, der Bettelmann ist da." So rief eine heisere Stimme zur Thür herein. Trotz der Heiserkeit war diese Stimme fröhlich und quoll aus der Brust. Aber die Brust war noch draußen, der Kopf schon herinnen, ein alter Graukopf mit der braunen Pelzhaube.

„Ja, ist schon recht, Natz, geh nur her!" erwiderte in der Stube ein Weib; und da hüpfte das ganze Männlein mit Hilfe einer Holzkrücke herein. Es war gerade so groß und so klein, daß es sich nicht bücken mußte unter der niedrigen Thür, unter welcher jeder Große, wollte er in's Haus, der armen alten Rainhäuslerin seine unfreiwillige Reverenz machen mußte. Das Männlein trug eine blaue Soldatenhose und ein grün ausgeschlagenes, säuberlich geflicktes Jöpplein.

„Rast ab, Natz," sagte die Häuslerin, „magst 'leicht ein Stückel Brot?"

„Vergelt's Gott! Heut' thut mir keins noth," erwiderte der Alte und ließ sich auf die Ofenbank nieder. Und als er gut und fest saß, that er ein Tabakspfeifchen hervor, stopfte es an, schlug Feuer und nahm es mit großem Behagen in den Mund, wobei er sehr die Lippen schärfen mußte, um

den Stummel festzuhalten, denn Zähne waren nicht gar viele mehr da. Und als er sah, daß beim Zeug Alles in Ordnung und die Wölklein stiegen, daß es gerade eine Freude war, hub er an aus seiner Rocktasche einen halbfertigen Strickstrumpf mit den Nadeln und einen Wollenballen hervorzuziehen, ein Geschäft, das recht langsam von statten ging.

„Bist halt schon wieder fleißig," sagte die Rainhäuslerin, als sie sah, daß der Alte strickte.

„Muß wohl," entgegnete der Natz und paffte, „muß wohl, brauch frei so viel Tabaksgeld."

Kaum er aber das Wort gesagt hatte, fürchtete er schon, das arme Weib möchte es wohl gar für eine Anspielung nehmen, und als er merkte, daß die Häuslerin richtig in ihrem Sacke etwas zu suchen begann, rief er: „Du Weibel, ich verwett' was, heut' bett'l ich Dir Eins ab, an das Du nicht denkst."

„So?" sagte sie, „wenn ich's hab' und geben kann, recht gern."

„Hast es und kannst es geben, und ich brauch's nicht einmal mitzutragen, es läuft mir selber nach."

„Geh Du! meine Gais kriegst mir nicht."

„Um Deine Gais frag' ich Dich auch nicht. Schau nur, daß sie brav Milch und Butter giebt, ich vergunn Dir's. Wirst's wohl noch allein überkommen."

„Allein! weißt 'leicht schon, daß ich die Traudel weglass'?"

„Freilich," sagte er, „und um die Traudel bin ich ja heut' da. Die muß eilends mit mir."

„Da kommst just ein Eichtel (Bischen) zu spät," versetzte sie lachend, „meine Tochter ist schon verheißen. Sie thut g'rad zusammenpacken; sie kommt ja auf einen fürnehmen Platz — als Weiddirn zum Lindenhofbauer."

„Recht ist's," sagte der Alte und that seine Pfeife aus dem Mund, zum Zeichen daß er jetzt noch mehr sagen wollte, „und der Lindenhofbauer, der schickt mich her, daß ich die Traudel hol'. Sollst ihm's nicht übel halten, daß er keinen besseren Boten schickt; er hat saubere und starke Knechte im Hof, die der Traudel ihre Sach' wohl leichter tragen thäten, als der alt' Soldaten-Natz; aber doch hat er gemeint, es möcht' gescheiter sein, er wollt' das junge Dirndl mir anvertrauen. Ich bring' ihm's schon gut heim. Rainhäuslerin, halt ja, ich bring' ihm's schon gut heim."

„Bist Du jetzt beim Lindenhofbauer?" fragte das Weib.

„Wieder einmal," antwortete der alte Mann und biß in's Pfeifenrohr.

Da ließ die Häuslerin ihre Stimme aus und rief laut: „Traudel, mach, daß Du fertig wirst, der Wanderbot' ist schon da."

Als Antwort hörte man über der Stubendecke ein Geräusch, und bald darauf trat ein dralles, flinkes Dirndl herein und sagte: „So, fertig ist's!"

Ihr Gesicht war geröthet vor Eifer, und mit den Fingerspitzen kraute sie jetzt die dunklen Haare aus der Stirn, die während ihrer Beschäftigung in Unordnung gerathen waren.

Als die Traudel hörte, daß der alte Natz um sie da war, der Bettelmann, wie er genannt wurde, obwohl er nicht zu den Bettlern, sondern zu den Hausarmen gezählt werden konnte, lugte sie etwas befremdet drein. Wenn er ihr nur gut genug war? Wenn sie nur nicht etwa einen von den vielen jungen Knechten des Lindenhofbauers erwartet hatte?

„Wirst hart tragen", sagte sie zum Natz, „so eine Häuslerdirn hat allerweil noch mehr Sachen als man glaubt."

„Desweg... hat der Bauer den grauen Esel geschickt,“ lachte der Alte, „lad’ ihm auf, was Platz hat.“

Die Rainhäuslerin besorgte noch ein kleines Abschiedsmahl für Beide. Dann gab sie der Tochter etliche Lehren mit, dann schluchzte sie ein bischen, und dann sagte sie zum Natz gewendet: „Zum Lindenhof hab’ ich wohl Vertrauen, in dem Haus geht’s allerweil christlich her. Aber sonst thät ich mein jung Blut nicht gern weggeben. Es wird schon hell fürwitzig, das Dirndl!“

„Na, wohl gewiß nicht!“ rief das Mädchen dazwischen, und das war ein Zeichen, daß sie recht gut verstand, was die Mutter gemeint.

„Das ist gewiß!“ fuhr die Häuslerin fort, „daheim weiß ich just nichts, aber in der Kirche lugt sie mir auf die Mannerleut hinüber, anstatt auf den Altar. Natz, solltest Du noch eine Weil’ auf dem Hof sein, thu’ mir doch fein ein Eichtel Acht geben, und den Lindenhofbauer laß ich bitten, daß er sich die Dirn ja recht angelegen sein lassen wollt!“

„Will ihm’s schon sagen,“ antwortete der Alte paffend, „hoff’, daß er’s auch thun wird.“

„Und Du, Dirn, vergiß nicht und komm’ Sonntags manchmal zu mir herüber. Sei brav und behüt’ Gott sag’ ich dieweil gar nicht.“

Das „Behütgottsagen“ wäre eigentlich doch am Platze gewesen, denn das Mädchen ging das erstemal fort vom Mutterhause. Aber man wollte die Rührung vermeiden, daher umging man die Abschiedsformen nach Möglichkeit.

Der alte Natz und die junge Traudel luden zwei Bündel auf den Rücken und gingen miteinander davon.

Zweites Capitel.

Halt' Dich an's Gernhaben.

Es war ein unebener, steiniger Weg, den sie zu wandeln hatten. Bergauf und thalab. Grüne Wiesen, rauschende Bäche, finstere Tannenwälder durchzogen sie. Darüber ragten die Felswände auf, sahen die glatten Almen nieder, starrten in ferner blauender Höhe die ewigen Schnee- und Eisfelder.

Als sie eine Stunde gegangen waren und ein neues Gebirgsthal sich aufgethan hatte, setzten sie sich an die Köpfe eines Brunnentroges, der vor einer leergebrannten Köhlerei aufgestellt war. Der Natz saß an dem einen, die Traudel an dem andern Ende und zwischen war das Wasser und der rieselnde Brunnen.

Das Mädchen wollte trinken, aber der Alte verstattete es nicht — es sei ihr viel zu heiß.

„Ja," sagte er, „das ist ein eiskalter Tropfen, das ist schon Ramsthalerwasser, von dem kriegt man aber keine Kröpfe mehr. In der Rams sind lauter frische Leute."

Das Mädchen antwortete nicht, es blickte in die Gegend hinaus. Das Thal war grün und hatte nur hie und da eine breite Sandschütte, die von den Bergmulden zwischen den Wiesen niederging. Manch ein einschichtiger Heustadl, aus Brettern gebaut, stand auf den Matten. Zwischenhin zog sich manches weiße Kettchen der Stangenzäune, die Viehschranken und Grenzungen. Tief im Thale lag der Weiler mit seinen schimmernden Bretterdächern, von keiner Laubkrone beschattet, nur ein oder das andere Haus beschützt von irgend einer knorrigen, uralten Tanne, mit starren, oft kahlen Wipfeln, die der Sturm zerzaust oder der Blitz zerrissen haben mochte.

„Daß dort oben noch Schnee liegt!" bemerkte das Mädchen.

„Wär's lustiger auf der Welt," versetzte der Alte, während er, um auch das Rasten am Brunnen auszunützen, schon wieder den Strickstrumpf zu Händen hatte, „wär's lustiger, ich wollte Dir wünschen, daß Du so lang' leben solltest, bis dort oben der Schnee weggeht. Den Berg heißen sie das weiße Thor. Siehst Du den Schuttgraben, der dort vom weißen Thor durch den Wald und über die Wiesen niedergeht?"

„Das muß aber ein wildes Wasser sein?"

„Jetzt rinnt schier gar kein's im Graben — aber der Graben wird doch immer tiefer und tiefer. Wirst es schon spüren auf dem Lindenhof. Siehst Du das Haus hieseits vom Schuttgraben? Schau, dort müssen wir hin, das ist der Lindenhof."

„Ein schöner Ort muß es wohl sein," sagte die Traudel, „er steht prächtig da. — Und überseits vom Wassergraben, was ist denn das für ein Haus?"

„Das ist der Donnersböckhof, dem Lindenhofbauer sein größter Nachbar und sein größter Feind."

„Wie denn so?" fragte das Mädchen.

„Wird auch gut sein, wenn Du's weißt, daß Du nicht noch gar mit einem Nachbarsburschen Bekanntschaft machst — dasselb, Dirn, wär' nicht Dein Nutzen auf dem Lindenhof. — Zum Trinken ist's ohnehin noch zu früh, mußt Dich erst abkühlen und dafür erzähl' ich Dir die Geschichte, wie das ist zugegangen mit den zwei Nachbarshäusern, daß der Teufel seine Brut hat hineingelegt."

Er schwieg aber.

„So heb' an," sagte das Mädchen.

„Wie soll ich anheben?" fragte er und schob mit seiner Krücke ein Steinchen hin und her, das am Boden lag.

„Das mußt selber wissen."

Er zog mit der Krücke eine Furche im Sand und brachte das Wässerlein, welches durch eine Scharte aus dem Troge rann, in einen anderen Lauf, bis es hinabsickerte in das Gesträuch.

„Weiß es auch," rief er und hob den kleinen weißen Kopf, daß die Pelzmütze in's Genick glitt, „mit einem Donner — nein, das Donnerwetter kommt erst später. — 's ist aber zu Mittag um Zwölf. Dämmerig ist's geworden, kein Lüfterl hat gezogen, kein Vogel hat sich gerührt."

Und das sagte der Alte mit so leiser Stimme, daß das Mädchen sich über den Trog beugen mußte, um ihn zu verstehen.

„Hörst es!" flüsterte er, „hörst das Murren über das weiße Thor her?"

Die Traudel horchte. „Ich hör' nichts," sagte sie, „es rauscht auch der Brunnen so viel."

„Heut' höre ich selber nichts," fuhr der Natz fort, „aber dazumal hätt's kein Brunnen überrauschen mögen. Stärker und stärker ist's geworden, näher ist's gekommen und im Gewölk hat's schauderlich gebraust. Oben auf der Kreuztann' — weiß es noch recht gut — ist ein Geier gesessen, der selber hat sich gefürchtet, ist herabgeflogen gegen die Häuser. Da ist der Wind auf und kein Brunnen im ganzen Weiler hat seinen Trog getroffen. Jäh ist's gefahren über den Himmel wie eine Rakete, aber um tausendmal schneller, meine liebe Dirn. Und darauf ein Knall, daß man gemeint, die Weltkugel springt mitten auseinander. — Jetzt ist der Himmel zersprengt, Sturm und Regen und Eis fährt nieder und kein Ast bleibt unversehrt im ganzen Wald. Und dort von den Karwänden fährt's an — Wasser, Schnee, Eis, Schutt, Gestämm' und Gestein, Alles durcheinander, und im

Schachen kracht's; Jesus, Dirn, der ganze Erdgrund hebt an zu fahren!"

Dem Mädchen war bei dieser Vorstellung völlig angst geworden, es wollte sich erheben.

„Bleib nur sitzen," sagte der Natz gelassen, „schau, beim Donnersbök unten und beim Lindenhof haben sie sich dazumal auch gefürchtet, haben alle Fensterbalken zugethan und gar die Schwalben haben sich unter den Dachfirst versteckt. Und die Leute — wie sie die Noth haben gesehen und daß gar das weiße Thor nieder will fahren über die Höfe und über den Weiler und die Menschen zu Haufen wie ein Ameisennest will vergraben zutiefst in die Erden, Dirndl, da haben sie den Herrgott gerufen! — Und wie sie es hernach gesehen, daß das Unglück gewendet, da sind sie wohl Alle auf die Knie gefallen aus heller Freud'. — Gut ist's gewesen, die Sonne hat wieder geleuchtet, — aber Eins ist anders worden: Das Wasser vom Berg ist nicht mehr denselbigen Weg geronnen, wie vor und eh — der Grenzgraben ist über und über verschüttet. — Wer weiß die Markung zwischen Lindenhof und Donnersbök? — Da ist der Streit ausgebrochen."

„Aber, das kannst schon schauderlich vorbringen," meinte die Traudel, „bist 'leicht dabei gewesen?"

„Bin gerad' zurückgekommen vom Militär, hab' dazumal beim Donnersbök meinen Unterstand gehabt. — Es ist über die zehn Jahr seither, weit über die zehn. Der Bergschutt ist vergrünt und vermoost, aber Feindschaft liegt in Haufen. Ja, Dirndl, wirst es schon sehen, was das für ein hantig Hin- und Herbeißen ist zwischen den zwei Höfen. Sind heut' noch nicht auf gleich (einig). — So, Traudel, jetzt kannst schon trinken"

„Jetzt ist mir der Durst vergangen."

„Nachher werden wir halt wieder anrucken, daß wir heimkommen," sagte der Natz und machte Anstalten sich zu erheben.

„Du," bemerkte das Mädchen, „kannst Einem frei Angst machen vor dem neuen Dienst."

„Beileib' nicht," lachte der Alte. „Du bist beim Lindenhof, Dich kümmert der Donnersbök nicht, und ein jung Blut thut alleweil besser, es hält sich an's Gernhaben, als wie an die Feindschaftlichkeiten; aber daß Du dabei nicht so närrisch dran bist, wie ein Anderer im Lindenhof."

„Na, wie ist denn derselbige dran?"

„Weißt von nichts und sollst von nichts wissen. Gehen wir."

Sie erhoben sich, der Alte mit Bündel und Krücke holperte voran, das Mädchen ging hinten drein.

Drittes Capitel.

Die Mannerleut' auf dem Lindenhof.

Sie kamen glücklich im Lindenhofe an. Vor der Hausthür standen die Knechte beisammen, die gerade Feierabend gemacht hatten und jetzt aus vollen Blasen und Beuteln ihre Tabakspfeifen stopften und Funken schlugen. Es war lange schon das Zündholz aufgekommen; aber das Feuer, das Einer sich selber schlägt, ist heißer und brennt besser und stinkt kein Schwefel mit.

„Hört's Buben!" rief ihnen der Natz zu, „die neue Felddirn hab' ich bei mir, die Traudel!"

„Siggra, Siggra!" murmelten sie in ihre Stummel hinein, „das ist eine Mudelfeine! Der Natz, der versteht's. Will Einer eine saubere haben, muß er den schicken."

„Einen Mädelzutreiber geb' ich Euch schon lang' nicht ab," entgegnete der Alte, „aber bekannt machen muß ich Dich doch, Traudel."

„Ist mir schon recht," rief das Mädchen schneidig. Es war ein völlig schwermüthiger Gang gewesen von der Mutter hierher in den fremden Hof, aber jetzt wollte sie ihre Lustigkeit wieder aufstecken, „und ich will mich zu kennen geben."

Sie hatten ihre Tragen an der Hanselbank (Schnitzbank) abgelegt, die neben dem Eingange an der Wand stand.

„Der da," sagte der Natz und meinte den Nächststehenden, „das ist der Vorknecht."

„O je!" sagte das Mädchen und dachte bei sich: Du alter Schippel! Glatzkopfig über und über und der Kopf steckt zwischen den Achseln wie eingebohrt, na, grad' so. —

„Und das ist der Weidknecht, der Lipp," sagte der Natz.

„So!" rief das Mädchen und dachte bei sich: Der hat aber eine lange Nase! Und die Augen stehen ihm viel zu eng beisammen! Na, so was hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehen. —

„Und der heißt Hans, mit dem wirst Du zu schaffen haben, das ist der Feldbub."

„Ist schon recht!" sagte sie und dachte bei sich: Schau Du, ein feines Bürschel! Und wie gutherzig er mich gleich anschaut. Aber das Halstüchel soll er sich manierlicher binden.

„Hernach, da steht der Sepp. Du, das ist ein Schlimmer, Dirndl!"

„Der da mit dem großen Kopf!" rief sie aus und dachte: Kropf hätt' ich sollen sagen. Und so ein krebsrothes Scheibelgesicht (Rundgesicht) dazu. Na, so möcht' ich nicht ausschauen. —

„Und der da heißt Ferdinand, ist ihm nicht zu trauen."

„Trau ihm auch nicht,“ sagte die Traudel und dachte: Sauber gewachsen schon. Wenn ihm nur die Nase nicht gar so aufgeschnabelt (aufgestülpt) wär' und die zwei vorderen Zähn' nicht so weit herausstehen thäten! —

„Nachher der Ochsenbub — geh' her, Michel, lass' Dich anschauen!“ rief der Alte gegen eine Stallthür hin.

Da kam der Bursche grinsend herangetrottet.

„Bleib Du nur bei Deiner Arbeit,“ sagte das Mädchen und dachte bei sich: Hätt' sich nicht auszahlt, daß er Den ruft. Der geht ja frei knieweit, und ganselgelbe Haar hat er. Na, giebt's aber in dem Lindenhof spaßige (komische) Mannerleut'. —

„Der Kohlenbrenner und der Führer sind jetzt nicht da,“ berichtete der Alte in Ernsthaftigkeit, hinter welcher aber immerhin der Schalk stak, „und den Halterbuben ruf' ich gar nicht. 's ist zu früh, der fürchtet sich noch vor den Weibsbildern.“

„Nachher wartest ein Stündel, bis die Sonn' unten ist,“ warf der Sepp ein.

Die Anderen nickten schmunzelnd und sagten: „Kann schon sein! Kann schon sein!“

„Ihr Lotter!“ lachte der alte Natz, „zu jung ist er noch, der Halterbub; traut sich kein Dirndl anzuschauen.“

„Desweg sagen wir ja, noch ein Stündel warten.“

„Ihr seid verzwickt schlechte Leut'!“ grollte der Alte zwinkernd, „komm Dirndl, die Weibsleut' sind im Haus, mit denen wirst selber bekannt. Jetzt geh' mit zu der Bäuerin.“

Die Knechte schnalzten mit der Zunge.

„Du,“ lispelte der Sepp zum Ferdinand, „unser Bauer das ist ein Abdrehter (Schlauer!) Jetzt, weil er vorig Sonntag gehört hat, daß unser etliche für's nächst' Jahr nimmer im

Lindenhof bleiben wollen, hat er den Köder in's Haus bringen lassen."

„O!" lachte der Andere, „den Köder freſſ' ich noch heuer und auf's Jahr geh' ich hin, wo ich will!"

„Bleibſt hängen," murmelte der Weidknecht in seine Pfeife und blies ein ganzes Firmament Rauch vor ſich.

Die Traudel hatte sich bald in's Werktagsgewand geworfen, um sofort an ihre Arbeit gehen zu können. Schuhe und Strümpfe, Jöppel, Busentuch und Hut sind bei der Arbeit überflüssig, das bauscht nur die Glieder ein — je leichter und uneingewickelter der Körper, desto flinker in der Arbeit — so hielt es das Mädchen vom Rainhäusel.

In einem dämmernden Obergelaß des Hauses war ihr der Kleiderschrank angewiesen worden. In einem Winkel desselben Gelasses stand heute ein junger Mann — es war keiner von den Knechten, die unten am Eingange der neuen Magd so feierlich vorgestellt worden waren — er sah viel feiner und ernsthafter aus, obgleich er just in jenen Jahren leben mochte, in welchen der Mensch am tollsten ist. Wie er jetzt dastand und am Lichte einer Dachluke ein Briefchen entfaltete und las und dabei ein paar gottswahrhaftige Seufzer machte, da konnte er ein herzkranker Stadtherr gewesen sein. Es war aber der Sohn des Hauses, der Friedel.

„Wer steht denn dort?" rief die Traudel, als sie ihn sah.

Er legte das Papier zusammen und ohne ein Wort zu sagen, ging er davon.

Viertes Capitel.

Im Wald giebt es Füchse.

Ein Abend zur Frühjahrszeit. Durch das neusprossende und grünende Gestämme streicht ein kühles Lüftchen.

Im Wald auf einem morschenden Baumstrunk sitzt ein Mann. Er ist alt und höckrig, trägt verschossene Kleider und am Halse ein dickes, hellrothes Tuch, darin er den Kropf will verbergen, während er ihn durch den Wulst nur noch größer macht. Der Wald, in dem er sitzt, ist die Ursache der Feindschaft zwischen den beiden Großbauern Lindenhof und Donnersbök. Und der Kropfige ist Miethling im Donnersbökhofe. Er hat sicherlich einen anderen Namen, aber die Leute heißen ihn den Roßdoctor. Kurpfuscher durfte man ihn nicht nennen, weil er erst vor wenigen Jahren das beste Pferd des Donnersbök geheilt hat. Der Großbauer hält seitdem was auf die Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit des Mannes, und weil er auch schriftgelehrt ist, so hat ihm der Donnersbök sogar die Proceßsachen übertragen, und der Roßdoctor ist somit ein ganz anderer Doctor geworden und muß das gute Recht seines Großbauern verfechten.

Ist ihm soweit auch recht. Das „Roßdoctorn", meint er, tauge nicht mehr viel, seit der neuen Stallwirthschaft kriege kein einzig Pferd die Kolik mehr. Und den „Geist", für kranke Pferde sonst bereitet, den trinkt er jetzt selber — macht einen guten Magen und ist so viel anwendsam für die Kopfarbeit. Beim Proceß der beiden Bauern um den Wald steht er sich besser. Da hat er für's Erste das Wohnstübel im Donnersbökhofe umsonst, und geht der Streit für seine Partei gut aus, so wird ihm das Stübel zu eigen verschrieben.

Wir hätten nun seine Bekanntschaft gemacht und könnten uns zu ihm hinsetzen und im guten Vertrauen fragen, wie sich denn eigentlich die Geschichte mit dem Proceß verhält. Möchten ihn aber doch nicht gern stören, den Doctor, er ist just im Studiren über seinen Schriften und wischt dabei sacht die wenigen, aber sehr langen Haare über die Glatze, heißt das,

über die hohe Stirne her, daß ja den Gedanken nicht kühl werde, die drinnen grübeln und spinnen und gottsmöglich gescheit sind.

„Das Wasser ist Grenzmark, so steht's im alten G'schrift. Ist klar und in der Ordnung." So sann der Roßdoctor. Und weiters „den Fall muß man sich deutlich vorlegen. Das Wasser vom weißen Thor nieder läßt den Lindenhof rechts und den Donnersbök links. Auch in der Ordnung. Die zwei Bauern — Steinköpf' haben sie — sind vor vierzig Jahren in der vordersten Schulbank beisammengesessen, haben Hallotria getrieben und Stückeln gemacht, die uns Hinteren nicht wären verstattet gewesen. Freilich, mit uns haben sie nicht viel Kameradschaft gehalten, auch mit den kleinwinzigen Buchstaben nicht, die im Büchel sind gestanden. Zur selbigen Zeit sind noch die Vornehmeren in der ersten Bank gesessen und nicht die Fleißigeren. Auch so weit recht. Die Reichen fahren nicht gern mit dem Zweidutzend-Gespann der Buchstaben durch die Welt — viel lieber mit Roß und Wagen. Unsereins auch — hätt' man's, thät man's. — Wie aber hernach die Lawine abgefahren ist vom weißen Thor, daß schier der ganze Grenzwald — das Schandfleckel, das nichtige! — auf Klafterlänge ist weitergerutscht, und sich das Wasser so hat zerstoßen, daß aus einem Bach zwei sind geworden, und der Rainung wegen der Streit ist entstanden — bigott, da hätten sie die vierundzwanzig Buchstaben nothwendig gebraucht, daß sie es hätten mögen deuten in dem Geschrift, wo die Alten die Markschnur haben gezogen. — In früherer Zeit hat kein Hahn gekräht nach diesem Wald, das Steinkar haben sie ihn geheißen, und der Streitwald heißt er jetzt. Der Name ist nicht besser, aber der Boden ist noch schlechter geworden. Der Streitwald! Das Wort ist nimmer zu löschen. Und sind die Zwei lang' schon

ausgesöhnt unter dem Rasen, und ist einstmal kein Zweig mehr da von einem Wald, der Name Streitwald wird nach hundert Jahren noch ein Denkmal sein auf diesem Platz, daß dahier einmal zwei Hansnarren haben gelebt, die vor lauter Trutz und Ehrgeizigkeit schon in's Schandbare sind gefahren. — Eine neue Planung ist ausgestellt worden; rinnt der eine Bach rechts, der andere links und mitten steht der Waldschopf, um den sie raufen, um den schier bald die Engel und die Teufel streiten, wie um der Rosenkranzkundl ihre arme Seel'. Jeder der Beiden bildet sich ein, ihm gehöre der Wald. Und kommt heute der Lindenhofbauer und kehrt beim Zwisel (bei der Abzweigung) das ganze Wasser auf die linke Seite hinab, so steigt morgen der Donnersbök herauf und thut gerade das Verkehrte. Gescheit sind sie, das Wasser schieben sie einander zu, das Land möcht' Jeder für sich. Zwei harte Mühlsteine mahlen schlecht, doch sie mahlen — aber die Zwei werden mit ihrem Proceß in Ewigkeit nicht fertig."

So beiläufig sah's aus, was der Roßdoctor dachte, und wir sehen, er trinkt seinen Geist für die Kopfarbeit nicht umsonst.

Jetzt stand er auf — er war recht hager und die Kleider schlotterten noch etwas lebhafter um die Glieder, als das bei „geistigen" Leuten wohl vorkommen sollte. Den Kopf immer voran, so hielt er's, und besonders jetzt, da er mit dem Obertheile eine Bresche bohren mußte durch das Haselnußgesträuche, um einer Stelle nahe zu kommen, wo er zu thun hatte. Das Grenzwasser rauschte ihm entgegen. Er stand bald an der Scheide, wo der Bach auseinander ging. Er rann aber zu seiner Ueberraschung auf die Seite des Lindenhofes hinab. Das war zum Vortheile seines Clienten, aber es durfte nicht so bleiben. Der Donnersbök war bisweilen etwas

nachgiebiger Natur, da mußte immer für neuen Aerger gesorgt werden, daß die Sache nicht einschlief. Nur immer hübsch Wasser darauf leiten, damit die Feindseligkeit frisch bleibt und fortwächst.

Der Mann rückte einen Stein, da rann alles Wasser auf die Donnersbök-Seite hinab, und im Bette rechts war kein Rieseln mehr, es liefen kaum noch etliche Tropfen zwischen den nassen Kieseln.

Die Stunde zu dieser That war nicht glücklich gewählt. Der Rappelschmied war in der Nähe und lauerte. Der Rappelschmied hat eckige Kniee und spitze Ellbogen und eine lange, schneidige Nase und stechende Augen und scharfe Ohren — an dem sticht und schneidet Alles und dem entgeht nichts sobald. Er war Kleinpächter in der Lindenhofschmiede und er war dem Lindenhofbauer das, was der Roßdoctor dem Donnersbök.

Der Rappelschmied litt an einem chronischen Husten, und so war's ein schwerer Kampf mit sich selbst, mit seinem ewig nagenden Innern, daß er sich nicht vorzeitig verrathe, als er hinter den zwei Fichtenbäumchen stand und den Roßdoctor belauerte.

Nun aber, da er sah, wie der Kurpfuscher das Grenzwasser verkehrte, trat er grinsend hervor und sagte in dünngestrecktem Tone:

„Schau, der Roßdoctor!"

„Schau, der Rappelschmied," sagte der Andere und erschrak gar nicht.

„Bist auch noch spät bei der Arbeit?"

„Gehst ein Eichtel spazieren im grünen Wald, Gevatter?"

„Ist so viel ein gefreulicher Abend."

„Wenn's nur anhält, das schöne Wetter!"

„Mit Verlaub, was machen wir denn beim Grenzwasser da?" fragte der Rappelschmied sehr weich und sehr beißend.

„Was meinst, Gevatter?"

„Beim Grenzwasser da — was Du treibst?"

„Ei, deswegen! Was ich beim Wasser da thu', meinst; so viel durstig bin ich worden. Ein frischer Trunk Wasser thut Einem gut, leicht ja, so viel gut."

„Wohl, wohl, leicht so viel gut."

„Das unschuldige Wasser, hab' ich mir im Trinken gedacht, ist so rein und klar und thut wunderlich stärken und muß die Ursache sein zu solchen bösen Streitigkeiten."

„Hast Dir gedacht? — Geh, geh, Roßdoctor, laß' Dein gespreizt' Reden. Meinst, ich bin so dumm und kunnt mir's nicht denken, weswegen Du durstig bist worden? Roßdoctor, Dich druckt die Grenzmark! Was geht Dich das Wasser an?"

„Was geht's Dich an?"

„Die Markung willst fälschen! Den Lindenhof willst um sein ehrlich Eigenthum bringen, Du Tagedieb!"

„Meinst?" erwiderte der „Doctor" und bog seinen Hals vor, als wollte er mit dem spitzen Kinn den Andern in's Gesicht stechen, „begehrst aber auf, Rappelschmied, und in dem, was Du jetzt daher hast geredet, ist kein Geschäftsgeist und keine Kameradschaft nicht."

„So!"

„Hättest es nicht so vonnöthen, Gevatter; bist des Lindenhof Proceßführer auch nicht aus Gefälligkeit, und aus Gerechtigkeitssinn noch viel weniger."

„Ich?" rief der Schmied, „wer kann mir was Unrechtes beweisen?"

„Ja, siehst Du, gerade dem größten und abgedrehtesten Lumpen kann man was Unrechtes niemals beweisen. Das macht ihn erst zu dem echten Spitzbuben, daß er schlau ist."

„So!" antwortete der Andere und seine Entrüstung war so tief, daß er für den Augenblick kein anderes Wort fand.

„Geh', Rappelschmied, blas' Dich nicht so auf; das thut schon Dein Blasbalg in der Schmiede. Du bist dem Lindenhof sein Schildknapp' und giebst Dir einen Kren, als hättest alle Welt studirt. Hörst, Schmied, das ägyptische Traumbüchel hast Du studirt und etwan noch die Geschichte vom baumlangen Hansel, das ist Deine Weisheit."

Und darauf der Andere:

„O, zerplatz' nicht vor Hochmüthigkeit! In Deinem Roßarznei-Codex steht auch kein Grenzgesetz. Weißt wohl, was Dich gar so gescheit macht? Der Hunger! Und der Donnersbök füttert Dich und dafür sollst Du ihm den Proceß führen. O, mußt ihn noch viel besser zusammenschnallen, Deinen Doctormantel, daß man nicht so hineinsieht in Deine Armseligkeit."

So sagte der Rappelschmied.

„Lass' Dir's schon gelten," sagte der Andere gelassen, „wir Zwei dürfen uns gerade die Hand geben. Verlaub zu fragen, Rappelschmied, was suchst denn Du da auf diesem Platz? Hast wollen schauen, ob Dir das Wasser recht rinnt. So komm' und schau halt! Gelt? für Deinen Lindenhofer kunnt's gar nicht besser rinnen!"

„Aber vorhin," sagte der Rappelschmied erstaunt, „hast es doch abgeleitet. Hältst es jetzt etwa auch mit dem Lindenhofbauer?"

Da trat der Roßdoctor zum Andern, klopfte ihm mit dem gekrümmten Zeigefinger auf die Stirne und sagte: „Du bist

vernagelt!" und leise: „Was gehen uns die Bauern an! Aber ihren Streit brauchen wir. Geh', sei gescheit und denk': wir selber sind uns die Nächsten, und wenn wir auf uns selber nicht schauen, die Großbauern kümmern sich nicht, und sobald sie uns nicht brauchen, werfen sie uns weg. Willst es nicht glauben? Wirst es schon sehen."

Nicht lange stand es an, so hießen sie sich einander „Gevatter", die sich seiner Tage gegenseitig einmal Kinder aus der Taufe gehoben, und sie gestanden sich, daß Keinem von ihnen der Bettelstab bislange noch verbrannt sei, und sie wurden darüber einig, daß sie in Sachen des Grenzstreites klug sein müßten, daß es den Bauern nicht etwa gar einfiele, sich Advocaten aus der Stadt verschreiben zu lassen, die den Einheimischen das gute Geld schnöde vor der Nase wegfischten, oder die, wie der witzige Roßdoctor bemerkte, schließlich die Kuh melken, der sie — unsere Gevattersmänner — durch so lange Zeit ein volles Euter angeweidet hätten.

Sie sprachen noch, da stieg den Hang heran, bedächtig zwischen Stock und Steinen einher der Donnersbökbauer. Das war eine ernsthafte, derbe Gestalt in strammer Gebirgstracht. Ein scharlachrothes „Leibel" umspannte seine breite Brust und über dasselbe zogen sich die grünen Kameelhaarbänder des Hosenhalters. Der Mann hakte den Daumen seiner Rechten in den Hosenhalter, in der Linken hielt er einen mißgestalteten Baumast als Stock.

Als der Rappelschmied das Nahen des ihm feindlichen Bauers bemerkt hatte, flüsterte er: „Jetzt hab' ich Zeit, daß ich geh'!"

„Und die höchste dazu," sagte der Roßdoctor. Da huschte Ersterer davon.

Fünftes Capitel.

Die Streithammel-Bauern.

Der Roßdoctor blieb.

Der Bauer bemerkte den Streitgenossen nicht sogleich, er starrte zu Boden und war in Gedanken — in schweren Gedanken.

„Von Tag zu Tag," murmelte er schnaufend, „wird er steiler, der Weg da herauf. Und die Knochen werden morsch wie ein Baumstamm, der keine Prost (Sprossen) mehr ansetzt. Und wenn einer keine grünen Zweige mehr aussteckt, so kriegt man bald auch keinen guten Athem herein — grad', wie sie sagen, daß es dem alten Baum geht. — Eine traurige Sach'! — Wenn ich nur wüßt', daß ich den Ausgang kunnt erleben, den Ausgang vom Markstreit? Oder stecken sie mich vorhin in die Erden, und die Jungen streiten lustig fort über dem grünen Gras? Und das Allerdümmste — — wenn er nur lutherisch wär', der Lindenhofbauer, daß wir nicht allzwei auf dem einen Friedhof kämen zu liegen. Allzwei auf einen und leicht ganz nahend beisammen, daß wir uns fort mit den Ellbögen in die Seiten rennen müssen. Und das ist, wenn wir nicht früher auf gleich kommen, das ist ganz sicher, und das ist mir der unliebste Gedanken."

Der Roßdoctor merkte es, daß der Bauer wieder an Gefühlsseligkeit leide, eine gefährliche Krankheit für den ersprießlichen Fortbestand des Processes. Solcher mußte entgegengehandelt werden.

„Schönen Abend, Donnersbök!" grüßte der Roßdoctor.

„Wer denn?" schrak der Bauer auf. „Ach, Ihr seid's. Auch so viel. Ist recht, bin gerade im Simuliren, will mit Euch drüber weiter reden. Was meint Ihr?"

Er schwieg, stemmte den knorrigen Stock in den Boden und stützte seine Hände und seinen Oberkörper darauf.

„Na, Bauer worüber soll ich Euch denn was meinen?"

„Nur Zeit lassen — bis ich mich auspfnech' (ausschnaufe). Jetzt — müßt Ihr wissen, jetzt streite ich schon an die funfzehn Jahr um diesen Steingräbel (Steinlehne) da, von dem's eh Jedem lieber sein kunnt, die Leiten (Lehne) wär' gar nicht auf der Welt."

„Ah, na," versetzte der Roßdoctor, „Gottesgab muß' man nicht so klein machen. Ist doch ein schön' Stückel Wald."

„Ein **nichtig** Stückel, müßt Ihr sagen."

„Ein nichtig Stückel? Das ist keine Red', Bauer. Wenn wir den Waldschachen messen —"

„Er ist schon oft genug gemessen. Sechzehn Klafter über ein Joch hat er."

„Bauer!" sagte der Andere und neigte schwerwiegend das Haupt, „das ist schon viel! Bedenkt's einmal. Auf jeder Geviertklafter wächst leicht ein großer, schöner Baum, das giebt sechzehnhundert Bäume, Donnersbökhofer, und damit baut Einer groß Haus und Hof!"

„Meinetweg," brummte der Bauer und that eine Geste mit der Hand, als wolle er die ganze Angelegenheit von sich werfen.

„So," sagte der Roßdoctor, „wollt Ihr Euren Kindern und Kindeskindern groß Haus und Hof verscherzen? Donnersbök, so eine Verantwortung müßt Ihr nicht auf Euch nehmen."

Der Bauer nahm das Kinn in seine Hand, starrte auf das dürre Moos des Bodens und murmelte:

„Wahr ist's."

„Der Mensch ist ja nicht der Eigner dessen, was er meint, das er hat, er ist nur der Verwalter und muß Hab und Gut vermehren, anstatt vermindern und getreu für die Nachkommen aufbewahren, die es wieder so machen müssen.

bis der Haufen beisammen ist, mit dem das Geschlecht seine Feinde kann überwältigen."

„Euch hört man schier gern zu," sagte jetzt der Bauer, „und recht wird's auch sein, wie Ihr's meint. Steht halt brav zu mir — will's Euch schon danken."

„Von dem keine Rede", entgegnete der Andere bescheiden abwehrend, „ist Christenpflicht, die Leut' müssen sich einander forthelfen. Ich mag's am ehesten thun, hab Euern Vater selig noch gut gekannt. Ist ein Ehrenmann gewesen. Hundertmal bin ich mit ihm da heraufgestiegen in's Kar; hundertmal hat er mir gesagt: Die Kreuztann' ist der Markbaum, gehört zuhalb mir, zuhalb dem Lindenhof. Hundertmal hat er das gesagt. Und in der Baumrinde ist ein Kreuz eingeschnitten gewesen. Der Baum ist nicht da, der ist drüben gestanden, wo jetzt der eigentliche Grenzgraben ist. Streng und genau hat er's gehalten mit der Markung, der alte Donnersbök selig. Jed' Stück Erden an der Grenzscheid' soll man mit Ducatengold aufwägen, und ein Grundstück ist just dort zumeist werth und wichtig, wo es zu Rand geht. Das ist sein Spruch gewesen."

Der Donnersbök hielt das bärtige Kinn noch eine Weile in seiner Hand und murmelte: „Ganz in der Richtigkeit. Und das wär' mir ein schlechter Mensch, der die heilig' Hinterlassenschaft seiner Vorfahren liederlich kunnt verschanzen. — Aber aus muß er werden, dieser unselige Krieg, der Einem das Leben und Sterben möcht' vergällen. — Jetzt kramt Ihr schon Jahr und Tag herum in den Schriften und Planen —"

„Und wohl mit Fleiß und Geduld!" unterbrach der Roßdoctor. „In den Gesetzbüchern muß man jeden Buchstaben dreimal wägen. Und das sag' ich wohl, ich kunnt's mmmer ansehen, sollt' Euch das Unrecht gethan und der

Wald weggeraubt werden. Im Grab noch thät er sich auf den Bauch legen, Euer alter Vater. — Aber," und das flüsterte er mit der Miene des Vertrauens, „der tiefere Graben! Donnersböf, der tiefere Graben! — Nicht das Federl," — er schnellte mit seinem Stocke eine Wildhuhnfeder auf, die lose über dem Haidekraut gelegen, „nicht das Federl wett' ich Dir, das Wasser rinnt heut wieder auf Deiner Seiten! Donnersböf! Gar herauswerfen müssen wir die Steine und gegen den Lindenhof zu muß der Bach!"

„Meinetwegen!" rief der Bauer, „ich rühr' nichts mehr an."

„Werden's gleich machen!" sagte der Roßdoctor, ging hin, spreizte die Beine auseinander, streckte die Aermel auf, bückte sich und wälzte den Stein, den er vor einer halben Stunde auf die Lindenhofseite geschoben hatte, zum Schutz gegen das Wasser auf die Donnersböfseite.

Der Donnersböf hatte noch gesehen, wie richtig wieder alles Wasser gegen seinen Hof geflossen war, so daß der Wald dem Lindenhof zugetheilt schien. Da kam ihm plötzlich wieder der Zorn.

„Und daß nicht ein Tropfen niedergräbt gegen mein Haus!" schrie er, „will er mich verderben, so schau ich nicht zu. Die Dachnägel reiß' ich ihm heraus, diesem Sakermenter!"

Der Roßdoctor that nach seiner Verrichtung hinter dem Busch einen schönen Zug aus seiner Flasche. Das rann recht hinab auf alle Fälle und ohne Widerstreit.

Durch die Bäume her war jetzt auf einmal ein weiches Klingen. Unten im Weiler läuteten sie die Abendglocke. Der Donnersböf unterbrach seine feindseligen Worte. — „Der englische Gruß! So spät schon?" murmelte er, zog den Hut von seinem Haupte, klemmte denselben unter die Achsel, flocht

die Finger der beiden Hände ineinander und betete seinen Spruch: „O, Maria, Jungfrau rein, laß uns Dir befohlen sein. Schenk' uns Deinen Muttersegen, leite uns auf Tugendwegen, steh' uns bei in aller Noth, führ' uns treu — Höllsakra, da steigt er daher!"

Der Lindenhofbauer kam herangestiegen. Er war etwas rüstiger, als der Donnersbök, hatte aber das Griesbeil (Bergstock) eben auch nicht umsonst mit sich. Der Lindenhofbauer trug einen ähnlichen Anzug als der Donnersbök, nur statt des rothen Brustfleckes einen blauen; diesen Unterschied hielt er seit dem Ausbruche der Streitigkeiten streng aufrecht; einen wilden Stier kann die hellrothe Farbe nicht heftiger reizen, als den Lindenhof das rothe Leibel seines Todfeindes.

Der Ankömmling sah noch derber und herber aus, als sein Nachbar. Der Donnersbök wendete sich seitab, aber er blieb stehen auf seinem Fleck — weicht nicht einen Schritt, sucht insoweit gleichgiltig zu bleiben und gar keine Erregung merken zu lassen.

Als ihn der Lindenhofer stehen sah, ganz nahe bei dem Grenzwasser, das schon wieder an seiner Seite niederfloß, stieß er einen Fluch aus. „Vermaledeiter Grenzfälscher!"

Der Andere wendete sich langsam um und fragte: „Wer ist Dein Grenzfälscher!"

„Was hast Du in meinem Wald zu suchen?"

„In Deinem Wald?" rief der Donnersbök und that einen Lacher, „weißt was, Lindenhofer, Du bist ein Narr oder ein Schandkerl und einen Baum von meinem Wald laß' ich Dir recht gern. Schenk' Dir auch noch den Strick dazu, weißt schon, zu was."

„Donnersbök!" rief der Andere und der gehobene zugespitzte Ton der letzten Silbe sagte so viel, als: trau' mir nicht! Könnt mich unchristlich vergessen!—

Der Donnersbök sah, daß er zu viel gesagt habe. „So was muß Einen wild machen," brummte er, „rein wegnehmen wollt Ihr Einem das Eigenthum."

„Man wird sehen, was der Lindenhof thut," sagte der Andere. „Der Lindenhof wirft sein groß Haus und Besitzthum, sein reich Ansehen und die Zukunft seines einzigen Kindes in die eine Wagschale, und in die andere nichts, rein gar nichts, als seine Ehre — das Festhalten an sein angestammt Recht. Wirst sehen, Donnersbök, was schwerer wiegt. Das Zünglein neigt sich zu meiner Ehr' herüber und der Grenzbach auf Deine Seite."

„Bist ein Prahlhans!"

„Ja, wirst es schon sehen. Auf Leben und Tod führ' ich den Proceß, auf Leben und Tod! — Und Du — gottverdammt Wasser, was geht's Dich an! zum Donnersbök scher' Dich!" Mit dem Fuß stieß er den Stein im Bachbett seitwärts, „Dem wasch' die Grenzfälscherhand!"

„So!" rief der Andere, „vor meinen Augen bringst die Mark um! Niederschlag' ich Dich!"

„So thu's! So geh' her, fall' mich an im Wald, bring' mich um!"

„Das Geschäft laß ich dem Teufel. Wir aber, mein lieber Herr Lindenhofbauer, wir sind jetzt um ein Stückel weiter. Du Markschänder!"

„Du Grenzfälscher!"

„Du Markschänder!"

„Du Grenzfälscher!"

„Du Markschänder!"

„Du Spitzbub!"

Beim Auseinandergehen riefen sie sich's zu. Wüthend holperten sie davon, jeder gegen seinen Hof.

Der Roßdoctor, der hinter dem Haselstrauch gestanden war, nahm noch einen Schluck aus seiner Flasche und schmunzelte und schlich davon.

Es sind gute Zeiten!

Sechstes Capitel.

Ein Dirndl muß der Mensch haben.

Aber die Streitmark war heute ein wahres Stelldichein. Und lauter alte, mühselige Leute kamen zusammen, die sich — meint man — schon eher um ganz was Anderes kümmern sollten, als um einen Fleck Heidekrautgrund mit etlichen Holzstämmen über der Erde.

Es war schon etwas spät in den Abend hinein, als der alte Soldaten-Natz auf seiner Krücke daherhüpfte. Beim alten Natz war es so: wurde ihm auf dem Felde zu heiß, trollte er sich in den Schatten. Auf dem Felde bei der Preßburger Stadt hatte ihn einst — wie er sich gern ausdrückte — eine springgiftige Kugel gebissen. Soll rechtschaffen gejuckt haben. Auf einem Kälberwagen, auf welchem sonst die gebundenen, halb oder ganz zu Tode gemarterten Kälblein so fürnehm in die Welt hinausfahren, ist der Natz heimgekommen in das Dorf, wo er geboren worden. Ein kernfrischer Bursch war er fortgegangen, ein Krüppel heimgekommen.

„Jetzt ist das lustige Bettelmandel da!“ sagte er zu den Bäumen des abendlichen Waldes, „zu Zeiten sind allzuviel kernfrische, kerzengerade Leut' auf der Welt: thun sie 's ein Eichtel stutzen und hinkende Bettelmänner draus machen.“

Das sagte er aber nur der Fichte dort und dem Haselstrauch hier, und dem Lärchenstrunk da — die nehmen so ein Sprüchel nicht geschwind für eine Aufwiegelung gegen die Weltordnung. —

„Muß schon so sein," fährt der Natz fort, „Viele, die zum Hinken und Betteln keine rechte Freud' haben verspürt, die haben sich niedergelegt. Haben ein schönes Kreuzel kriegt. Andere auch — sind auf hohem Roß gekommen — ebenfalls ein Kreuzel auf der Brust. Na, ist recht. Aber ich hätt' lieber auf die Feindesreiter schießen sollen, als auf die Rösser, das hätte mir leicht auch ein gülden Kreuzlein mögen tragen. Haben sie mir was in Weg gelegt, die Rösser? gewiß nicht."

Jetzt — so kam er heim. Vater und Mutter waren ihm gestorben und sein Geburtshaus war eine Brandstatt. Dann war er eine Weile auf dem Stroh gelegen, wie ein fauler Haderlump, und da haben die Leute vergessen, daß ihm die Bleikugel nicht den Magen hat zerrissen, sondern Gott sei Dank, nur den Fuß. Dem grünen Wald ist's eingefallen, daß der Natz mit seinem verkrüppelten Fuß das Stück Brot nicht dürft' erjagen mögen, hat ihm eine Krücke geschickt aus Tannenholz. Das war derselbige Wald, den die Leut' verfluchen und den Streitwald heißen. Und mit dem hölzernen Bein hüpft der Natz wie ein Spatz, der nimmer fliegen kann von einem Haus zum andern. Die Leute haben ihn seines langen dünnen Beines wegen schon den Storch geheißen — hat wohl auch die kleinen Kinder gern, aber bringen thut er keins. — Es ist viel Streitigkeit gewesen, des Natz wegen — wer ihn nehmen sollt' und behalten und pflegen. Ja, in's Armenhaus, was denn sonst? — In's Armenhaus hat aber der Natz nicht wollen, — nur dahinein nicht! Er i st ja gar nicht arm, so lange ihn die lustige Welt freut. Dort will er sein, wo es fröhlich zugeht, und er weiß sich so zu schicken, daß es überall heiter, wo er dabei ist.

So haben ihm die Leute verstattet, er dürfe von Haus zu Haus gehen, und die Wohlhabenderen wollten ihn schon

randweise bei sich behalten. Und so ist der alte Natz überall daheim; heute löffelt er die Schotensuppe im Lindenhofe, morgen oder übermorgen gabelt er die Speckknödeln beim Donnersbök. Im Donnersbökhofe weiß es Eine, daß der Natz die Speckknödeln gerne beißt. Eine Feine! Dieselbige steckt ihm Mancherlei zu und er — ihr. Ist gescheit, von der Flori. Hat ihr Vater für seinen Proceß einen Doctor aufgenommen, so nimmt sie für den ihren auch einen auf. Sie hat's auch mit dem Lindenhof zu thun. — „Bis daherauf," sagt der Natz zu den Bäumen, und legt die Hand wagrecht an den Hals, „bis daherauf ist sie in den Burschen verbrennt. Und er — der Bursch auch. Das kann ein Feuer werden, du heiliger Florian! — Wenn's nur nicht jählings zum Dach herausschlägt! Nachher brennen wir Alle ab!"

Warum denn? Wesweg soll ein hübsches, einundzwanzigjähriges Mädel nicht auf ein Bübel denken?

Aber dasselbige Bübel, auf das die Flori denkt, ist der Sohn — der einzige Sohn des Lindenhofers.

„O je!" meint der Natz, „die Geschichte ist nichts Neues. Hab' in der Stadt einmal ein Spiel gesehen, wobei sich die Alten schier gefressen vor Haß und die Jungen vor Lieb'. Ist aber nicht gut ausgegangen, und warum? Die Jungen haben keinen Advocaten gehabt. Das halten die Unsern gescheiter und es wird auch sicher ganz anders ausgehen, als wie bei demselbigen Spiel. So lustig wird's ausgehen, so lustig! Der Flori ihr Doctor ist schon gescheit — wenn nur auch dem Friedel seiner gescheit ist!"

Der Friedel, der Lindenhofsohn, hatte eben auch einen Vertreter seiner Sache. Ja, und dieser Vertreter war eben auch der alte Natz. — Processiren zwei Feindesköpfe, so müssen

wohl zwei Doctoren sein; haben verliebte Leut' so ein Anliegen, so ist einer genug.

Die Alten streiten bis auf's Blut, und — bigott — den Jungen geht's nicht besser. Beisammensein wollten sie, und das oft. Aber sie konnten nicht, sie durften nicht. Da hatten sie den alten, verschwiegenen, schlauen Natz zu ihrem Mittler erkoren. Ein hinkender Rechtsfreund! Wie mag das enden? —

Der Natz hatte als Vertreter seiner Clienten an der berühmten Grenzscheide eigentlich gar nichts zu suchen. Der Natz war nur zufällig hierher gekommen, er liebte das Herumsteigen im Walde, weil er doch bisweilen gerne laut schwätzte und den Bäumen erzählte, wie schon mancher Mensch keine innere Rast hat, wenn er sich nicht irgendwem vertrauen kann. Und bei dieser Gelegenheit wollte der Alte auch nachsehen, wie sich's denn mit dem Grenzbache eigentlich verhalte.

„Du nichtig Ding!" rief er, als er das kleine Wasser sah, „magst nicht einmal eine Mühl' treiben und stiftest so viel Unfried' an. Ja freilich, dein Rauschen, das wird mich schrecken! Reiß weg den Streitwald, wenn du schon so stark bist. — Na, wer ist denn noch da!"

Ein Geräusch im Gestrüppe hatte er gehört. Er blickte um. — „Da hat man's. Nu sind die Jungen auch da. Was wollen denn die jetzt im Wald? Etwan die Mark verrücken, wie die Alten? Das muß ich schon wissen. — Aber jetzt im Weg aufstehen, Bettelmann, das mußt ihnen nicht."

Er duckte nieder, verkroch sich in's Gebüsch. —

Die beiden Kinder der feindlichen Höfe nahten.

„Geh, wo führst mich denn heut gar herum, Friedel!" sagte das Mädchen und wollte die eingehakelten Finger von denen des Burschen losmachen.

„Oho!" lächelte der Friedel „kommst mir nicht aus."

„Bei meiner Treu, pechfinster wird's schon."

„Allerweil kann's nicht licht bleiben," meinte der Bursche.

„Gruseln (grauen) thut's Einem."

„Halt Dich fest an, so!" er legte den Arm um ihre Hüfte und zog sie an sich und trug sie halb durch den Strupp.

„Gruseln, weil's der Streitwald ist," sagte sie stotternd, da ihre Stimme durch die Stöße seiner Schritte gequetscht wurde.

„Ja freilich," entgegnete er und setzte das Mädchen ab, „der Streitwald. Und just im Streitwald will ich heut' mit Dir beisammen sein. Wissen will ich's, ob ich nicht auch ein Recht hab' auf der Welt. — Schau her da!"

Er brach einen Zweig vom nächsten Baum und wand ihn zu einem Reifen; „gerade vom Streitwald brech' ich den Kranz und leg' ihn der Braut auf das Haupt, die ich mir hab' erwählt."

„Geh Du!" rief sie und riß das Tannenkränzlein von ihren Haaren, „das ist ein verhexter Wald, den verfluchen die Leut', von dem mag ich keinen Kranz."

„Laß ihn oben," sagte der Bursche, „wird eh nicht lang' liegen auf diesem Köpfel."

„Wer sagt Dir denn das?" fragte sie, blickte ihn aber dabei nicht an.

„Das laß' ich mir nicht sagen," versetzte er, „ein Dirndl muß der Mensch haben und

Wenn ich ka Dirndl hätt',
Das in mein' Herzel is,
Wär' ich schon lang a Lump,
Das weiß ich g'wiß.

Seit ich a Dirndl hab',
Bin ich a braver Bua,
Du hast mei Liab aufg'weckt
Du g'hörst mir zua."

„Du g'hörst mir zua!" sagte das Echo des Waldes.

„Schreist aber auch so!" verwies das Mädchen, „hast es gehört, wie es die Bäume gleich nachschwatzen? Morgen weiß es 'leicht der ganze Weiler, daß wir heut' da beisammen sind. Herr und Heiland, wenn's mein Vater wahrnimmt —!"

„Was Dein Vater?"

„Oder der Deinige?"

„Was der meinige?"

Sie schwieg. Er blickte finster drein.

„Kreuzsakra, wen geht's was an?" fuhr er drauf los. „Ich bin ein ausgewachsener Bursch! — Ist mein Vater schon damit einverstanden gewesen, daß ich jetzt auf der Welt bin, so wird er mir auch mein Anrecht lassen."

„Er ist halt für die Hauswirthschaft selber noch da," beschwichtigte sie.

„Das geht mich nichts an. Haus und Hof ist gut, wenn man's hat, aber verlangen kann man's nicht. Wenn ich aber ein Weib will haben — wem ist's nicht recht? — Ah, meinem Vater nicht? Scher' ich mich drum, daß ich der Lindenhofsohn bin? Gewiß nicht."

„Geh', gift' Dich nicht, Friedel," beruhigte die Flori, „mußt halt noch ein Eichtel warten. Schau, Andere sind auch ausgewachsen und haben kein Weib." Der Bursche sah sie groß an.

„So kannst Du reden?" sagte er dann gedehnt. „Ja ich hab' gemeint, es wär Dir nicht recht, daß wir's so thäten

machen wie die Andern. Ist ja gut, und mir kann's taugen. Letztlich braucht ja auch Keine was dagegen zu haben, sie weiß, wen sie hat, und kommt's drauf an, daß sie ihn will. Dumm genug ist's ja eingerichtet, daß man erst fragen soll, ob man das sein darf, als das man geschaffen ist. Ich bin dabei — wenn's Dir recht ist."

„Jetzt — was meinst denn?" fragte das Mädchen befangen.

„Daß wir uns jetzt auf der Stell' Ja sagen — — und das Ehepaar ist fertig und keinen Menschen geht's was an."

„Du, Friedl," entgegnete sie, „wenn Du so ein Heid' willst sein, so hast mich heut' das letzte Mal gesehen."

„Je!" rief er und erfaßte ihren Arm, weil sie davon wollte, „solche Heiden giebt's genug in der Gemein', und ihre Kinder schicken sie doch zur Tauf'!"

„Bist still!" rief sie und hielt ihm den Mund zu. „Im christlichen Ehestand oder gar nicht, daß Du's weißt."

„Ist recht, so laß' mich machen, was sein muß und red' nicht fort den Alten das Wort, wenn ich drauf hinaus will. Wenn sich der dalkertste Kohlenbrenner Eine kann aussuchen, möcht' wissen, warum just ich des Lindenhof Kettenhund sollt' sein. — Und Alles von wegen dem elendlichen Stückel Waldgrund da."

„Ich geb' Dir ja recht, Friedel, das muß anders werden. — Das Wasser nicht hüben und nicht drüben herab — sondern schnurgerad' in der Mitten! so wollt ich reden, thät ich der Roßdoctor sein!"

„Nein," sagte der Bursche, „so lang', als bis Du der Roßdoctor wirst, mag ich nicht warten."

„Du thust so verzagt und kannst noch Späße machen dabei. Mir ist eher um's Weinen."

„Aus Zorn meinst. Gescheiter, Ernst machen und den Alten fest zusetzen, fest!“ Er ballte die Fäuste und biß die Zähne ineinander, „fest! und nicht nachlassen!“

„O Gott, was hab' ich meinen Vater nicht schon gebeten,“ sagte das Mädchen, „seid der Gescheite, Vater, hab' ich gesagt, gebt nach in dem dummen Streit. — Laß' es drauf ankommen, hat er mir zur Antwort gegeben. Laßt es drauf ankommen, hab' ich gesagt, so kann's keinen guten Ausgang nehmen. Verspielt Ihr den Streitwald, so habt Ihr zum Verdruß noch die Schand' und den Spott, und gewinnt Ihr, so ist erst kein Glück an diesem Erdboden und der Donnersböckhof hat allweg einen Feind zum Nachbar, und was wär' das für ein Unfried' im Leben und Versterben! — Just für die Katz' hab' ich geredet. Und wie ich ihm noch sag', seine Starrköpfigkeit wär' eine Sünd' gegen Gott und gegen Weib und Kind, da hat er mich mit dem Stiefelknecht aus der Stuben gejagt.“

„So ein kreuzweis vernageltes Büffelvolk übereinand!“ fluchte der Bursche.

„Du, nicht! Ich bitt' Dich gar schön!“ fiel das Mädchen ein. „Schau, unsere Eltern sind's doch. Sie bedenken's halt nicht, aber sie verstreiten und verpeinigen ihr Leben zu Lieb ihren Kindern! — O Gott!“ sagte sie und hielt die Hände zusammen, „wenn ich nur recht brav und fromm thät sein, daß meine Fürsprach' was möcht' gelten beim lieben Herrgott im Himmel; beten wollt' ich Dir gleich Tag und Nacht, daß über unsere Vaterleut' endlich der heilige Geist thät kommen mit seiner Erleuchtung.“

„Und wenn der heilige Geist Sonne, Mond und Sterne mitbringt, so viel Licht giebt's nimmer, daß es hell kunnt werden in der ägyptischen Finsterniß von so einem alten Trotzkopf.“

Im Zorne zerriß der Friedel den grünen Kranz, den er eben für der Jungfrau Haupt gewunden hatte.

„Aber,“ flüsterte das Mädchen verzagt, „wenn kein Mittel ist, was heben wir dann an?“

„Wird uns nichts Anderes übrig bleiben, als was ich vorhin hab' gesagt,“ versetzte der Bursche. „Wird schon das recht' Mittel sein und sie thun uns zusammen, Flori, wirst es sehen, sie thun uns akrat zusammen!“

„Ja, wie denn nachher?“

Der Friedel ließ sich nieder auf einen Stein, that die Füße etwas weit auseinander, stützte die Ellbogen fest auf die Kniee und seine Backen auf die Fäuste und hub an:

„Den Gerstenbräu-Seppel, den kennst. Der hat's pfiffig angestellt. Schlagmeier's Lisbeth hätt' er gern g'habt. Ewig nit, Seppel, und ewig nit, hat der Schlagmeier g'sagt, meine Tochter wird fürnehme Rosenhofbäuerin. Der Rosenhofbauer ist krumm gewest und bucklig und g'schielt hat er g'rad wie eine Eul' in der Christnacht. Das ist kein Mann für Schlagmeier's Lisbeth; tod'sunglücklich hätt' er sie gemacht. — Tod'sunglücklich sollst mir nit werden, schön Lisbeth! sagt der Seppel, wir zwingen den Vater. Nein, was er auch geschrieen hat, der Seppel, hat Dir nichts ausgericht'. — — Bis Dir auf einmal ein Jüngerer schreit in der Lisbeth ihrem Stübel — der hat was ausgericht'. Heut' sind sie beieinander, der Sepp und die Lisbeth.“

Bei den letzten Worten hatte der Bursche seine Hand nach dem Arm des Mädchens ausgestreckt, daß sie doch auch niedersitzen sollte auf den Stein. Die Flori sagte: „Jetzt geh' ich!“ und riß sich von ihm los.

„So wart' noch ein Stückel!“ rief er, „ich bleib auch nicht da sitzen über Nacht; wir gehen nachher miteinand'; es geht gleich der Mond auf.“

„Ich find' schon auch im Finstern heim," versetzte sie; aber da hatte er sie schon und legte seinen Arm um ihren Nacken.

„Geh', schau," flüsterte er, „kennst das Gesangel:

D' Lieb is a Vögerl,
Nur im Frühjahr fliegt's her;
Thu's fangen, schau später,
Da kummt's nimmermehr."

„D'rauf kann ich Dir schon eine Antwort geben," sagte sie.

„Du, die Lieb is a Funkerl,
Entzünd't sich so gern;
Und wer damit spielt,
Kann ein Abbrandler werd'n."

„Kann ein Abbrandler werd'n!" bestätigte das Echo.

„Jesses und Herr!" hauchte das Mädchen, „wenn das jetzt der Widerhall ist gewesen, so laß ich mir auf der Stell' einen Fuß ausreißen."

„Gelt, und heiratest das lustige Bettelmandel, das um einen zu viel hat!" kicherte es aus dem Dickichte her. Es war die Stimme des Echo, die Stimme des Natz, und der alte Soldat mit der Krücke stand da.

Siebentes Capitel.

Er möcht' alle verliebten Leut' zusammenbringen.

Die jungen Leutchen erschraken baß.

„Kommt Euch ungelegen, der Natz?" fragte dieser.

„Verlegt sich der Natz auf das Ohrwaschelspitzen?" bemerkte der Friedel beißend.

„Das just nicht," antwortete der Alte gutmüthig, „wenn ich schon seit einer Weil' da im Strauch bin gelegen, und Ihr

geht her und sucht Euch einen Platz daneben — so kann ich nicht dafür. — Na, die Jungfrau braucht desweg' nicht so auf ihre Schuhspitzen zu gucken; weiß es lang' schon, daß sie von Kalbsleder sind. — Hab' auf Euch gar nicht gelost (gehorcht). Verliebter Leut' Reden und hungriger Raben Krähen kann ein ordentlicher Christenmensch nicht verstehen. — Ihr wißt, wie ich zu Euch steh'!"

„Schon mit Verlaub, Natz," fragte der Friedel, „was hast denn eigentlich gemacht drinnen im Strauch?"

„Daß es in diesem verklopften Schachen keine lustige Arbeit ist gewesen, das kannst Dir denken."

„Das kann ich mir nicht denken."

„Toll gegiftet hab' ich mich wieder. — Bin sonst ein guter Kerl, aber das sag' ich, wenn ich der Kaiser oder gar der Herrgott thät sein, gleich mit der Krück' wollt' ich herfallen über die Trotzköpf'!"

„Mein Eid, der Natz wär' schon gar arg," sagte die Flori.

„Na, halt ja," sagte der Alte und duckte sich nieder, „bin der kindische Natz, und Gott hat's recht gut gewußt, wesweg' er mich nicht hat zum Herrgott gemacht."

„Geh, der Herrgott wär' eh recht, aber die Leut' sind so viel schlecht," rief der Friedel, „ich halt' nichts mehr darauf."

„Dann und wann eine Ausnahm' wirst schon machen," blinzelte der Alte.

„Natz," sagte der Bursche, „ernster Weis', schau der Natz weiß, wie wir dran sind. Der Natz hat uns schon oftmalen gutding geholfen. Der Natz ist ein braver Mann, dem haben wir's vertraut; jetzt, leicht weiß er uns doch einen Rath!"

„Denk' der Natz nach!" setzte das Mädchen bei, „der Natz ist gescheit, der Natz ist schon recht herumgekommen in der

Welt, der Natz ist beim Kaiser gewesen und hat ihm kriegführen geholfen; der Natz wird doch einen Schick wissen, daß zwei Leut', die sich so viel gern haben, zum Heiraten kunnten kommen!"

Im Spaß war's gesprochen, im Ernst war's gemeint. An Strohhalme klammern sich Untergehende und an alte Invaliden unglücklich Liebende.

„Aber Natz, wenn Er das kunnt machen, ich wüßt' nicht, was ich ihm thät!"

„Ich wüßt's schon," sagt die Flori, „bei uns im Haus müßt er verbleiben, das allerschönst' und lichtest' Stübel thät ich ihm weisen und eine Liegerstatt, schneewerlweiß und federlweich, und auf dem Tisch Speckknödel, so groß, wie dem Natz sein Kopf, und ein schweinern' Bratel dazu und ein Glaserl daneben, und ein Branntweinlein drein, und ein Rauchtabakpfeiferl!"

Der Alte schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Wirst mir aufhören, Du Donnersmädel Du! Willst es leicht noch toll machen, das Bettelmandel! Weißt es recht gut, daß mir die Speckknödeln gleich anheben zu stechen in meine schwachen Augen. — Na, ist so weit recht. Nachstudiren thu ich einmal; aber, wenn er was zuweg bringt, der Natz, selb' sag ich, just der Knödeln wegen thut er's doch nicht. Mich thät's selber zu tausendmal gefreuen. — Und mich ziemt, es kunnt ein Schick sein. Vorhin, wie ich dort bin gelegen, hat das Wasser gar so wunderlich gewispelt (geflüstert), und mir hat närrisch geträumt: Noch eh' im Streitwald die Nadeln thäten abfallen, hätt's zwischen Lindenhof und Donnersböt keine Grenzen mehr. — Thät' Alles zusammenkommen — fein Alles zusammenkommen."

Dieser Rede freute sich die Flori unbändig.

„Jetzt!“ rief sie lustig, „jetzt nehm ich die Füß' über die Achsel und lauf' heim zu. Vergelt's Gott, Natz, und behüt' Dich Gott, Friedl, und jetzt will ich gleich in meinem Kammerl sein!“

„Flori! Aber Dirndl, ich geh' ja auch mit!“ rief der Friedel; „das ist Eine! jetzt laßt sie mich allein.“

Wie ein Reh lief sie davon.

Der aufgehende Mond guckte mit seinen glührothen Wangen zwischen die Waldstämme.

Als das Mädchen nicht mehr zu sehen und ihr Hinhüpfen über Gestein und Gestrüpp nicht mehr zu hören war, wendete der Friedel sich zum Alten und sagte: „Natz, Er hat Seiner Tag' viel die Welt angeschaut; leicht ist Ihm dann und wann Weibervolk über den Weg gesprungen; hat Er so Eine gesehen, wie Die da?“

Der Natz besann sich.

„Nein,“ versetzte er dann, „glaub' nicht. Dürft' keine gesehen haben. Hab' keine gesehen.“

„Und das ist mein Schatz!“ rief der Bursche und schlug sich die flache Hand auf die Brust.

„Es wär' mir eine rechte Passion,“ meinte der Alte heiter, „wenn ich Euch Zwei kunnt' zusammenbringen. Weißt, ich bin Dir so ein Saggra, ich möcht' alle verliebten Leut' auf der Welt zusammenheiraten und das tüchtig, aber schon tüchtig, sag' ich Dir!“

„Weil der Natz ein guter Lapp ist!“ rief der Bursche und schlug ihm das Lob auf die Achsel.

„Ja, meinst Du denn, ich thu's aus Gutheit?“ flüsterte der Alte und starrte dem Friedel scharf, aber dabei schalkhaft in's Gesicht. „Aus Boshaftigkeit — mußt Du wissen.“

„Das versteh' ich nicht."

„Will's schon glauben. Da müßtest erst meine Liebesgeschicht' hören, und die erzähl' ich Dir nicht."

„Warum?"

„Just nicht, und heut' schon gar nicht. Du Hitzkopf, thätest mir's noch heut' für übel halten, daß ich dazumal der Welt kein Loch geschlagen und mich hineingestürzt hätte. Hätten's vielleicht auch gern gesehen, die Leut', aber wer sich das selber läßt entgelten, was ihm Andere haben angethan, der ist sich der Feind und den Andern der Narr. Lustig worden bin ich, und damit hab' ich sie am meisten geärgert, und verliebte Leut' bring' ich seither zusammen, so viel ich mag."

„Nachher hätte der Natz uns heut' nicht dürfen auseinanderschrecken," brummte der Bursche.

„Ach so!" sagte der Alte und zog die beiden Worte ganz ungebührlich in die Länge. „Na, Du Lindenhof-Bub', da hast Du mich nicht verstanden."

„Was meint denn der Natz?"

„Hast mich recht gut verstanden."

„Aber der Natz mich nicht. Der Dirn wegen bin ich schon gewiß nicht da heraufgestiegen; die hab' ich zufällig beim Schafhaltthörl begegnet, und nachher sind wir freilich miteinander gegangen. Just daß ich früher noch meine Hack' hab' verstecken mögen, daß sie sie nicht hat gesehen. Weiß der Natz auch, wozu ich heute die Hack' brauch'?"

„Allwissend bin ich nicht," versetzte der Alte, „selben Fehler hat mein Vater schon gehabt."

„Morgen ist der erste Maitag. Da muß mir der Natz helfen. Ich will der Flori einen Maibaum setzen. — Ja, unten mitten im Donnersböckhof und g'rad vor ihrem Fenster."

„Schau Du!" rief der Alte.

„Einen Maibaum, thurmhoch und blüh'weiß, einen grünen Strauß auf dem Gipfel mit hellrothen Bändern, wie in der Rams noch kein Baum ist gestanden. Die Leut' sollen es wissen: es ist Einer in der Gemein', der das Dirndl in Farben weiß zu deuten. Der Maibaum muß sein so weiß, wie ihre Seel', so grün, wie ihr Leben. so roth —"

„Wie ihre Lieb'! — Wohl, wohl, hab' den Spruch auch einmal gewußt. — Thu's aber nicht, Friedel!"

„Möcht' wissen, warum nicht?"

„'s kunnt 'leicht keinen guten Ausgang nehmen."

„Auch recht," sagte der Bursche trotzig. „Der Natz hat keine Schneid', so geh' ich allein."

„Friedel!" rief der Alte wie drohend, „so eine Red' schaut man gut an, ehvor man sie ausgiebt. Mitgeh' ich schon, nur daß ich keine Schuld will haben." Und vertraulich setzte er bei: „Leicht weiß der alte Natz ein Stammel, nisten Zeiserln (Zeisige) im Wipfel, hüpft ein Eichkatzel drüber — ist recht für die Flori."

„Und vom Streitwald muß er sein, der Baum — justament vom Streitwald!"

Der Natz hob seinen Finger: „Guck, dort oben steht er."

In Gier und Ingrimm faßte der Friedel seine Axt: „Himmelherrgott, jetzt wird mir warm, jetzt geht's an den Streitwald!"

Ueber dem Weißthor stand ein Dunstballen. In demselben zuckte Wetterleuchten.

„Schau Du," sagte der Natz, „morgen giebt's einen heißen Tag, der heilige Petrus thut schon feuerschlagen."

Dann verschwanden die beiden Männer im Dunkel des Waldes. Eine Weile später — und es dröhnte der Boden.

Der Baum war gefallen.

Achtes Capitel.

Wie geht's der Traudel?

Wie es der Traudel geht auf dem neuen Platz? Dank der Nachfrag', die hat sich nicht zu beklagen und ihre Dienstherrnleute auch nicht. Auf dem Lindenhof ist noch selten Eine so frei und munter herumgehüpft, als wie das Mägdlein aus dem Rainhäusel. Die Hemdärmeln hatte sie stets weit hinter die Ellbogen zurückgeschlagen und das Röcklein trug sie nicht zu lang. — Vom frühen Morgen bis in den späten Abend frisch herumhantiren, das war ihre Freude.

Die Dienstgenossen hatten sie auch alle gern.

Gleich am ersten Abend, wie sie durch den Hof eilte, um alle Gelasse kennen zu lernen, in denen sie je zu thun haben würde, hatten sich die Knechte vor der Feldkammerthür aufgestellt und sagten dann, jeder in seiner Tonart:

„Geh' Dirndl, weis' mir ein Grüßdichgott oder ein Patschhandel; von Dir ist mir Alles recht. Wir müssen ja bekannt werden und wollen uns leicht miteinander vergleichen (vertragen)."

„Laßt mich weiter, Ihr Hasenschrecker!" rief die Traudel.

„Nennst mich schon, wie der Will, mit Dir möcht' ich halsen!" that sich der kropfige Sepp hervor.

„Ich mit Dir nicht; ich hab' nicht so lange Arm'," gab sie zurück.

Ein schallendes Gelächter, und der Sepp selber lachte: „Besser ein Kropf, wie ein Loch. Brauch' ich und mein Weib sonst keinen Hauptpolster nicht."

„Hörst, Dirndl," sagte der Ferdinand mit den herausstehenden Vorderzähnen, „um's Halsen ist mir nicht, aber auf's Busserlgeben thät ich was halten."

„Du Kripszahniger (Querzähniger) Du! geh' lieber in den Wald und schnapp' Eicheln auf!"

Der Knecht wußte nichts zu sagen als: „Eicheln kannst auch haben, wenn's Deine Passion ist."

„Die kecken Buben da laß' stehen, mit mir gehst," sagte der Weidknecht, der Lipp, und legte sachte seinen Arm über die Schultern des Mädchens.

„Ei, gieb Fried'!" rief die Traudel und versetzte dem Weidknecht einen Rippenstoß. Dann eilte sie trillernd davon.

So keck ging es gleich am ersten Abend zu. Die Knechte lachten bis auf den Weidknecht, den Lipp. Dieser blickte der Traudel verdrießlich nach.

Und gar recht lang' stand er auf dem Fleck und brummte: „Was hat sie mich denn in die Seiten zu stoßen? Just mich?"

„Ist Dir ganz recht geschehen," sagte der Lindenhofer, der es von der Wagenschupfe aus gesehen hatte, „was willst Dich auch gleich hinaufhängen an die laubfrische Dirn. Sollst gescheiter sein. Weißt es, daß ich das verdammte Herumgailen nicht leiden mag."

„Mach' die Andern aus, Bauer," entgegnete der Lipp trocken, „sind auch nicht weit weg."

„Ich denk', daß ich mit Dir den Anfang machen darf. Ich leid' kein Luderleben in meinem Haus."

Da war der Knecht schon in dem Maße erbittert, daß ihm hundert spitze Worte auf die Zunge kamen, und er vergaß, die beiden Hände fest auf den Mund zu halten.

„Ich denk', Bauer," sagte er, „wenn man seine Arbeitssach' verrichtet, wie sich's gehört, so kannst das Weitere dem Pfarrer überlassen. Oder ist Dir etwa meine arme Seel' auf's Gewissen gebunden? — Thätst mich wohl erbarmen, wenn Du auch noch fremde Sünden tragen müßtest."

„Jetzt muß ich schon fragen, wie Du das meinst, Lipp,“ versetzte der Bauer und trat einige Schritte näher zum Weidknecht hin.

„Na, wenn Du glaubst, es ist gescheiter, man verfeindet sich mit den Leuten und möcht' den leidigen Teufel über sie hetzen, zum Aerger der ganzen Gemein', als wenn man Eine gern hätt' und die Hand um den Hals legen wollt' — so ist das Deine Sach', Bauer. Mir kann's recht sein.“

Ohne ein Wort zu erwidern, ging der Lindenhofbauer davon.

Nach dem Abendessen, bei welchem der Bauer nicht zugegen war, wurde der Lipp in das Stübel gerufen.

Der Bauer saß am Tisch und hielt seine linke Hand auf eine Geldnote, die auf der Platte lag.

Als die Thür zugelehnt war und der Weidknecht mit etwas trotziger Miene vor ihm stand, sagte der Lindenhofer mit ganz mäßiger Stimme: „Lipp, bei Dir ist das Jahr aus. Weswegen, das weißt. Na, na, will nichts mehr hören. Da ist Dein Geld auf drei Monat' und vierzehn Tage, seit Neujahr.“

Er schleifte mit der Hand die Banknoten über den Tisch hin bis an den Rand, vor dem der Knecht stand. Dieser nahm das Papier lässig auf und murmelte: „Schön Dank!“ und ging davon.

Er ging über den Graben schnurgerade dem Donnersbökhofe zu und lachte sich in die Faust.

Schon lange hätte er beim Donnersbök dienen mögen, da gab's fettere Kost, aber keine schwerere Arbeit. Des Morgens lagen sie auf dem Donnersbökhofe Winter und Sommer um eine halbe Stunde länger im Bett als im Lindenhofe. Zu der Mahdzeit gab's beim Donnersbök als Frühstück Heidensterz;

beim Lindenhofer war dieser Brauch schon abgekommen. Mit einem Worte: drüben war ein besserer Dienstort, als hüben.

Der Donnersbökhofer hätte den fleißigen Lipp eigentlich auch schon lange haben mögen, aber vom Lindenhof herüber, wo der Lipp schon seit fünf Jahren gedient hatte, nahm er Keinen. Außer, es wurde in dem einen Hofe im Laufe der Dienstzeit aus irgend welchem Grunde Eins entlassen oder verjagt, das nahm sofort dem Nachbar zum Trotz der andere.

Darum war dem Donnersbök nun der Lipp willkommen. —

Der neuen Dienstdirn wegen ist's hergegangen! Das vergaß der Lipp aber doch nicht. Der muß er's schon einmal eintränken.

Als die Traudel erfuhr, was sie gleich bei ihrem Dienstantritte im Hofe verursacht hatte, sagte sie: „Ist schon recht, wenn er meinetwegen gegangen ist, so hätten wir uns zusammen im Haus auch nicht vertragen. Wenn er sich nichts gefallen läßt, so hat er Recht; ich laß mir auch nichts gefallen."

Da kam ihr der Feldbub' handsamer vor; mit dem war's leicht auszukommen.

Schon am zweiten Tage, da die Traudel auf dem Hofe war und zur frühen Feierabendstunde in der Feldkammer noch Geschäfte hatte, saß auf der untersten Stufe der Stiege, welche zur Kammer emporführte, der Feldbub.

Als das Mädchen nahte, sagte er: „Dirndl, geh', setz' Dich einmal zu mir."

„Die Stiegen ist viel zu schmal," antwortete sie, „zwei nebeneinander hätten keinen Platz."

„So komm und setz' Dich um ein Stafel (eine Stufe) höher."

„Das kann ich schon thun," sagte die Traudel. War ja ein sauberer Bursch', der Hans, und der geschlachteste von Allen.

Als die Traudel auf der zweiten Stufe saß, sagte sie, er — der Hans, solle herhalten, sie wolle ihm das Halstuch feiner binden.

„Kannst nicht so weit herunterlangen," versetzte der Bursche, und stieg von der ersten auf die dritte Stufe.

Kaum jedoch waren in solcher Stellung einige Worte gewechselt, so fragte das Mädchen: „Hans, was gehen Dich denn meine Haarzöpf' an? Wenn Du sie allerweil so um die Finger wickeln willst, so muß ich mich höher setzen."

„Hast recht, setz' Dich höher."

Und sie stieg von der zweiten auf die vierte Stufe.

Stand nicht lange an, so bemerkte der Hans: „Ein solches Pfötlein möcht' ich haben!" und streichelte die Barfüße der Traudel.

„Du!" sagte diese, „will Dir schon helfen;" und kitzelte ihn mit den Zehen an der Seite, wo die meisten Leute ein heikel Fleckelchen haben.

Der Hans lachte und wand sich und stieg von der dritten auf die fünfte Stufe.

„Jetzt zahl' ich Dir's ab!" lispelte er, und tupfte ihre Seiten mit seinen Schuhspitzen.

„Gieb Ruh!" gebot sie, „das mag ich nicht."

„So setz' Dich um ein Stafel höher!" rieth ihr der Bursche.

Es war eine gewagte Sach', von der vierten Stufe hin über den Hans auf die sechste zu klettern. Aber die Traudel führte sie mit großer Feinheit aus.

Bei dem nächsten Anlaß — es war der Zugluft wegen, die durch ein Wandloch pfiff — stieg der Feldbub von der fünften auf die siebente Stufe. Dort war er aber so übermüthig, daß er seinen Fuß gegen die sechste stemmte, so daß

diese schier aus ihrem Geleise kam und das Mädchen in augenscheinlicher Gefahr sich bemüssigt sah, bis auf die achte emporzuklettern.

Die achte Stufe war die letzte, die Traudel saß auf dem dunkelnden Heuboden.

Jetzt endlich und hier war Raum, sich bequem zu machen und über die Feldarbeiten auf dem Lindenhofe zu sprechen, in welchen der Feldbub die neue Magd unterweisen wollte. Jedoch — entweder, der Hans war der Ansicht, daß theoretischer Unterricht ohne praktische Beispiele wenig fruchte, oder er hielt die Tageszeit schon für zu vorgeschritten, um noch einmal mit dem Geschäftlichen zu beginnen — sie saßen eine Weile völlig zwecklos auf dem Heuboden. Der Bursche zog die feinsten Hälmchen hervor, an denen zarte Rispen standen, und strinzelte damit an den Wangen, am Nacken und Halse der Traudel herum, auch mitunter ein wenig in die Falten ihres Busentuches hinein, und sagte kein Wort dabei.

Ihr fiel ebenfalls gerade nichts ein. — Plötzlich rief sie mit heller Stimme: „Du Grasel, Du wilder, ist das eine Manier!" Gleichzeitig klatschte etwas, als wie wenn Hand und Backen sich fänden und das Mädchen eilte die Stiege hinab in's Freie.

Neuntes Capitel.

Sie mögen sich halt nicht leiden.

Das war am Samstag-Abend gewesen, und solche Abende sind in der Bauernschaft immer verhängnißvoll. — Am andern Morgen zog die Traudel wohl sorgsam die schneeweißen Wollenstrümpfe an; die Glieder wollen sich runden für und für — da hatte das Mädchen Mühe und dachte an

eine Gesellin, die ihr helfe. Dann kamen die schwarzgefetteten Kuhlederschuhe dran, dann der blaubedruckte Leinwandrock mit Zugehör und der knappe Spenser und das hellrothe Halstuch und das schwarze Filzhütlein mit dem Rosmarinstamm. — Wisset Ihr, was beim Dorfmädchen der Rosmarinstamm bedeutet? — Der Hans gestern, der hat ihn haben wollen.

Und drauf ging's der Kirche zu. Der Sepp und der Ferdinand und der Michel, Alle fein im Sonntagsstaat, gingen mit ihr und thaten ähnliche Reden wie vor zwei Tagen und die Traudel trumpfte sie ähnlich ab. Der Hans war auch mit, der war eigentlich der sittsamste und hielt sich stets in einiger Entfernung, so daß einer der andern Knechte sagte: „Du, Hans, das ist die Felddirn; und Du, Traudel, das ist der Feldbub!"

„O, bedank' mich," entgegnete das Mädchen, „wir kennen uns schon."

Auch der Lipp, der heute schon des Donnersbök Knecht war, gesellte sich auf dem Kirchweg wieder zu den alten Kameraden, aber das Mädchen blickte er nicht ein einzigmal an, just, als wenn es gar nicht da wäre.

Was frag' denn ich danach, ob mich Der anschaut oder nicht! dachte die Traudel, das ist mir just Alles eins. Was kann ich dafür, daß er meinetweg mit dem Bauer übereinandergekommen ist? Mit Willen thu' ich keinem Menschen was an. —

Als nach dem Gottesdienste die Leute aus der Kirche drängten, tauchte der Lipp seine Finger in den Weihwasserkessel, besprengte zuerst sich und that auch über die Anderen hin, die das Becken nicht erreichen konnten, einen „Spritzer". Ein Tropfen davon traf zufällig die Stirn der Traudel.

„Vergelt's Gott!" sagten Alle, und das Mädchen dachte: Christlich ist er, daß er auch den Andern einen Weihbrunn' giebt. Mich hat er gewiß nicht gemeint. Ist mir auch ganz gleichgiltig, und 'leicht wär' ich auf seinen Spritzer nicht angestanden. Ich schau' mir schon selber um meinen Theil. —

Und sie drängte sich zum Becken, besprengte, bekreuzte sich: Im Namen Gottes Vater und des Sohnes, und desweg brauchet er nicht so auf die andere Seite hinüberzutauchen, thät ihn nicht beißen.

Etliche Tage nachher hatte die Traudel einen Gang zum Thierarzt. Sie that den Gang der Kuhmagd zulieb, welche kein Jöppel hatte, wie es die Weiber just trugen und daher lieber daheim für die Weiddirn das Geschäft verrichtete, als in einem Spenser, der rückwärts keine Schoßfalten hatte, auf die Straße zu gehen. Die Troudel ging zwar auch nicht auf die Straße, sie meinte, der Weg über die Felder müsse kürzer sein und jetzt im April könne man noch nichts verderben.

Nicht einmal dem Donnersbökgrund wich sie aus und das war doch unbedacht.

Da kam sie auch auf ein Feld, auf welchem des Donnersbök Weidknecht an einem beschädigten Pflug, der noch in der Erde stak, herumarbeitete. Er steckte eben jetzt die Räder an.

Das ist dumm, daß ich gerade zu Dem kommen muß, dachte die Weiddirn vom Lindenhofe; ich red' ihn nicht an, ich schleich' vorbei. —

Er blickte auf und sah sie. Jetzt konnte sie doch nicht vorbeischleichen, sonst kunnt er just meinen, sie wollt' sich was einbilden und sie thät' gegen ihn anders sein, als gegen Andere. Er ist aber gerade so, wie Andere — gerade so und nicht um ein Stückel mehr.

Sie ging hin und riß den Burschen am Tabaksbeutel, der rückwärts am Gürtel hing: „Na, Lipp, sei nicht gar so fleißig!"

„Eh nit," antwortete der Angesprochene und ohne aufzublicken arbeitete er weiter.

Sie stand und wußte nicht, was anfangen. So fortgehen konnte sie jetzt nicht, es mußte noch etwas gesagt werden.

„Bist leicht harb (böse) auf mich?" fragte sie.

„Ah na," war die Antwort, und der Nagel vor's Rad gesteckt.

„So red' was, ich mag das Mocken (Trotzen) nicht leiden."

„Bin für Deine Dummheiten nicht aufgelegt," sagte er.

„Ist schon recht. Dummheiten sind's, wenn Eins mit Dir verträglich sein will. Ist schon recht; kann ich mich danach richten. Behüt' Dich Gott, Du Bärenbeißer!" Damit zupfte sie wieder seine Tabaksblase.

„Eh, gieb Fried!" brummte der Lipp, und gab der Traudel mit dem Ellbogen einen Stoß in's Knie.

Drauf sagte das Mädchen kein Wort mehr und ging davon. Jetzt wußte sie's, ihm war der Rippenstoß noch im Blut gesteckt, den sie ihm vorig Woche versetzt hatte. Nun ja, wenn er keinen Spaß versteht! . . . Akrat hat er ihr den Stoß wieder zurückgegeben. — Warum muß sie auch mit ihm anfangen auf der freien Weid? Den Kopf könnte sie sich wegreißen, daß sie ihn red'anlassen hat. Muß er jetzt gerade meinen, ihr wär' was an ihm gelegen. Gewiß nicht, an dem schon gewiß nicht. —

Des Weiteren ging es ihr nicht schlecht, der Traudel, auf dem Lindenhof. An den alten Ratz hielt sie sich. Der Bauer kam ihr aber so herb und der „Haussohn", der Friedel, so stolz und dabei so verzagt vor. — Sie sollt' sich daraus

nichts machen, sagte ihr der Natz einmal, die Zwei hätten schwerer zu tragen, als man möcht' glauben.

Am meisten verdroß die Weiddirn, daß sie nach der Tagesmüh' auch noch in die späte Nacht hinein nicht Ruh' hatte. Allfort standen nämlich vor ihrer Kammer etliche Bursche und steckten ihr Lebkuchen zum Fensterchen hinein. Auf dem Lebkuchen waren zwar allerlei so Sprüchlein, die sie einestheils freuten; die löste sie herab und hob sie auf, die Kuchen aß sie stillvergnügt und die Jungen ließ sie draußen stehen.

Der Hans, der Feldbub, war einstweilen nicht dabei, er schloß bei sich: Wüßt' nicht, was ihr an mir nicht recht sein möcht'; möglich, daß ich zu wenig Bart hab'. — Und er ließ auf seinem Gesichte die Haare wachsen.

Wieder ein Anderer rasirte sich jeglichen Flaum weg: sie würde doch die Jungen lieber haben als die Alten.

Wie die Traudel schon barfuß ging, so geschah es gleich in der zweiten Woche ihres Dienstes, daß sie sich draußen auf dem Rain beim Erlstaudenhacken einen Holzsplitter in den Fuß trat. Es war ein klein Ding, saß aber so, daß es das Mädchen selbst nicht herauszuziehen vermochte. Jetzt eilten die Knechte und boten ihre Dienste an. Die Traudel saß auf dem Rasen; der Ferdinand kniete vor ihr, hielt den Fuß in den Händen, guckte nach dem Splitter und hub an zu schäkern, als wäre ihm der Saum des blauen Kittelchens im Wege.

Da war plötzlich der Lipp zur Stelle. Er hatte gerade hinter dem Grenzrain gearbeitet.

„Wenn sie sich was in den Fuß hat getreten," sagte er, „so ist das gar kein Spaß; es kann ein Uebel draus werden. Hast ihn noch nicht, den Splitter, Ferdinand, so laß mich hinzu."

Kein Wort weiter. Mit der Spitze seines Taschenveitels und seines Fingernagels bildete er ein Zänglein, und in zwei Augenblicken war das Spießchen aus dem Fleische gezogen.

Sie sagte: „Dank Dir Gott!" und er sagte: „Ist gern geschehen!" Dann ging er wieder über die Grenze.

Zehntes Capitel.

Sie hat keine Ruh' bei der Nacht.

In der Nacht zum ersten Maitag ging gar viel vor auf den beiden feindlichen Höfen.

Die Traudel im Kämmerlein hatte sich bereits ihrem Schutzengel empfohlen und wollte einschlafen. Da klopfte es am Fensterchen.

„Ist schon wieder so ein Unfried draußen?" rief sie.

„Pst!" machte es vor dem Fenster und ein Menschenkopf kam zum Vorschein. „Troudel, ich — der Hans — bin's. Hab' mir nicht anders zu helfen gewußt; ich halt's nimmer aus, und Du mußt mich gern haben."

„Wenn Du's bist, Hans," entgegnete sie, „nachher ist's schon recht. Du kriegst leicht Eine."

„Du herzlieb' Dirndl!"

„Bist der Schönste in der ganzen Gemein," flüsterte sie, „so viel freundschaftlich und unterhaltsam und nicht ein bissel übermüthig. Du stehst auf mich nicht an, Du kriegst Andere auch."

So arg abgetrumpft.

„Just Dich möcht' ich haben," sagte er kleinlaut, „Traudel, was hast denn gegen mich?"

„Wüßt' nicht, was Eins gegen Dich haben kunnt'. Dir ist ja Keine feind; weiß doch Jede, daß Du sie gern hast."

Als er auf diese Worte eine Weile geschwiegen und überlegt hatte, was er entgegnen sollte, sagte er: „Dirndl, ich rath' Dir, verpaß' Dich nicht."

„Bedank' mich für den Rath."

„Also — willst mich hineinlassen oder nicht?"

„Geh' zu der Stalldirn, die hat alleweil offen."

Der Hans brummte noch etwas und schlich davon.

Stand aber nicht lange an, so klopfte es wieder. Zornig fuhr die Traudel auf und blickte durch das Fenster. Und da sah sie, wer draußen war; der Mond schien ihn an — den Lipp vom Donnersbökhofe.

„Jesses, was steigst denn Du heut' noch herum?" flüsterte sie, und das Fensterglas war schon weggeschoben.

„Möcht' was reden mit Dir," sagte der Lipp.

„Und deswegen stehst nächtiger Weil' vom Bett auf und bringst mich um den Schlaf?"

„Daß unsereiner des Tags nicht auf den Lindenhof geht, das kannst Dir wohl denken."

„Die Ausred' ist nicht schlecht," entgegnete sie, „nu, so red' halt jetzt."

„Ich möcht' Dich nur einmal fragen, Traudel," sagte der Lipp „warum Du ihn just mir hast geben, den Puff?"

„Was für einen Puff?" fragte sie. „Wenn Du einer so Dummen, wie ich bin, was sagen willst, so mußt' schon deutlich reden."

Sie fühlte, das Wort war ihr gut gerathen, jetzt hatte sie ihm auch jenen Ausdruck auf dem Felde von „ihren Dummheiten" heimgezahlt.

„Für jeden Andern," fuhr er fort, „der's vielleicht nicht so aufrichtig gemeint, hast eine lustige Red' gehabt, für mich den Rippenstoß. Daß ich Deinetweg' mit dem Bauer auf

übereds (in Zwist) bin gekommen, dasselb' macht mir gar nichts; aber Dein Stoß, der thut mir heut' noch weh."

„Ja —" fragte das Mädchen beklommen, „liegt Dir was an mir?"

„Ich denk' wohl," war die trockene Antwort.

„Aber den Stoß hast mir ja lang' schon wieder zurückgegeben."

„Hast es gemerkt?"

„Freilich."

„Und hat er Dir weh gethan?"

„Taugen wird Einem so was nicht."

Der Lipp schwieg ein wenig; sie zog die Bettdecke näher an den Hals.

„Im Donnersböklhof geht's heut' zu," sagte der Knecht.

„Jetzt? in der Nacht, jetzt? Ja, was geschieht denn?"

„Der Haustochter setzen sie einen Maibaum. Ein paar Mannerleut' arbeiten dabei; thun rechtschaffen heimlich, möcht' aber schier errathen, wie sie heißen. Geht mich weiter nichts an — hab' mir nur gedacht, ich möcht' auch Einer den Maibaum setzen, und — und so, Traudel, bin ich her zu Dir."

„Wenn's ehrlich vermeint wär . . .?"

Das Fenster wurde nun freilich zu enge, für das, was hinein und hinaus sollte.

„Geh' her!" flüsterte sie und streckte den Arm aus, „Deinen Kopf will ich haben, der Bitling (Rumpf) soll nur draußen bleiben."

Der Kopf — jener Kopf mit der langen Nase und mit den so viel eng beisammenstehenden Augen — der war jetzt bei ihr und sie halste ihn und küßte ihn.

Er wischte sich den Mund und sagte: „Du bist gar eine Brennheiße!"

„Vor Dir schäm' ich mich jetzt nicht mehr," sagte sie, „aber Ihr Manner wißt einen Pappenstiel, wie's einem Mädel kann gehen."

„Wegen was?"

„Das Gernhaben ist uns angeboren, aber zeigen sollen wir's nicht, sonst sind wir gleich die Schlechten. Schon lang' hätt' ich einen Buben mögen haben, aber hüten muß man sich, bis der rechte kommt. Und kommt er, den man möcht', so muß man erst warten, bis er selber anhebt. Und hebt er nicht an, so muß man sich zwiefach hüten und den Trutz vorspannen und darf nicht mucksen, wenn's Herz auch schreit. Gott im Himmel hört's, aber nicht die Leut'! — Du hast mich gefragt. Ja, Lipp, ja. Und gleichwohl ich eine kecke Dirn bin gewesen, so kann ich Dir's mit Freuden bekennen, für Dich hab' ich mich in Ehren bewahrt."

„Wenn ich nur wüßt," lispelte der Lipp in ihre Wange hinein, „wesweg Du dazumal just mir den Puff hast gegeben?"

„Ja, wenn ich das selber thät' wissen! Leicht, weil's mich just von Dir verdrossen, daß Du, wie die Andern, mit jeder fremden Dirn gut Freund willst sein. Probir's jetzt mit mir, ob Du denn wieder einen Rippenstoß davonträgst!"

Er stellte sie auf eine harte Probe. Die Traudel hat sie bestanden.

Elftes Capitel.

Gott hüte uns vor solchen Maien!

Maimorgen!

Damit ist Alles gesagt, was außen lebt und webt. Wir wollen noch sehen, wie es innen in der Stube steht. In der Stube beim Lindenhof.

Je lichter das Freie, desto dunkler die Hütte. Der Lindenhofer sitzt am alten Eichentisch, brütet über Papiere und murmelt:

„Das Wasser ist die Grenzmark, so steht's in dem G'schrift. Und es wird nicht anders. Die G'schicht wird mir zu langweilig. Der Rappelschmied bringt nichts weiter. Muß mich nach einem Doctor umschauen, der's versteht. Die Teufelei kostet Geld. — Dem da drüben auch." Er schlug die Hand auf den Tisch: „Lassen es drauf ankommen, wer's länger treibt."

Da fliegt die Thür auf und so stark, daß die Klinke hart in die Wand hineinschlägt.

Die Lindenhofbäuerin eilte herein und hatte eine Weiberschürze in der Hand, und daran hing ein ganzes Mädel, das sich zerren ließ und fortweg versicherte, sie habe keine Zeit, sie müsse Kraut schneiden.

Aber die Bäuerin achtete nicht darauf. „Geh' nur her, Traudel, geh' nur schön her," sagte sie in katzenhaft freundlicher Weise und suchte die Wuth zu verbeißen.

„Und wenn's sein muß," rief das Mädchen, „so lass' ich mich nicht treiben wie ein Kalb, so geh' ich selber."

„Geh' nur her, Traudel, der Bauer will was reden mit Dir."

„Was denn?" fragte der Lindenhofer.

„Da, schau her," ächzte die Bäuerin wie unter der Last einer fremden Schuld; es war aber ihre eigene Dickleibigkeit, die ihr so viel zu tragen gab, „eine saubere Dirn bring' ich Dir da. Na, Traudel, bist ja die Sittsame, Du? Hörst keine Engel singen im Himmel? — Du Besen, Du abscheulicher! Sein Lebtag kunnt's Eins nicht glauben, was in so Einer stecken kann! Grundverdorben durch und durch, bis mitten in die Seel' hinein."

„Was hat sich denn zugetragen?" fragte der Bauer und stand auf.

„Was sich zugetragen hat? Ein Tabaksbeutel ist gefunden worden heut' Früh vor ihrem Fenster."

„Ich hab' keinen verloren," war sein Gegenwort, und man merkte, daß er die Gedanken wo anders habe.

„Dem Donnersböck-Weidknecht, dem Lipp sein Tabaksbeutel!"

Da horchte der Bauer auf.

„Dirn," sagte er ruhig, aber finster, „sollte das wahr sein?"

„Seine Tabaksblader" (Blase), stotterte die Traudel, „kunnt nichts sagen. Vorbeigegangen mag er schon sein — in der Nacht — der Lipp —"

„Dirn, wir sind fertig," rief der Bauer. „Bist noch nicht lang' auf dem Hof; thut mir Deiner Mutter wegen leid; aber das weißt recht gut, daß ich in meinem Haus keine Bandeleien (Liebeleien) leiden mag. Und mit den Donnersböck-Leuten schon gar keine! Von meinen Leuten verlang' ich, daß sie mit mir halten und nicht mit dem Gesindel da drüben."

„Gar nicht, gar nicht, Bauer, daß ich's mit dem Donnersböck halt'," vertheidigte sich die Traudel, „'s ist nur wegen — weil halt — jetzt, sein thut's so — gar nicht, daß — der Lipp, der Weidbub —"

Der Großbauer machte einen Deuter mit der Hand und sagte: „Das hilft Dir nichts. Du packst Deine Sach' zusamm'. Ist mir lieb, wenn Du's gleich thust, jetzt gleich." —

Das war der armen Dirne Maimorgen.

Ohne noch ein Wörtchen zu sagen, wollte sie davonschleichen. An der Thür traf sie mit einem jungen Mann zusammen, der sie in seinem raschen Gange nun mit beiden

Händen auffing. Der Friedel war's, er hatte den ganzen Auftritt mit angesehen und wußte, wem hier Unrecht geschah.

„So eilig wird's wohl nicht sein müssen," sagte er zum Mädchen, „möcht' wissen, wer eine fleißige Dirn gleich so davonjagen kann!"

Auf diese Worte seines Sohnes richtete sich der Lindenhofer schier höher empor, als sonst sein Maß war: „Wer ist denn das mit der vornehmen Red'?"

„Das ist der Lindenhofsohn," sagte der Friedel.

„Was soll das heißen, Bub'!" rief der Bauer, und sein Antlitz wurde glühroth.

„Aber na," jammerte die Traudel dazwischen, „ich nicht, ich will keinen Unfrieden stiften, da geh' ich lieber so weit mich meine Füß' tragen."

„Sei Du jetzt still!" schrie der Bauer, und höhnisch: „Was der Herr Lindenhofsohn befiehlt, will ich wissen!"

„O," entgegnete der Bursche, „ich bilde mir gar nichts ein auf den Lindenhofsohn. Kenne den schuldigen Respect, aber das muß ich sagen: Wär' ich ein armes Häuslerkind, wie das Mädel, mir ging's besser. Besser als auf dem Lindenhof, mitten in Gift und Gall' und Feindseligkeit. Wohin man sich mag wenden, nichts als Murren und Fluchen. Schon singen es die Spatzen auf dem Dach, daß der Nachbar sollt' verdammt sein, und gar die Schulkinder heißen uns die Streithammelbauern. Im Nachbarshof geht's nicht besser, dort sind wir dieselben, auf die der leidige Teufel wird gehetzt. — Mich gefreut's nimmer. Wenn ich mein Tagwerk thu' und dann zur Abendstund' die Rast will suchen, und wenn ich am Sonntagsmorgen zur Kirch' will gehen: überall hör' ich des Donnersbök Vermaledeit! Die ganz' Luft ist voll davon. Und da hebt mir an zu grauen vor dem Altar, und

geh' ich über den Kirchhof, so brennt's gluthheiß in den Sohlen, und wo die Leut' beisammen sind in der Lustbarkeit, da gehör' ich nicht dazu. Ich bin eines Menschen Feind, bin der Flucher und der Verfluchte. Die Fröhlichen und Friedsamen schließen mich aus — und das, Vater, ist meine Jugendzeit!"

Die Worte waren in großer Aufregung gesprochen; der junge Mann verbarg sein Gesicht in den Händen, und die Hände krampften sich zur Faust.

„Bin ich Schuld?" sagte der Lindenhofer mit dumpfer unsicherer Stimme. „Studir' ich nicht auf alle Mittel und Weis', daß der Proceß aus wird? — Soll ich ihn leichtsinnig hinscherzen, den Waldgrund? Möcht' hören, was das seiner Tage ein Geschrei thät sein unter den Kindern: den schönen prächtigen Wald hat er verspielt — der Lump! — Was verstehst denn heut' Du davon! Was meine Sach' ist, so will ich Dir nur sagen: ich bin lieber über dem grünen Rasen verflucht, als unter demselben. Und Dir, Friedel, sag' ich so viel, ist Dir die Jugendzeit daheim im Vaterhaus nicht recht, so such' Dir sie wo anders."

Der Sohn lachte auf.

„Wenn Ihr die Leute gleich so nacheinander hinauswerft, so wird der Lindenhof bald leer sein, — heißt das, der Rappelschmied wird dableiben."

„Nu, so wird er dableiben. Wen geht das was an?"

„O, mich geht das nichts an, schon gar nichts. Ich geh' meines Wegs, den Jeder geht, der vom Lindenhof ausgewiesen wird — zum Donnersböckhof hinüber."

Der Bauer zuckte zusammen. Der Auftritt wurde durch ein altes, buckliges Weib unterbrochen, das in die Stube torkelte. Das hatte in einer der welken Hände einen groß-

mächtigen, mit Ungeschmack gebundenen Blumenstrauß, in der andern, um die dürren Finger gewickelt, eine Betschnur.

„Schön gueten Morgen, schön gueten Mai allmiteinand und viel Glück und G'sund!" keifte sie.

„Geh' mir weg, Du Hex'!" rief der Lindenhofbauer in seinem Unmuthe. „Thust mir's zu Fleiß, daß Du mir am heutigen Morgen unter die Augen trittst?"

Am ersten Mai ein altes Weib bedeutet eben nichts Gutes.

Die Alte kehrte sich aber nicht viel um den Bauer, um so aufdringlicher hielt sie der Bäuerin den Strauß vor die Nase.

„Ein Maibuschen! Thät ihn demüthig verehren, sein kräftige Wurzeln und Kräuter dabei. Ein Seesaamstammel auch, daß kein böser Feind mag durch's Schlüsselloch kriechen."

„Selb' kunnt die Traudel brauchen," bemerkte die Bäuerin, „und hast kein Tractat gegen den Nachbarsgeist? Für die Dirn da. Mitten in der Nacht steigt er daher, der Donnersböck-Lipp!"

„Du heilige Sanct Dorothea!" kreischte die Alte und fuhr zusammen. Dann richtete sie sich wieder auf und sagte: „Jetzt bin ich aber erschrocken. — Schau Du? Sag' ich nit allerweil, der jüngste Tag ist nit mehr weit? Die Leut' werden schon gar zu schlecht. So ein Mädel da! Schäm' Dich!"

Der Friedel hatte die Fäuste in den Hosentaschen geballt und ging rasch die Stube auf und ab. Die Traudel stand rathlos da und lugte immer nach dem Ausgange hin.

„Aber jetzt muß ich doch der Bäuerin was verzählen," flüsterte die Alte und ließ am Ohre derselben ihr behend Mundwerk spielen: „Des Raitbauern Dirn ist auch so Eine; die wascht jetzt für den Wurzengraber-Toni. Und vom Toni weiß man's eh: Die Kraut-Wabi und die Drahdiumi-Resel

hat er ang'setzt; und die Kopfwascher-Rosel, die ist Gutigkeit nicht mehr allein. Freilich nicht mehr, und vom schwarzen Steffel, sagen sie! — Desweg, weil halt Keines zu der Jungfraubruderschaft will gehen. Was thät' denn Unsereins? Na, ich dank' meinem Gott! — Und die Donnersbökhoferisch', die muß auch in einem sauberen Planeten auf die Welt kommen sein. In der Jungfrau gewiß nit.

Nur gut, daß der Friedel das Gezischel nicht verstanden hatte. Er sah es blos, wie seine Mutter — oder vielmehr die Stiefmutter, denn die erste Frau des Lindenhofer's lag schon seit Jahren auf dem Kirchhof — plötzlich die Hände zusammenschlug.

„Ja freilich!" fuhr sie fort, die Alte, die Rosenkranz-Gundel genannt, „desweg sag' ich: wer hoch steigt, hat tief zu fallen. Aber reiche Leut', die machen aus der Schand' immer eine Ehr', und recht lustig geht's zu heut' da drüben beim Donnersbökhof. Nur das möcht' ich wissen, von wem er ist!"

„Wer denn, Gundel?"

„Der Baum. Ja, hätt' die Bäuerin den Maibaum gar noch nit gesehen? Jerum, jerum. Heut' über Nacht ist einer gewachsen beim Donnersbökhof. Ein großmächtiger, mordsprächtiger Maibaum. Ja, das ist gewiß, hi, hi, und oben im Streitwald steht der Stock davon — rinnt Pech heraus."

Der Lindenhofer, der scheinbar wieder über seinem Papier gebrütet und sich Mühe gegeben hatte, den aufwallenden Zorn zu dämpfen, hob den Kopf: „Was sagst? Wo steht der Stock?"

„Desweg sag' ich: 's ist ein helles Rauberbandel auf der Welt!" war die Antwort der Rosenkranz-Gundel.

„Gestohlen, geraubt der Stamm aus meinem Wald!" rief der Lindenhofer und sprang auf. „Und hingestellt in

seinen Hof, mir zu Trotz und Schand'! Kreuzsakra, heut' setzt's was. Das muß ein End' haben — heut' noch!"

Im Jähzorn wüthend riß er die Flinte von der Wand; der Friedel fuhr ihm in die Arme und entwand ihm die Waffe. Da stürzte der Bauer in die Ecke der Stube, erfaßte daselbst einen Eisenhaken und mit dem halb erstickten Ruf: „Heut', mein lieber Donnersbök!" stürzte er aus dem Hause.

Die Anderen eilten ihm nach.

„Unsere liebe Frau!" jammerte die Traudel, „heut' hab' ich was angestellt!"

„Und wenn sie einander todtschlagen!" rief der Friedel, „Du hast keine Schuld. Die trägt ein Anderer!"

Und eilte seinem Vater nach.

Zwölftes Capitel.

In der blühenden Glückseligkeit.

Und jetzt draußen.

Ein schöner, blühender, klingender Maimorgen. Die Felswände und die Gletscher oben hatten die Schleier eines milden Duftblaues über sich geblasen, daß ihre wilden Furchen und Schründe und Abgründe den jubelnden Menschen verhüllt sein sollten.

Im Weiler hielten sie, wie es in der Rams ein alter Gebrauch war, den „Maibuschen" ab. Dabei ist das junge Volk auf und springt und hüpft lustig durcheinander. Sie jagen einander nach, verfolgen sich gegenseitig mit jener Gier, die sonst nur allzu selten ist. Sie peitschen sich mit grünen Zweigen und Sträußen und schreien und jubeln theils ihre althergebrachten, theils zur Stunde dem Stegreif entsprungenen Sprüche.

„Maibuschen, Maibuschen! Dir hau' ich achtzig Jahre auf den Buckel!" ruft da eine Magd, ihre Freundin peitschend.

„Du sollst gesund sein!" giebt diese mit einem Ruthenschlag zurück.

„Du sollst einen ganzen Beutel voll Geld haben!" sagt ein Kohlenbrenner zum andern.

„Und Du sollst einen Schatz haben und dazu eine Wiegen von Gold und Seiden."

„Du sollst auch einen süßen Schatz haben — einen lebzelt'nen Reiter!"

„Du sollst ein paar alte, geflickte Strümpf' haben — vollgesteckt mit Ducaten!"

„Du sollst vornehme Ross' und Wagen haben: sechs kohlschwarze Schimmel und eine Heufuhr dran!"

„Du sollst haben ein G'schloß von lauterem Gold und dran zwölf Thor von Elfenbein, und hundert Fenster von Edelstein, und einen hohen Thurm von Krystall — und oben auf dem Knopf sitzt ein altes Weib!"

„Du sollst haben den Donnersböl und den Lindenhof und den großmächtigen Proceß um den kleinwinzigen Wald!"

So riefen sie in Ernst und Schalkheit durcheinander.

Und ein ausgelassener Junge, der Gräber-Wenz, sang:

„Lindenhof, Donnersböl,
Unter der Brucken
Spannen zwölf Ochsen z'samm',
Fahrn um a Mucken"

Da war ein Gelächter, und zehn Stimmen johlten das Spottliedchen nach, das den wilden Streit der beiden Großbauern um den unbedeutenden Gegenstand so scharf charakterisirte.

Schon nahte eine andere Gruppe: „Maibuschen, Maibuschen! tanzen und singen!"

Und gar der Weidknecht vom Donnersböfhofe, der sonst so ruhsame Lipp gab Eins zum Besten:

„Der Mai, der schön' Mai
Is a g'freuliche Zeit,
Is die ganz' Welt voll Lieb
Und voll Lustbarkeit.

Und im Wasserl drein glanzt's,
Und in Lüften is 's z'hörn,
Und auf dem Blümerl steht's gschrieb'n,
Wem's Dirndl soll g'hörn.

's ist ein ewiges G'schrift:
Dich lieben, Dich lieben!
Der Adam im Paradeis
Hat's unterschrieben!"

Und: „Maibuschen, Maibuschen!" ging's wieder durcheinander, „tanzen und singen! Gesundheit und Prügel, daß der Buckel möcht' springen!"

Da entsteht ein tolles Balgen und Johlen, die bunten Sträuße fliegen zerzaust in die Luft. Der Schwarm bewegt sich über die Matten hin. —

Das Beste ist dem alten Soldaten-Natz widerfahren. Er war einer der Ersten wach an diesem Morgen, ja, hatte sich eigentlich nie recht schlafen gelegt. Der war der Ausgelassensten einer; den Leuten hätte es auffallen können, daß er heute ganz außerordentlich lustig war. Und jetzt kam noch was dazu, die Donnersböftochter, die Flori brachte ihm den Maibuschen. Sie hatte ihn aus dem Schwarm herausgefunden und verfolgt, bis hinan in die Lehnen des Donnersböfhofes.

Sie peitschte dem alten Mann den alten Spruch zu:

„Erstes Gebot, ich schlag' Dir todt alle böse Noth! — Zweites Gebot, ich schlag' Dir Deine Wangen rund und roth! — Drittes Gebot, ich schlag' Dir Deinen Mund, daß er kann essen das feinste Brot. — Viertes Gebot, ich schlag' Dir Deine Augen, daß sie den schönsten Garten mögen schauen, und den Sonnenschein und die allerschönsten Mägdelein. — Fünftes Gebot, ich schlag' Dir Deine Ohren, daß sie hören das schönste Lautenspiel Dir zu Ehren. — Sechstes Gebot, ich schlag' Dir Deine Händ', daß sie mögen Geld haben ohne End' und am Herzfinger hold ein Ringlein von feinstem Gold. — Siebentes Gebot, ich schlag' Dir Deine Füß', daß sie gehen mögen auf freudenreichen Wegen. — Achtes Gebot, ich schlag' Dir Deinen Rucken, daß ihn die Kümmerniß und Noth nicht soll erdrucken. — Neuntes Gebot, und ich schlag' Dir Deine Brust zur Lebenslust; und ich erschlag' alle tiefen Schmerzen. — Und zehntes Gebot, ich klopfe mit diesem blühenden Maienstrauß an's Pförtlein von Deinem Herzen!"

Der Alte hat sich, nachdem er eine Weile herumgeholpert war, unter diesen zehn Geboten zusammengekrümmt und gelacht und geschluchzt vor Freuden.

„Aber na, aber Jesses na, wenn das mich angeht!" rief er, „Dirndl, Du irrst Dich, schau mich nur gut an, ich bin nicht der Rechte, Du meinst einen Anderen."

„O, Du bist mir heut' schon der Rechte, Du!" lachte die Flori und ließ es von Neuem losgehen.

„So viele andere, saubere Burschen sind da um und um," keuchte der Natz, „und dem Bettelmann giebst Du die Ehr'. Jedem thät's taugen, wollt' ihm die Donnersbök-Tochter den Maibuschen schenken. Freilich wohl, mein Du, dem alten, mühseligen Natz, dem taugt's auch. Woltern gut haben sie mir than, diese Prügel. — Mädel, da hast mich!

mein Herz ist zwar voller Falten, aber denk' halt: die Alten, die lassen sich gut behalten. Der Junge, der bleibt deswegen nicht aus."

In der hellen Freude hatte der Natz sein Strickzeug verloren.

„Brauch's nicht mehr! Brauch' auch den alten dalkerten Stecken nicht mehr!" rief er und schleuderte die Krücke von sich. — „Kernfrisch ist der Alte! Vergelt's Gott, mein Dirndl!"

Dann streckte er die Hände aus, zog das Mädchen nah' an sich, daß man meinen mochte, er wollte es küssen; aber nicht ihre Lippen, sondern ihr Ohr suchte sein Mund, und dort flüsterte er hinein:

„Hast ihn schon gesehen? Nicht? Noch gar nicht gesehen? — Schau Du, die Lieb, die ist schlecht für die Augen, sind gar schon Leut' blind davon worden. — Guck, mein lieb' Dirndl, jetzt weis' ich Dir einen Maibuschen!"

„Geh zu, Du foppst Einen nur," entgegnete die Flori.

„Geh nur mit, geh nur, geh!"

Er führte sie um das Gebüsch und mit dem Finger nach dem prangenden Maibaum weisend, der über den sonnigen Dächern des Donnersböthofes emporragte: „Kennst den?"

„Jesses und Anna!" hauchte das Mädchen, „ein Maibaum, nicht weit von meinem Fenster!"

„Verdeckt Dir keine Aussicht."

Morgens, als sie aufgestanden war, hatte ihr der Fenstervorhang den errichteten Baum verdeckt. Und dann ging sie, weil es zur Kirche schon hohe Zeit war, eilends in den Weiler und hörte während der Messe der Leute Flüstern nicht. So hatte sie die Bescheerung bis jetzt nicht gesehen.

Sie wollte es anfangs nicht glauben, daß ihr die Ehre gelte.

„Na, Dir nicht, beileib' nicht; dem Fensterstock gilt sie," neckte der Natz.

Auch brave Dorfmädchen sind kokett, und so fragte die Flori:

„Aber na! Aber so was! Aber von wem denn?"

„Möchtest etwa rathen? Kennst ihn ja nicht."

„Doch nicht vom Friedel?" fragte sie leise, und auf ihrem Angesichte wogten rothe Farbenflecken wie leichte Schatten auf und nieder.

„Hast nit schlecht gerathen," versetzte der Alte, „aber, mußt wissen!" und er legte den Finger auf den Mund.

Das Mädchen hätte aufjauchzen mögen; jetzt kam's ihr wie Lachen und Weinen — es hatte sich das Herz erhoben.

„Der liebe Narr!" kicherte sie, „und so viel sauber ist er, der Maibaum, und wie er dasteht — kerzengrad', auf und auf schneewerlweiß und mit dem Buschen. Und nicht weit von meinem Fenster! Mein Lebtag hab' ich keinen solchen Maibaum gesehen. Und die Leut', wie sie ihn anschauen! — Bei der Nacht hat er ihn gesetzt? Heut' bei der Nacht?"

Eine Weile standen sie noch beisammen, und der Natz setzte ihr theils im ernsten, theils im schalkhaften Ton auseinander, was ein Maibaum bedeute.

Ein Maibaum vor dem Hause sei gleichsam wie ein Schild, daß drinnen unter dem Dache das schönste und bravste Mädchen wohne. Er sei der Herold, der es hell verkünde hinaus in's Thal: Gott gesegne das Haus! Der Jungfrau Herz ist verlobt!

„Ich weiß gar nicht, Natz," sagte die Flori, „jetzt verspür' ich auf einmal keine Füße mehr an mir; gar, als thät' ich herumfliegen in der Luft wie eine Kirschbaumblüthe."

„Meinst, weil Euer Gernhaben jetzt offenbar wär'? Dirndl, das mußt Dir ja nicht einbilden. Und wenn Dich wer fragt, von wem Dir der Maibaum thät sein, so mußt keine Antwort geben, oder mußt sagen, Du kunntst Dir's selber nicht denken, nur daß möglicher Weise ein Vöglein kunnt geflogen sein, und dasselb' hätt' ein Samenkorn in die Erden gelegt vor Deinem Haus, und da wär' so ein Baum hervorgewachsen. — Mußt ihn aber ja recht gut warten, den Baum, wirst wohl oft gehört haben, daß ein vergessener oder gar geschädigter Maibaum schlecht Ding bedeutet."

„Gelt," entgegnete die Flori, „wie es der jungen Heilacherin in Kirschbach ist ergangen. Daß ihr die bösen Buben den Maibaum haben verstümmelt, und nicht lang' danach ist sie in Unehr gestorben und verdorben."

Mädchen, darum nehmt Euch in Acht! Gebrochener Maibaum ist gebrochene Lieb' — bedeutet blutig Herzweh, bis der Stamm ist zu Erden verfault. — Aber versteht mich recht!

„Und ist das wahr, Natz, daß zu einem Mädel mit dem gebrochenen Maibaum kein Freier will kommen?"

„Wird wohl so sein, mein lieb' Dirndl. Ist ein alt Sprüchel," sagte der Invalide und suchte wieder nach seiner Krücke. — Es sei sündhaft, was Einer so einen nichtigen Holzprügel gleich gewohnt werde.

Die Donnersbök-Flori war ein gescheites Mädchen und hatte manchmal so ihre eigenen Gedanken. Jetzt, da der Alte den Stab wieder aufhob, sagte sie: „Braucht der Natz halt doch noch die Krück'. Schau', ein Mensch künnt's noch so gut meinen mit dem andern, das Beten und das Glückwünschen: es giebt halt nichts aus. Und bin ich heut' gleich frisch und tollwitzig, wie das Vögerl in Lüften, und möcht' ich Gott weiß wie gern den Natz nehmen bei allbeiden Händen

und ihn hereinziehen mitten in die glückselige Freud', in der ich selber steh': es giebt halt nichts aus. Mein Du, wenn eine Brucken geschlagen wär' von einem Menschen zum andern!"

„Du herzensgutes Dirndl, Du!" sagte der Alte, zitternd vor Bewegung. „Es giebt wohl was aus. Und ist auch keine Brucken geschlagen, so geht doch ein goldener Faden von einem Herzen zum andern, darauf wird Freud' und Leid hin und her telegraphirt. Gelt!"

„Das hast närrisch gesagt — ein Herztelegraph — aber ich versteh's schon. Und weißt, der Friedel, der —"

„Kann er gut telegraphiren? — Na, ernster Weis' Dirndl, es giebt was aus. Weiß ich, Du denkst auf mich und willst mir, daß ich glückselig thät sein wie Du: ruck, da bin ich's auch. Und juckt mich gleichwohl dann und wann mein Bein, so weiß ich eine Jungfrau in der G'mein, die hat gar gesunde Füß und tanzt in hellen Freuden, da fliegt meine Seel zur Jungfrau aus und beim kranken Bein ist Niemand zu Haus, der kunnt helfen jucken und leiden. Jesses, Flori!" jauchzte er auf, „so jung kunnt ich werden und so jung bin ich all mein Lebtag nicht gewesen, wie heut'. Verliebt muß ich Dir sein!"

Nach einer kleinen Weile sagte die Flori: „Hörst es, wie heute das Singen hell klingt? Der blaue Himmel ist g'rad wie eine große mächtige Glocke."

„Und der Mensch auf der Welt ist der Schwengel dazu!" rief der Natz, „und wir werden heut', wenn wir nicht bald zum Singen anheben, vor lauter Gescheitheit bigott noch närrisch."

Sie wollten singen; die Andern unten in der Thalung sangen ja auch. Spott- und Trutzlieder sollte es setzen — der Alte war just dazu aufgelegt. Sie wurden aber unterbrochen.

Dreizehntes Capitel.

Saubere Sachen vom Heuschreckfranzel!

Ein Knecht aus dem Donnersbökhofe schleifte heran; er machte beim Gehen so spitze Kniee, als wollte er damit der Luft ein Loch stechen, in die er hineintrottete. Bundschuhe, die bis zu den halben Waden hinaufgingen, ein blaues, weites Beinkleid, das über die Waden herabschlotterte; um die Lenden eine blaßgraue Schürze strickartig geschlungen, über der Brust ein grobes Hemd, zwischen dem die braune Haut hervorschattete, ein grüner Hosenträger über Brust und Achseln, ein Sackuhrband schlängelnd an der linken Magengegend — keinen Rock am Leibe, die Hemdärmel flatternd, den wetterfalben Hut schief und keck auf dem Haupte — so kam er heran. Sein Gesicht war glatt rasirt, aber narbig und faltig; seine niederquellenden Haare, die an der Stirne klebten, und die Augenbrauen waren blaßroth, die Wangen dunkelroth — aber nicht aus Züchtigkeit — der Heuschreckfranzel schämt sich schon lange nicht mehr.

Wie der Knecht nun vor den Beiden stand, schaute er so etwas schief und geringschätzig auf den alten Natz hin.

„In was für einem Zeichen muß denn der geboren sein, daß ihm die Donnersbök-Tochter den Maibuschen bringt!“ lallte er endlich.

„Im Heuschreck nicht!“ antwortete der Natz kurz, blickte aber nicht den Rothen, sondern das Mädchen an.

Der Donnersbök-Knecht bemühte sich jetzt zu zeigen, daß er es unter seiner Würde halte, mit dem Bettelmann weiter ein Wörtel zu wechseln. Und doch verlangte es ihm, dem Alten einen Spott anzuthun.

„Und hat sie Deinen Maibuschen gefressen, die alte Habergais?“ rief er dem Mädchen zu.

Das war eine Anspielung auf die drei Beine des alten Invaliden; die Habergais ist nach dem Volksglauben ein Gespenst mit drei Füßen.

„Habergais?“ fragte der Natz, „wen geht das an?“

„Triffst die Gans, so schreit sie,“ brummte der Knecht und wollte sich mit dem Mädchen zu schaffen machen.

Da richtete sich der Natz empor; wer hätte geglaubt, daß das krumme Männlein eine so hohe Gestalt hätte! Seit er nach Kriegszeit im Weiler, hatte er sich nie so gedehnt.

„Geht's richtig mich an?“ fragte er und blickte fast wirr um sich. Seine Augensterne wurden ganz klein, seine Nase spitzig, jedes Haarspitzchen in seinem Barte schien zu zucken. „Spott und Schmach wird geworfen auf meinen durchschossenen Fuß! Sollt' ich das noch erleben am heutigen Tag? Auf der hellen Gassen gehen sie mich an. Bin ich denn gar veracht'? Bin ich denn gar nichts mehr werth, seit ich vor zwanzig Jahren für's Land mein gesund Leben hab' verschleudert? — Ein alter Soldat ist ein herrenloser Hund im Dorf, just daß er nicht so laufen und beißen kann. Uebermüthige Laffen giebt's viel, und will's Einer wissen, wie gut er kann zielen, und es hockt just kein Spatz auf dem Dach, so wirft er den Stein nach dem alten Soldaten.“

„Na freilich, was Du Dir einbildest!“ lachte der Knecht wegwerfend.

„Und wenn ich's recht bedenk',“ fuhr der Natz fort, „es wär' auch zum Verwundern gewesen, wenn Du mir im Alter hättest Ruh' gelassen, da Du mir doch in meinen jungen Jahren so arg hast mitgespielt.“

„Was hab' ich Dir denn in den Weg gelegt?“ fragte der Andere.

„Mein Haus hast mir niedergebrannt,“ sagte der Natz.

„Das beweis' mir!" rief der Heuschreckfranzl aufgebracht, „auf der Stell' beweis' mir's!"

„Geh' mich klagen, so kommen wir auf einem andern Fleck zusammen, dort will ich Dir's beweisen."

Das Mädchen suchte die Beiden zu beruhigen. Der Franzl fluchte, der Natz fuhr erregt fort: „Hätt' es schlafen lassen; aber daß er jetzt neuding wieder mit mir anhebt! — Wenn ich lieg' auf dem Stroh in der kalten Kammer und Hunger muß leiden, weil mein Gichtfuß dem Stückel Brot nicht mehr kann nachjagen, und wenn sich kein Mensch um mich scheert, als ob ich gar nicht auf der Welt wär' — bei meinem Eid, so bleib' ich desweg der lustige Bettelmann. Kommt aber Einer, der seinem Heimatland noch keinen Pfennig in den Opferstock hat geworfen, und schleudert einen Schimpf auf mein bresthaft Bein — nachher!" Er faßte bebend seine Krücke, ließ sie aber wieder sinken, und murmelte in sich selbst hinein: „Ein schlechter Mensch kunnt Einer werden."

„Mußt nicht, Natz," sagte die Flori und streichelte den Alten an der Schulter, „schau, denk' an den goldenen Faden."

„Geh, laß ihn stehen, den Halbnarren!" rief der Franzl ungeduldig, „und komm mit mir. Sie warten schon Alle auf Deinen Maibuschen."

Jetzt stellte sich die Flori kerzengerade hin vor den Knecht, stemmte ihre Arme in die Hüften und sagte: „Was hast denn Du mir zu befehlen?"

„Na halt, daß Du mir den Maibuschen giebst."

„So! — Na, wenn Du heut' schon justament von mir was haben willst, Franzl, so kann ich Dir schon was sagen: Du bist ein — ein —"

„Flori!" sagte der Natz, „sei so gut und lass' mich vor." Er stellte sich hart unter das rothe Gesicht des Knechtes und sagte gar nicht laut, aber recht deutlich: „Franzl, Heuschreckfranzl, Du bist ein Lump!"

Der Andere prallte zurück.

„Und das ist Dein Maibuschen!" lachte das Mädchen.

Mit geballten Fäusten bog der Franzl abseits — und das war sein Maibuschen.

„Der Natz hat ihn aber schon gar hart hergenommen," meinte die Flori jetzt zum alten Soldaten.

„'leicht wär's noch gröber gekommen, hättest mich nicht Du selber an den goldenen Faden gemahnt. Meine eigene Predigt hab' ich nicht befolgt — wie's halt schon geht auf der Welt. — Und schau, ein Bettelmann soll zwei Säck' haben: einen kleinen für die Gutherzigkeiten und das christlich Almosen, und einen großen für die Grobheiten, die Einer muß einstecken."

„Aber," sagte nun das Mädchen, und man merkte ihr an, daß sie was auf dem Herzen hatte, „ich halte den Franzl für einen Nichtsnutz, aber einen Lumpen und noch gar das Andere, was Du ihm vorher hast unter's Gesicht gesagt — Natz, das hätt' ich mir doch nicht getraut."

„Dirndl," antwortete der Alte, „für den ist ein Lump nicht zu viel, das kannst mir glauben. Den Franzl kenn' ich von Kleinheit auf, wo er arbeitsscheu ist gewesen, Tag und Nacht auf der freien Weid' ist herumgestromert und Heuschrecken hat gefressen."

„Jetzt mein' ich, ist er doch ein guter Arbeitsmensch und mein Vater ist so weit mit ihm zufrieden."

„Ja, jetzt freilich mein Dirndl, jetzt weil er alt wird, möcht' ihm zu kalt werden in den Nächten auf der freien

Weid', und die Heuschrecken, wenn er zur Sommerszeit doch etliche thät erwischen, möchten ihm doch leicht den Magen umdrehen. Der hat eh' so ein lebendiges Vieh in sich, das weiß ich. Den beißt der Gewissenswurm."

„Der Natz redet, als thät er was ganz Besonderliches von dem Franzl wissen."

„Du bist ein so viel neugieriges Mädel, Flori, Du giebst nicht eh' Ruh', als bist Du's weißt. Wollt' Dir's auch erzählen, weswegʼ ich den Franzl einen Lumpen hab' geheißen, und weswegʼ er mich drauf nicht hat durchgeprügelt, aber es kommen die Leut' schon."

„Magst, so setzen wir uns dort auf die Kirschbaumbank — sehen sie uns nicht."

Und als sie auf der Kirschbaumbank saßen, schlug der alte Natz mit seinen beiden Händen auf seine Schenkel und sagte: „Ja, mein lieb Dirndl!"

Sie mußte ihn noch einmal anlassen, und da versetzte er: „Will Dir's wohl sagen, ich hätt' den Franzl auch einen Schurken heißen dürfen. — Flori, der Mensch ist mein Feind; wenn der nicht wär' gewesen, mit mir stund's heut' ganz anders. — Schau Du, der Kirschbaum kriegt schon Knospen. — Und daß ich Dir's sag': weißt' unten im Weiler, wo jetzt der Hollerstrauch ist, vor dem am Frohnleichnamstag bei der Procession allemal das dritte Evangeli wird abgehalten — dort ist vor Zeit mein Haus gestanden. Mein Vater hat den Tabak gehabt, und ich hab' angefangen und hab' mit Zwirn und Leinwand, Bändern und allerlei so Sachen gehandelt. Ist mir gar nicht schlecht dabei gangen. Hab' heiraten wollen; vom Wegmacher — das Häusel steht heut' noch — die Tochter, die Kunigunde, das ist Dir ein Dirndl gewesen, so viel fein und halt so viel — na, kurzum,

gerade so, wie Du ein's bist. Schau, aber g'rad so doch nicht. — Ja, und die hab' ich gern gehabt — aber schon wie gern! — Ist Dir nicht der jung Lecker da, der Kleinberger Franzl? Sein Vater ist ein Tagwerker gewesen; aber eine Keckheit hat Dir der Bursch und ist Dir noch nicht siebzehn Jahr alt, dieweil ich schon gegen die dreißig geh'. Der hat sich was 'traut zu sagen zu den Mädeln, und gleichwohl ihn die meisten rund haben abgetrumpft, immer Eine ist doch etliche Wochen lang an ihm hängen geblieben. So viel Geld hat er auch fort gehabt, daß er im Wirthshaus recht hat aufhauen mögen, und eine um die andere Spendaschi hat er den Weibsleuten gemacht, und so hat er über manchen rechtschaffenen Burschen den Gewinn davongetragen — so ein nichtiger Schafhalterbub da. — Nun, mein Dirndl, und so hat er mit der Wegmacherischen auch angefangen. Die hat ihm freilich kein Gehör geben, aber da ist er allerweil anhabiger (zudringlicher) worden, und just an der Kunigunde muß ihm extra was gelegen gewesen sein. Sauber aufgesessen ist er Dir aber doch. Ihr Vater, der Wegmacher, hat ihn erwischt vor ihrem Fenster, hat ihn ein Eichtel bei den Ohren genommen. Da hat der Franzl die Keckheit gehabt, hat gesagt, er hätt' rechtschaffene Absichten auf die Kunigunde, wollt' sie heiraten. — Du Habenichts willst meine Tochter heiraten? hat d'rauf der Wegmacher zur Antwort geben; hörst, Bübel, die ist schon versprochen, sie nimmt den Krämer-Natz, der hat eine Wirthschaft und ein Haus, und jetzt merk Dir das und mach' weiter. — Am nächsten Sonntag drauf kommen wir im Wirthshaus zusammen, der rothhaarige Franzel und ich. Er stänkert auf mich, ich bleib' ihm nichts schuldig. Freilich sagt er, und ich weiß seine Reden noch recht gut, in dem Nest, sagt' er, ist der Herr Bandelkrämer der Hahn — aber der

ist Nebending, der ist ein Hascher — die Kunigunde heiratet nur sein Haus — das wird lustig sein, wenn sie den Dachgiebel halst, 'leicht kommt doch ein mitleidiger Storch daher geflogen. — So ein Hundsbub', ein schlechter."

Ein paar junge Grashalme zerpreßte der Alte zwischen seinen Fingern. Eine stille Wuth kochte in ihm. — „Raufend wären wir worden!" fuhr er dann fort, „aber die Leut' haben uns auseinander gethan, und wie der Franzl hat gesehen, es helfe ihm nichts und die Dirn wär' mein, da hat er Dir einen Lacher gemacht! Einen Lacher! den hättest gehört haben sollen, Flori! — für den allein hätt' er drei Jahr' Arrest verdient. — Na gut. Ich und die Kunigunde werden verkündet. — Und in der Nacht vor der Hochzeit brennt Dir mein Haus nieder. Wie das Feuer ausgekommen, kein Mensch hat's ergründen mögen. Mein Dach ist hin, meine Waare ist hin — ich bin ein blutarmer Teufel. Der Wegmacher ist ein mitleidiger Mann, drückt mir recht warm die Hand und sagt, ich sollt' den harten Schlag geduldig ertragen, sollt' nur froh sein, daß das Unglück nicht um einen Tag später geschehen wär', wo es auch schon das Weib mit in's Verderben gerissen hätt'. Jetzt wär' ich noch ledig und möcht' mich wohl durch die Welt helfen. — Aber, sag' ich, das Heiraten geb' ich desweg' ja nicht auf. Giebt er mir zur Antwort: auf seine Tochter sollt' ich nicht mehr denken, einen Bettler wollt' sie nicht nehmen. — Ist gut, Dirndl, ist gut. — — Ich hab' Gott Lob und Dank gesagt. Eine, die mich nur mag, weil ich ein Haus hab', brauch ich nicht, und wenn ich auch keins hab'. — Ich bin schon völlig aus den Jahren gewesen, aber ich bin fort zu den Soldaten und hab' bei mir gedacht: Natz, das Haus hat Dir heilig niemand Anderer angezündet als wie der Kleinberger Franzel."

„Du schlechter Lump!“ rief die Flori blaß und tonlos.

„Gelt, jetzt sagst es auch.“

„Aber, Natz, wer kann denn das wissen? Ist's nachher aufgekommen?“

„Lange Jahre d'rauf, wie ich schon wieder daheim bin, hat er's selber im Wirthshaus im Rausch gesagt. Gleich ist's mir hinterbracht worden; aber ich denk', zu ändern ist's nicht mehr, er hat's halt in der Eifersucht gethan und für mich ist's ja ein Glück gewesen, daß sich die Heirat mit so Einer hat zerschlagen. — Beileib' nicht, sag' ich, das hat der Franzl nicht gethan; im Rausch schwatzt Einer das dummste Zeug; werd' ich selber in der Unvorsichtigkeit Feuer gestreut haben, wer kann's wissen! — So ist die Geschichte wieder eingeschlafen und haben uns Einer nach dem Andern nimmer geschaut. — Thät er's aber wissen, der Franzel, daß ich so gewiß bin, daß ich meine Seel' verwett', er hat mir mein Haus weggebrannt, ganz anders wär' er mir heut' entgegengekommen. Den hab' ich in den Händen, und er merkt was; hast es wohl gesehen, wie er weich ist abgefahren. Der, wenn er unschuldig ist, wird mir ganz was Anders zur Antwort geben!“

„Das ist schon gar aus der Weis',“ meinte die Flori, „aber die Kunigunde wird er kriegt haben?“

„Hat sie zuerst nicht kriegt und hat sie später nicht mögen. Die hat zuletzt gar Keinen bekommen. Ich mag sie auch nicht mehr. Ein altes Weib ist aus ihr geworden. Kennst die Rosenkranz-Gundel?“

„Jeßt'l, das wird doch dieselbige nicht sein!“

„Desweg' sag' ich, junge Leut' müssen beizeiten zusammenkommen. Und desweg' möcht' ich alle Liebesleut' miteinander verheiraten, Denjenigen, die es redlich miteinander meinen,

zu Lieb', und Denjenigen, die eine Hinterlist haben, zur Straf' — Wie wollt' ich ihr's eingetränkt haben, der Kunigunde, wenn sich's später hätt' bewiesen, daß sie nur mein Haus hat geheiratet! Kein ruhig Stündel hätt' ich ihr gelassen, ihr Lebtag nicht; Du Dirndl, das wär' eine Freud' gewesen!"

Das singende, springende junge Volk war so nahe gekommen, daß der alte Natz und die Donnersböktochter ihr Gespräch unterbrechen mußten. Sie erhoben sich; der Alte streckte dehnend seine Arme und gähnte das Wort heraus: „Ach Gott, die lustige Welt!"

Vierzehntes Capitel.

Sie gerathen zusammen.

Jetzt kam der Lindenhofer mit dem Eisenhacken heran.

Der Natz vergaß, was ihm das Herz eben schwer gemacht hatte. In fröhlicher Harmlosigkeit torkelte er auf den Bauer zu, versetzte ihm einige Hiebe mit dem grünen Zweig, den er vom Rain gebrochen hatte: „Maibuschen, Maibuschen! Viel Glück und Gesund!"

„Was heißt das!" fuhr ihn der Lindenhofer scharf an, „der krumme Bettelmann! Von ihm brauch' ich kein Glück und Gesund. Treib' er die Narrethei mit Seinesgleichen!"

Er stieß den alten Mann zurück und schritt hastig weiter.

Der Natz stand eine Weile gebückt da, dann murmelte er für sich: „Geschieht Dir schon recht; zuweg mußt Du jeden Büffelochsen anschnüffeln."

„Schaut aus, als ob's wahr wär'," versetzte die Flori, die sich hinter die Hagebutte geduckt hatte, „mein Vater sagt allerweil, der hätt' den Bösen im Leib."

Der Lindenhofer sprang durch den Garten dem Donnersböfhofe zu. Gegen den Maibaum eilte er mit geschwungenem Hacken.

Die Flori sieht es, thut einen Aufschrei. Zur Abwehr will sie laufen.

„Bleib', Dirndl!" sagte der Natz und faßte sie an der Hand, „'s kunnt zum Unglück sein."

Der Donnersböf ist immer auf der Hut. Bald kommt er herbei, um das Ehrenzeichen seiner Tochter zu schützen. Wild gerathen die beiden Männer, die Todfeinde, zusammen. Für den ersten Anprall gut, daß der Baum just zwischen ihnen steht. Der Lindenhofer stemmt an; — ausheben will er den Baum. Schon wackelt der Wipfel.

„Halt' nieder, Donnersböf, halt' nieder!" schreit ihm der Natz zu, „nur fest sein!"

Und der Roßdoctor lauert in einem Winkel und zischelt: „Rauft's zu! Freßt's Euch einander auf, habt's schon recht." Und laut: „Donnersböf, laß Dich nit räumen!"

Neuerdings nach dem Hacken hascht der Lindenhofer. Der Donnersböf kommt ihm zuvor, schleudert das Werkzeug hintan. Der Lindenhofer fährt in die Tasche um's Messer. Da ruft die Flori die Heiligen an. Von allen Seiten eilen Leute herbei.

„Das Messer weg! Das Messer nehmt ihm weg, dem Lindenhofer!" ruft der Natz. — Aber jener hebt den Arm, stößt zu gegen den Nachbar — der Stahl fährt in den Baumstamm. — Auf dem zitternden Wipfel flattern die Bänder — so wehen Todtenfahnen. Mit ganzer Gewalt stemmt der Lindenhofer ein — ruck — der Baum wankt, just daß ihn der Donnersböf noch mag schützen vom Falle; da schlägt diesem der rasende Lindenhofer die Faust in das Gesicht. Der Donnersböf taumelt zurück, der Baum wankt — der Lindenhofbauer will triumphirend weichen, da strauchelt

sein Fuß in das Loch, verklemmt sich — der Baum sinkt, fällt — drückt den Mann nieder, fällt ihm auf die Brust.

Ein lauter, jammervoller Auftritt jetzt. Die Leute stürzen herbei, der Donnersbök wankt abseits, die Flori eilt auf ihn zu und ruft: „O Gott, jetzt hat ihn dieser Baum erschlagen! Ich bin's Schuld!"

„Der hat's selber müssen so haben," grollte der Donnersbök und hastete davon.

Ihre Seelenpein war groß. Ein Mensch war getroffen am Leben, und gebrochen der Maibaum. — „Gebrochene Lieb', blutig Herzweh, bis der Stamm ist zu Erden verfault!"

Schon wieder der Natz war bei ihr.

„Geh', Du närrisch Dirndl!" tröstete er, „so alte Geschichten da. Alte Weiber, die sitzen sind geblieben und oben die graue Donnersbökwand müssen reiben, bis sie weiß wird wie Gletschereis, die haben sie zusammengeschwatzt, die dumme Mähr. 'leicht sind sie bucklig und kropfig und zahnluckig gewesen, haben deswegen keinen Mann bekommen und dem Maibaum haben sie die Schuld gegeben."

„Natz, was hilft Dein Reden!" rief das Mädchen, „vor Zeiten haben es die Leut' gesagt wie heut'; so ein Schick ist kein gut Vorbedeuten; sie glauben dran, und das ist genug. Sie meinen, jetzt müßt' ich denselben Weg gehen, wie die Häuslerin von Kirschbach? O Mutter Maria, das Herz druckt's mir ab, die Augen schäm' ich mir aus vor den Leuten!"

Im Gewirre der Menschen lief der Venz, der Gräberbub', herum; der sang in Einem fort:

„Das Bäumerl ist gewachsen,
Das Bäumerl hat tragen,
Das Bäumerl ist brochen,
Hat eine Jungfrau derschlagen."

„Hört Ihr's!" kreischte die Flori händeringend, „jetzt singt es nur noch der Bub allein; morgen pfeifen es alle Spatzen der Gemein'. O, die Leut' sind so froh, wenn einem Anderen was geschieht. Das ist die Dirn mit dem gebrochenen Maibaum! — Meinen Weg werden sie meiden, aber aus Weitem werden sie mit Fingern auf mich zeigen: Schaut, schaut, das ist die Großbauerntochter mit dem gebrochenen Maibaum. — Und der Friedel?" — das sagte sie heimlich — „der darf mich nimmer nennen, wird eilen weit von mir. Der Baum mit dem Maienstrauß hat mein Glück und meine Ehr' erschlagen. — O mein junges Leben!" klagte sie und sank auf einen Baumstrunk, „du sollst vergehen, und den ich mag lieben von Herzen, den mag ich nimmer erlangen. — Was hab' ich Euch gethan, Ihr Vater und Mutter, daß ich wegen eitel Holz des Waldes so elend soll verderben? Du himmlischer Gott, wie heißt meine Sünd', die Du mir nimmer kannst verzeihen — und daß Du mir das hast angethan!"

Wo hat sich der Friedel verweilt, daß er erst jetzt herbeikommt! Unten in der Schlucht den Steg hatte der Lindenhofer vom Geländer gestoßen, daß er sicher war vor seinem Sohne, der ihn zurückhalten und hindern konnte an der That.

Nun war der Friedel da. Der Maibaum ist gefallen, das sah er von Weitem, das hörte er aus Aller Mund, bevor er noch zur Stelle war.

„Wenn sonst nichts ist geschehen," rief er dem trostlosen Mädchen zu, „was brauchen wir Zeichen und Anspielereien, wo wir uns selber haben. Ich bin Dein Maibaum vor der ganzen Welt!"

„Und willst mich nicht verlassen?" fragte die Flori und strich sich die Haare vom Gesicht. „Und — bedenk' es — wenn groß Unglück kommt."

„Ei, das könntest allein schon gar nicht ertragen, dazu mußt so einen viereckigen Mannskerl haben!"

War noch übermüthig der Bursche. Das hatte aber bald ein Ende.

Männer und Weiber kamen vom Hofe her, Alle waren aufgeregt.

„Ein sauberer Sohn das!" rief ein russiger und schielender Kohlenbrenner, der schwarze Steffel geheißen, „schlagt mit Weibsleuten herum und ein Büchsenschußweite von ihm liegt sein Vater auf der Sterb."

Da war im Weiler schon das Zügenglöcklein zu hören. Jetzt ahnte es der Friedel wohl und eilte gegen den Donnersbökhof.

Drei Männer trugen ihm den Lindenhofer entgegen.

Man hat im Weiler noch Keinen gesehen, der so wild auf die Vatersbahre hinstürzte, wie jetzt der Friedel.

„Mein Vater!" schrie er auf, „steigt von diesem Bett herab. Hört und schaut mich an! Mir versterben auf solche Weis', Jesus, nein. — Verflucht der Maibaum mit sammt dem ganzen Wald da oben, der uns All' in's Verderben hat gebracht!"

Der Steg war abgerissen, so schwankte der Zug auf Umwegen dem Lindenhofe zu.

Fünfzehntes Capitel.

Gehetz und Gelächter.

Wenn Einem im Dorfe ein Unheil passirt, so bleiben der Menschen Zungen nicht müßig.

Sie läuten Beileid, oder sie stechen. Eine gar behende Zunge, durch häufiges Paternosterbeten wohl geübt, war die der Rosenkranz-Gundel.

Sie war stets prophetischen Geistes. „Ja," rief sie aus, „Zulassung Gottes! thu' ich allerweil sagen! Zuweg haben sie die ewige Läng' gestritten um den hundsnichtigen Schachen, g'rad wie zwei Hund' um einen abgenagten Knochen, 's ist eh' kein Segen mehr gewesen in der G'mein; alle Jahr grob' Wetter, und auf der Alm kugeln die Viecher ab. Und auf so einer Grenzmark ist kein Glück; nicht ein dürres Zweigel davon möcht' ich haben!"

„Und stiehlst Klaubholz vom Grenzwald!" rief ihr der alte Natz zu.

Die Gundel that, als hörte sie es nicht; in schwungvollsten Worten verfluchte und vermaledeite sie jeden Baum des Waldes, und jeder werde noch einen erschlagen von den Streitbauernleuten, und auf dem letzten Stamm werde noch der Donnersböck baumeln. Zulassung Gottes!

„Letzt giebt der Rosenkranz-Gundel ihr fromm Beten auch nichts mehr aus?" neckte sie der Natz.

Da hieb ihm die Alte die Betschnur über das Gesicht: „Geh' weg, Du Krüppelg'spiel — Christenheit ausgenommen!"

„Schau," sagte der alte Soldat schmunzelnd, „jetzt hätt' die Jungfer schier ihre Rechenmaschin' zerschlagen."

„Ist das eine Rechenmaschin', Du Heid'? Das ist der heilige Rosenkranz."

„Hab' nur gemeint, weil die Jungfer drauf dem lieben Herrgott die Vaterunser vorzählt, wie der Wirth mit der Kreiden den Gästen die Zech'. — Gelt, Jungfer Gundel? — Ei ja, wenn wir Zwei dazumal hätten zusammengeheirat' — thäten uns schon verstehen."

„Gott sei Dank, Du Unchrist, daß es nicht sein hat wollen!" rief die Alte entrüstet.

„Mußt nicht so, Gundel," sagte der Natz gemüthlich, stand recht nahe zu ihr und streichelte ihre Runzeln, „schau, mußt wissen, die alte Lieb', die rostet halt nicht, bei mir schon gar nicht. Was liegt denn dran, wenn wir Zwei noch steinfest zusammenheiraten?"

„Geh, Du!" machte sie und schlug ihre Augen zu Boden.

„Wirst Dich aber eine Weil' schämen, Gundel! Das haben wir Zwei schon lang' hinter uns, mußt nicht vergessen. Sind ja gar schon von der Kanzel verkündet — eine Arbeit weniger. Jetzt ist's nur noch zum Ja sagen."

Die Alte schmiegte sich so sehr an ihn, daß er seine Krücke fest anstemmen mußte, wollte er der Last stehen. „Und wie wird's mich g'freuen, mein Schatz," sagte er, seinen Arm um ihren dünnen Leib legend, „wenn ich wieder einmal ein eigen Haus hab'."

„Weißt eins?" fragte sie weich.

„Heißt das, Du wirst eins haben."

„Ich? — mein Gott, selb' thät ich freilich wohl rechtschaffen froh sein."

„Nicht? Du hättest kein Haus, Rosenkranz-Gundel?" Er schob sie mit beiden Armen langsam von sich: „Nachher mag ich Dich nicht."

Die Alte keifte davon. Wieder ein Anderer war da.

Der schwarze Steffel that den Mund auf und munkelte vom Donnersbök. Dieser habe absichtlich den Baum auf den Lindenhofer geworfen. „Und das hab' ich mir lang' gedacht: einmal geht's thalab. Hat sich ja Keiner rühren dürfen im Weiler! Und wenn sich von den übermüthigen Großbauern einer hat gepfüstert, so haben sie Helfgott geschrien im ganzen Thal, gleichwohl sich Mancher unter dem Hütel mag gedacht haben: Der Teuxel soll ihn holen!"

Die Flori ging und stellte sich vor den Lästerer: „Steffel, was hat Dir mein Vater gethan? Hat er Dich beschimpft, geschlagen? Ich lösch' es aus mit dem Wasser von meinen Augen. Aber das wilde Wort sag' mir nicht mehr."

„Schaut hinaus zum Fenster, wird's heißen, zwei Schandarmen, sie treiben den Donnersbök vorbei!" rief der Steffel in arger Bosheit. Da war der Natz zuweg: „Du Steffel, wenn Du heut' in die Höll' fahrst, so ist es dem Teufel sein Erstes, daß er Dir mit der glühenden Zang' die Zungen herausreißt!"

In sich vergnügt, daß er hatte peinigen können, schlich der Steffel davon. Sein Haß gegen den Großbauer hatte zwei Gründe; erstens, weil der Arme stets gegen den Reichen ist, und umgekehrt, und zweitens, weil der Donnersbök vor einem Jahr dem Steffel das Kirchenvateramt genommen hatte. Die Heiligen, hatten dazumal die Leute gesagt, hätten nicht alle frommen Opfer erhalten, die ihnen vermeint gewesen, und da hatte der Donnersbök gesprochen: Ist an dem Gered was Richtiges oder nicht, der Verdacht ist da; gescheiter, wenn wir an Steffel's statt einen Andern einsetzen. —

Und weiter von heute. Der Venz, der Gräberbub', hatte sich des buntgeschmückten Maibaumwipfels bemächtigt, trug ihn tanzend durch den Weiler und rief: „Maibuschen, Maibuschen! im Wald ist er gewachsen, im Wald ist er gestanden — eio popeio!"

's war so lustig; die Leute schmunzelten und flüsterten bei diesem Gesang; sie wollten mehr darin finden, als was sie hörten. Fromme Leute können ohne Sünder nicht leben. Je mehr Sünder, desto heiliger nimmt sich das Frommsein aus. 's ist so viel lustig.

Sechzehntes Capitel.

Der alte Narr auch noch verliebt.

Und was zu reden müssen die Leut' haben. An demselben Tag ging eine Neuigkeit durch das Thal, welche schier mehr Aufsehen machte als das Ereigniß vor dem Donnersbökhofe und als der getroffene Lindenhofbauer.

Die Donnersböktochter, die schöne Flori, und der alte, krüppelhafte Bettelmann haben miteinander eine Liebschaft. Kaum zu glauben, aber der Natz hat ihr in vergangener Nacht den Maibaum gesetzt; er ist dabei gesehen worden. Auch haben sie tagsüber geschäkert und gekoset miteinander, wie ihm die Flori den Maibuschen hat gegeben. Sind zusammen gesehen worden. — Da helfe kein Leugnen.

Und der Natz leugnete auch nicht; er nahm die ganze Sach' auf sich. Er mußte die Unüberlegtheit des Friedel gut machen, und das durfte nicht aufkommen — jetzt am allerwenigsten — daß der Lindenhofsohn der Donnersböktochter den Maibaum errichtet hatte. Der Natz sollte nun den Blitzableiter abgeben.

So hatte der gute Alte den Sturm und den Donnerkeil zu bestehen.

Der Natz wurde in die Küche der Lindenhofbäuerin gezerrt: „Bäuerin! ein Dieb hinkt herum in der Gemein, einen Dieb füttern sie aus!"

Ein bärbeißiger Knecht schlug dem Alten die Krücke aus dem Arm: „Weg mit dem Prügel, mit dem Du die Leut' betrügst!" —

„Ah, der hat bessere Füß', als wir Alle miteinand!" belferte der Rappelschmied drein. „Das ist der Rechte, vor dem geht der grüne Baum im Wald nicht sicher. Das ist

Der, der aus unserem Wald den Maibaum hat gestohlen in der heutigen Nacht! Er ist dabei gesehen worden. Ein Gesell' ist auch noch bei ihm gewesen, den wird er schon nennen, wenn wir mit ihm anheben!"

Jetzt begann das Verhör in der Küche. Die Bäuerin war heute etwas kleinlauter als sonst, doch merkte man ihr nicht allzuviel an, daß drinnen ihr Mann in harter Noth liege. Lag er krank, so hatte sie den Streit fortzuführen. Als nun der Natz so vor ihr stand, keifte sie. Der bärbeißige Knecht drohte dem Alten mit dessen eigener Krücke! „Jetzt auf der Stell' sag's, wer bei Dir ist gewesen."

„Tausend Jahr kannst fragen, so sag' ich Dir's nicht," antwortete der Natz, „nur der Bäuerin steh' ich Red'!"

So fragte die Lindenhoferin: „Also, was ist's mit dem Maibaum?"

„Der ist aufgewachsen im Wald," antwortete der Alte.

„Keine Wortreiterei! Was ist geschehen?"

„Nachher ist er umgehackt worden."

„Wer hat das gethan?"

„Ich."

„Warum, warum?"

„Daß ich ihn hab' herabschleifen mögen zum Donnersböckhof."

„Zum Teufel!" fluchte der bärbeißige Knecht.

„Nein, zu der Jungfrau ihrem Fenster," entgegnete der alte Schalk.

„Und wer hat den Baum gesetzt?" rief die Bäuerin.

„Ich," sagte der Natz.

„Hat Er ein Recht dazu!"

„Ja."

„Was? Er hat ein Recht, unsern Wald auszurauben?"

„Nein."

„Und ist noch Einer bei Ihm gewesen?"

Da schwieg der alte Soldat.

„Hat Er ein Anhängschloß vor dem Mund?"

„Nein."

„Zuweg hat Er's than? Natz? Hat Ihn wer angestiftet, daß Er den Wald sollt' verschänden?"

„Nein."

„Viel Gutes hab' ich Ihm gethan, Natz, viel Bissen hab' ich ihm zum Mund gereicht!"

„Vergelt's Gott dafür!" sagte der Natz.

„Ja, ein sauberes Vergeltsgott, wenn Er uns zu Schimpf und Trutz den Baum schleppt aus dem Streitwald, zum Nachbar hin!"

„Zu Schimpf und Trutz? Nein," entgegnete der Soldat.

„Jesses, Jesses, das ist ein Halbnarr," rief die Bäuerin, „ja, wegen was denn?"

„Wegen der Jungfrau."

Da lachten die Umstehenden.

„Er ist verliebt in die Dirn!"

Der Natz zuckte sehr ernsthaft die Achseln: „Kann ich dafür! Jetzt schaut, Leut', beim Natz ist das so: als Halterbub hat er nicht gedacht drauf; als Krämerjung' hat er nicht Zeit gehabt, als Abbrandler hat er die Seine nicht kriegt; als Kaiserjäger ist ihm Keine recht gewesen; nachher als Bettelmann hat ihn gar Keine mehr angeschaut. Und so ist das kindisch' Zeug verschoben worden bis auf den gar alten Natz — der hat Eine gefunden, die ihm taugt. Und deswegen hat er derselbigen den Maibaum verehrt. Und morgen in aller Früh geht das lustige Bettelmandel die Liebste fragen, ob sie das lustige Bettelweibel will werden."

„Das ist kein Halbnarr!“ riefen sie durcheinander, „das ist schon ein ganzer.“

Der Natz aber humpelte schmunzelnd davon, strickte emsig an seinem Strumpf und trillerte das Liedchen:

„Ja, der Soldaten-Natz
Ist gar ein schlimmer Bua:
Dirndl, ich rath Dir's,
Sperr' 's Thürl zua.

Oft schlieft (schlüpft) er durch's Fenster,
Da hat er's so weit trieben,
Und jetzt wär' der Narr
Drin bald stecken blieben.

Ist ihr völlig z'dick,
So a Fensterscheiben,
Gleich zieht's ihn hinein
Zum Drinnenbleiben.

Beim Tag schaut der Narr
Ein hellen Hopadatsch gleich;
Ja, der Natzel, der macht
Bei der Nacht seine Streich.“

„Wohl, wohl,“ schrie es der schwarze Steffel im Weiler aus, „der Donnersbök hat einen gar vornehmen Tochtermann, den kennen alle Leut', der ist überall gewesen und heißt: Ueberalldaheim. Und Kunststückeln kann er: reckt sein Bein in die Höh' und steht auf zwei Füßen.

Wurde daher der Natz zum Donnersbök gerufen.

„Hast es gehört, Alter, sie treiben Gespött mit Dir. Weißt was, so red' was. Ist's wahr, daß Du meiner Tochter den Maibaum hast gesetzt?“

„'sselb' dürft' wahr sein," antwortete der Natz.

„Und daß Dir meine Tochter den Maibuschen hat gegeben?"

„'sselb kunnt sich auch haben zugetragen."

„Was?!" fuhr der Bauer auf.

Da antwortete der Natz: „Wollt' ich eine schöne Jungfrau verehren, und hätt' ich sie leicht gar ein wenig gern, wer kunnt mir's wehren? — Wenn ich verliebt sein will, bei der Rosenkranz-Gundel ihrer christgläubigen Seel', alt genug bin ich dazu!"

„Mir aus den Augen, Du Mißgeburt!"

Da ging der Alte still hinaus. Der erste Sturm war vorbei und hatte nicht eingeschlagen. — Und es hatte ein Narr den Baum umgehauen im Wald und aufgesetzt im Großbauernhof. So geht's in der Leute Mund und die Geschichte hat nichts Weiteres. Und die Liebenden lieben weiter.

Lieben weiter! Aber heimlich muß es sein! nur der Haß ist laut und herrscht auf der Erde. So draußen zwischen König und Kaiser, so in der lieben Rams. Wie sang der Natz?

„Jesses, ist das a Welt!
Schaut's Euch die Leutel an:
Jeder hat ein Herz im Leib,
Schämt sich damit.

G'rauft wird, daß d' Fetzen flieg'n,
Einer schlagt den Andern todt.
Schien' ja die Sonn' allz'schön,
Gaben sie Fried.

Wenn nur 'sselb Vöglein käm'
Welch' das süß' Liedel hätt,
Haß und Streit in Ewigkeit
Schön z' Schlaf singen thät!"

Siebenzehntes Capitel.

Himmel und Hölle ringen um ein Menschenherz.

Die Schwalben waren schon in der Rams; aber jenes Vöglein, von dem der Natz sang, war noch nirgends zu sehen und zu hören.

Oder doch? Im Hochwald, oder oben auf den Zinnen? Nicht? Nein, nur ein dumpfes Donnern grollte über dem Gebirge, das sich hinter dem Weißthore hinzieht. Der Himmel ist allmählich düster geworden, und die neuigkeitsdurstigen Leute sagen, ein Gewitter am ersten Maitag sei auch was Neues.

In der Stube des Lindenhofers war es schon recht dunkel. Der Bauer saß in einem ledernen Lehnstuhl; er war blaß und holte schwer Athem, und mit manchem Athemzug schöpfte er einen Seufzer mit herauf.

Sein Weib stellte ein Crucifix auf den Tisch, zündete eine rothe Kerze an und betete halblaut: „Und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes, der im allerheiligsten Sacramente zugegen ist als wahrer Gott und Mensch."

„Was zündest die Kerze an jetzt am helllichten Tag?" fragte der Bauer mit zerhackter Stimme. „Was willst mit dem Crucifix?"

Die Bäuerin trat zu ihm. „Schau, Franz, wirst deswegen nicht versterben, wirst wieder gesund werden — kernfrisch. Der Bader sagt's auch. Aber schau, Du wirst leicht ein paar Wochen nicht in die Kirche gehen mögen und bist das Jahr noch nicht bei der österlichen Beicht' gewesen. Jetzt, daß es nachher vorbei ist, hab' ich mir gedacht und hab' um den Pfarrer geschickt. Gar lang' wird er nicht mehr ausbleiben. Ich lass' Dich jetzt ein Eichtl allein, thu' Dich bereiten, Franz."

„Mußt nicht, Weib," sagte der Kranke „mußt mich nicht allein lassen in dieser Stund'. — Kannst mir's nicht glauben,

was das für ein Stein ist auf meinem Herzen. Wenn mir nur ein Mensch den Baum von der Brust thät wegheben!"

„So schau nur, der liegt ja schon lang' nicht mehr auf Deiner Brust."

„Wo ist er denn nachher, der Maibaum? Beim Donnersbök? Die Knechte sollen ein paar Ochsen einspannen, sollen ihn herführen zu meinem Haus. Der Stamm ist aus meinem Wald. Und das sag' ich Dir, Weib, das Licht blas' mir aus! Ist's dem Pfarrer in der Stuben zu finster, so mag er draußen bleiben. Der soll mich in Ruh' lassen. Und will er schon Beicht' hören, an meinem Haus vorbei geht der Weg zum Donnersbök; dort mag sich der Pfarrer Sünd' und Laster holen, so viel er will. — Ist der Rappelschmied nicht da?"

Der wurde verleugnet. Aber der Friedel trat leise und rücksichtsvoll in die Stube. Er kam eben vom Pfarrer, den er als Vermittler angerufen hatte.

Die Bäuerin eilte hinaus, daß sie an der Rückseite des Hauses die Fensterbalken schließe, einige Windstöße meldeten sich schon als Vorboten des Sturmes.

„Wollt Ihr schlafen?" sagte der Friedel zu seinem Vater.

„Was fragst denn? Noch weit weg, daß ich schlafe."

„Der groben Red' wegen, die ich am heutigen Morgen hab' gethan," versetzte der Sohn, „laßt's vergessen sein, Vater."

„Ist brav von Dir, Friedel," sagte der Bauer, „und recht, daß Du da bist. Red' mit den Knechten, sie sollen den Baum klein hacken. Und in den Ofen damit, 's ist kalt. Und thu' mir den Gefallen und blas' mir dasselbig' Licht aus; es thut mir weh in den Augen."

Der Bursche that's. Dann sagte er, daß ein Gewitter komme, daß der Pfarrer in der Nähe auf einem Acker sei und

wahrscheinlich im Lindenhof Obdach suchen werde. Auch der Donnersbök sei auf dem Wege zum Lindenhofe, er wolle vielleicht in christlicher Weise den Kranken besuchen.

„Ei geh," wehrte der Lindenhofer, „führ' die Kuh nicht eine Weil' um den Stall herum, ist das Thor offen. Ich weiß recht gut, was Ihr wollt. Den ganzen Weiler wollt' Ihr mir an den Hals hetzen, da Ihr seht, der kranke Mann weiß sich nicht zu hüten. — Ei ja, den Alten, den hat der Baum geschlagen, mit dem wird's gar in der heutigen Nacht; da müssen wir schauen, daß wir ihm das streitig' Waldland noch früher mögen abdrucken. Es kann ja Keiner ruhig schlafen im Weiler, des Markprocesses wegen, Alles kümmert sich drum; nur ich soll still sein, ich, dem dieser Wald das Leben hat vergiftet, den er hat umgebracht. — Ich lass' es ja gelten, ich lieg' auf dem Brett morgen in der Früh'! Und morgen, wenn da unten die Siebenglocke läutet, fragen mich in der Ewigkeit meine Vorfahren: Lindenhofer, was ist dein Letztes gewesen auf der Welt? — Sollt' ich sagen: Das Stück Wald an der Markung, das rechtlich hat zum Lindenhof gehört seit alter Zeit, das Erbe von Euch hab' ich tollwitzig verschanzt? Das ist mein Letztes gewesen! — Friedel, Du bist mein Kind, Dir gehört der Lindenhof. Du bewahr' mir mein väterlich Gut. — An demselbigen Tag, da Du den Streitwald verspielst — bist mir verflucht!"

In großer Aufregung waren die Worte gesprochen. Nach einer Weile entgegnete der Friedel:

„Gebt Ihr den Lindenhof wem Ihr wollt, Vater. Eh' ich mir Unfried' und Fluch auflad', bin ich tausendmal lieber ein armer Tagwerker."

„So sprichst Du!" rief der Alte, wollte sich aufrichten, sank aber wieder zurück auf den Lehnstuhl, „dann bist Du

mein Sohn nicht. Dann bist Du ein Strolch, der sein blutig erworben Erbgut, sein schwer erkämpft Recht leichtfertig verthut."

„O," sagte der Bursche, „ich besteh' auf meinem Rechte, und kostet es Haus und Hof. Mein Recht ist der Friede."

So der Kampf in der Stube; das Ringen vor dem Hause war nicht viel kühler.

Der Rappelschmied wollte in's Haus „zu seinem lieben Freund und ihm Beistand leisten".

Man wies ihn ab.

Der Pfarrer bot seine ganze Ueberredungskunst auf, den Donnersbök mit in die Stube des schwerkranken Nachbars zu bringen. Doch nicht des Pfarrers Gründe, andere waren es, die den Donnersbök endlich bewogen. Wohl, er konnte sich erstens als Kirchenvater mit dem Pfarrer nicht verfeinden. Ferner war es möglich, daß der Nachbar auf dem Todtenbett nachgäbe, und er also leichten Weges zu seinem Rechte käme. — Er trat mit dem Pfarrer in das Haus des Todfeindes.

Das Gewitter kam immer näher und legte sich schwer in das Gebirge.

„Und wetterläuten thut auch kein Mensch!" rief die Lindenhofbäuerin. „Na, heut' geht's zu! Die Weiddirn soll doch um des Himmelswillen fein bald zum Meßner-Rüppel laufen, daß er läutet, sonst ist's aus der Weis' und kein Stammel bleibt stehen auf dem Feld. Und die Dirn soll einen Brotlaib mitnehmen für's Läuten!"

Heute, vor dem Pfarrer sagte sie es doppelt laut, damit er sehe, was sie — die Lindenhofbäuerin — für eine christliche Hausfrau sei.

Der Pfarrer aber belehrte, daß gegen des lieben Herrgotts Willen kein Reden und Läuten helfe, das sei zuweilen

nur ein Mittel gegen den Bann in der Menschenbrust, gegen verstockte Herzen.

Als der Lindenhofer die beiden Männer, denen sich auch ein paar andere Nachbarn angeschlossen hatten, eintreten sah, wendete er sich ab. Wollte von diesen Leuten nichts wissen. —

„Kommt ihnen auch just recht, das Gewitter!“ murmelte er.

Der Priester stand nahe bei ihm. Die Anderen wollte er loshaben.

„Pfarrer,“ sagte er, „Ihr wollt, ich soll Euch beichten.“

„Das Wollen ist hier auf Eurer Seite, Lindenhofer,“ versetzte der Pfarrer, „indeß seht Ihr, daß ich ohne Stola und Ciborium komme.“

Sonach fragte er nach dem Befinden des Kranken, erkundigte sich theilnehmend nach Diesem und Jenem und begann endlich langsam und mit milden Worten auf die gegenseitige Annäherung der beiden Nachbarn hinzuwirken.

Nicht lange redete er, so erklärte der Donnersbök rundweg, er habe sein letztes Wort gesagt, der Lindenhof habe die Mark gefälscht, und das alte Recht des Donnersbökhofes würde erst brechen, wenn die Gletscher niedergingen vom Weißthor.

„Und,“ setzte er bei, „wenn ich heut' dalieg', wo der Lindenhofer liegt, und hör' die Schaufel klingen, die mein Grab gräbt auf dem Kirchhof — ich kann nicht anders. Tausendmal wollt' ich, ich könnt', aber meine Ehr', die bin ich meinen Vorfahren schuldig und meinen Nachkommen.“

„Der Lindenhofer hat ganz dieselben Gründe,“ sagte der Pfarrer, „man kennt Eure Rathgeber und Rechtsführer und wundert sich allenthalben, daß Ihr Euch so hergebt zum Ausbeuten.“

„Ich brauch' keine Rechtsführerei," versetzte der Donnershof, „ich mach' meine Sach' selber. Geistlich Weih' in Ehren, Herr Pfarrer, aber lieber thät's mir sein, es wollt' sich Niemand weiter einmischen."

So wendete sich der Seelsorger zum kranken Lindenhofer, und da ihm auch hier nur Schroffheit und Trotz entgegenkam, zum Friedel.

„Du vermagst viel bei Deinem Vater," sagte er zum Burschen, „laß nicht zu, daß die böse Zeit, die viele Jahre lang wie ein Gottesfluch auf beiden Höfen lag, auch auf Deine Zukunft übergehe."

„Aufhetzen!" fuhr der Lindenhofer drein. „Den Sohn gegen seinen Vater hetzen!"

„Aufhetzen, wo ich besänftigen will!" rief der Pfarrer, „wo zu besänftigen die Pflicht mir gebietet. Dieser Streit um die Mark hat Leben und Lebensglück verzehrt. Wenn Ihr alle Bäume gefällt hättet vom Streitwald und daraus Kreuze gezimmert für Euch und Folterbänke, es wäre des Leides nicht mehr gewesen denn so, da Ihr Euch in stetem Geifer an Gut und Blut und Ehre habt geschädigt. Lindenhofer, ein einzig Wort der Versöhnung stammelt Eurem Feind, und es ist Alles gut, und es segnet Euch ein neuer Freund und weiht dereinst in Liebe eine Scholle Erde Eurem Sarg, und es hebt die ganze Gemeinde ihre Hände und Herzen empor zu Gott, in Brüderlichkeit Euer gedenkend, und es werden Euch in späten Jahren noch Eure Kinder segnen. Euch, Lindenhofer, sind durch dieses Eine Wort: Versöhnung, die Sünden all' vergeben. O, sprecht es aus!"

„Ihr meint es gut," antwortete der Lindenhofer, „aber warum soll just ich nachgeben, dem groß Unrecht ist geschehen? Dieses Streites wegen muß ich in die finstere Erden. Der

dort kann's sehen und bleibt steinhart im Herzen. Wer hat den Baum auf mich geworfen, daß ich muß sterben?"

„Lindenhofer!" rief der Andere „Das sagst mir nimmer. Wer hat den Baum aus der Erden gerissen?"

„Und dem zulieb' soll ich mein Recht fahren lassen?" röchelte der Kranke.

„Thut es aber doch," fuhr der Pfarrer fort, „thut es Euch selbst zulieb' — ihm zum Trotz, wenn Ihr wollt, denkt an den Unschuldigen, den die Sünder an's Kreuz geschlagen haben. Seid größer, Lindenhofer, und seid stärker im Sterben noch als Euer Feind in seiner Lebenskraft. — Für Euch ist vielleicht keine Zeit mehr zur Versöhnung — er kann's gut machen an Eurem Kinde, kann's vielleicht auch nicht." — Und gegen den Donnersbök gewendet: Nicht dieser Mann allein, wir Alle, Donnersbök, auch Ihr, stehen an des Grabes Schwelle. Nehmt die Stunde wahr! Höret, draußen wüthen eben jetzt die Gewalten Gottes, denen wir hilflos gegenüberstehen. Zu jeder Stunde halten die Elemente tausend Waffen gegen uns bereit, wovon eine einzige tausendfach uns verderben kann. Wahrlich, es ist nicht klug, uns selbst noch Feinde zu schaffen aus unserer eigenen Brüder Schaaren. O, möchten alle Menschen, statt sich zu bekriegen und zu peinigen, mit ihren ganzen Kräften und Mächten einander liebreich Trost und Zuflucht sein auf dieser Erden, die kurze Zeit, da sie das Sonnenlicht schauen über den Gräbern!"

Das war priesterlich gesprochen, und des Donners und des Sturmes Stimme draußen half ihm predigen. Scharfe Blitze loderten an den Fenstern vorüber, an denen Regen und Schloßen sausten. Ueber dem Weißthore her war ein seltsames Getöse, und unten im Weiler jammerten die Leute,

und zahllose Dachbretter, vom Sturme losgerissen, tanzten in den Lüften.

Der Friedel war in's Freie geeilt, um irgendwo zu schützen, beizustehen.

Der Lindenhofer winkte, daß er allein sein wolle. „Ihr allmiteinander wälzt ihn nicht weg, den Baum von meiner Brust."

„So seid Ihr taub für des Freundes Wort, taub für die Stimme Gottes, die vielleicht in diesem Augenblick Euer Haus bedräut, Euer Besitzthum begräbt, wofür Ihr Eure Seelenruhe hingeopfert. Vermag Maiensonnenschein und Wetterstrahl und Sterbekerzenschimmer Euer Gemüth nicht zu erhellen? — Dann," schloß der Pfarrer, „bin ich meines Amtes ledig. Was soll ich nur entgegnen, wenn eines Tages Euer Leib um Friedhofserde bittet, und die Gemeinde versagt sie und schließt ihn aus dem christlichen Bund, weil er unversöhnlichen Herzens ist gewesen?"

Jetzt ächzte der Lindenhofer schwer und verdeckte sein Angesicht. Aber — wie schon manch ein finsterer Dämon, dem das Menschenherz so lange erschlossen war, dasselbe umstricken mag — der Bauer schüttelte den Kopf: er will nicht, er will nicht.

Der Donnersbök wollte davon, da strömten Menschen schreiend und händeringend zur Thür herein: „Das Wasser, das Wasser! Die Lawinen! Der Wald bricht zusammen, Du heiliger, starker Gott!"

„Der Wald!" rief der Donnersbök. „Soll hin sein in des Teufels Namen!"

Kaum die Nachricht verkündet, war schon eine zweite da: „Lindenhofer! Donnersbök! Eure Kinder! allbeide sind sie weg — fortgerissen — ertrunken — verschüttet!"

Alles stürzte davon. Auch der Lindenhofer wollte hinaus, aber vor dem Tische mit dem Crucifix brach er zusammen. „Hilf, o Maria! mein Sohn!“ wimmert er noch. Dann ist es still in der Stube und nur der Sturm braust und brandet an den Fenstern. —

Eine Weile kniecte der Kranke an den Schragen des Tisches gestützt. Dann starrte er wirren Auges, wie aus Träumen erwachend, um sich.

„— Jetzt,“ murmelte er tonlos, „sind sie Alle fort. Jetzt bin ich allein. — Eine traurige Mähr' haben sie in's Land gebracht. Der Streitwald ist gebrochen. Den Lindenhofer hat der Baum erschlagen. Sein einzig Kind ist ertrunken. — — Jetzt ist's gelöscht. — Jetzt hat's ein End'. — — — Und dem Lindenhofer, hört man, dem wollen sie das Grab versagen auf dem Kirchhof? Der soll nicht liegen bei seinen Vorfahren, bei Weib und Kind, für die er hat gestritten? — — O heiliger Gott! Ich, ich bin's ja! — Und bin ich denn nicht im Recht gewesen? Hab' ich denn nicht gehandelt nach Ehr' und Gewissen? — Bin ich denn nicht in Ansehen gewesen so viele Jahre lang? — Und jetzt ein solches End'! Verstoßen aus geweihter Erden! — Die Raben fliegen hin über die Haide — und scharren das Grab auf — der Mond scheint hinein — und die bleichen Gebeine, das sind des alten verfluchten Lindenhofers Gebeine! — O Jesus, Jesus, was ist das für ein Leben, was ist das für eine Welt gewesen!“

Krampfhaft emporgerichtet hat er sich bei diesen letzten Worten, hat mit beiden Händen nach dem Crucifix getastet — hat es nicht erreicht — ist schwer und dröhnend zusammengebrochen.

Achtzehntes Capitel.

Wasser kann die Lieb' nicht löschen.

Die Weiddirn, die Traudel war, wie es ihre Bäuerin befohlen, mit dem Brote gegen den Weiler hinabgeeilt, damit wettergeläutet werde. Im Laufen fiel ihr der Laib Brot aus dem Arm und kollerte den Berg hinab. Sie lief ihm nach und dachte sich unterwegs, wenn ich ihn nicht mehr krieg' und dem Meßner nicht geben kann, so muß ich selber läuten. In der Schlucht stand eine ausgebrannte Kohlstatt des Donnersböklhofes, auf dieselbe kugelte und hüpfte der Brotlaib los; an der Wand der Köhlerhütte zerschellte er.

„Sakra, wer läßt mir denn da Steine herab!" rief ein Mann und sprang aus der Hütte.

„Der Lipp!"

„Die Traudel!"

„Ja, was thust denn Du da in dem finsteren Kobel?"

„Unterstehen, weil das Wetter kommt. Und Du? Der Brotlaib ist Dir ausgekommen? Wo hast denn hinwollen damit?"

„Zum Meßner, daß er wetterläutet, heut' kommt's grob. Jetzt, die Trümmer da, die kannst Du essen und ich geh' läuten."

„Ist zu spat, schau, es fallen schon die eiskalten Tropfen. Komm mit in die Hütten."

„Wird eh das Gescheitest' sein," meinte die Traudel.

In der Köhlerhütte war's, als der Lipp die Thür zugemacht hatte, auf daß der Regen nicht sollte hereinspritzen, rechtschaffen finster. Der Lipp setzte sich auf die Steinplatte, auf welcher sonst die Feuerstelle war; die Traudel blieb aber stehen und blickte zum Fensterchen hinaus, und es war ihr nicht recht zu Muthe.

„Traudel,“ sagte der Lipp, „Du kannst Dich jetzt da zu mir auf den Stein setzen, oder kannst dort stehen bleiben, wie Du willst, aber ich muß Dir was sagen.“

Sie blieb am Fenster stehen.

„Traudel, was meinst, wenn wir ernst machen thäten?“

Sie zwickte mit zwei Fingern ein Holzspaltchen von der Wand.

„Was meinst?“ fragte er wieder.

Sie war sehr roth im Gesicht.

„Mir ist es auch recht,“ flüsterte sie, „aber haben — haben thu' ich nicht viel. Halt seiner Tag die mütterliche Sach' und die ist kleinding.“

„Wir werden schon hausen. Ich hab' dreihundert Gulden Silbergeld und eine tragende Kuh, sie steht beim Stimmelbauer im Stall. Wir heben eine Wirthschaft an; meinetweg lassen wir uns am Sonntag schon verkünden. — Geh' her, meine Traudel, gieb mir die Hand drauf, nachher wären wir auf gleich.“

Sie gab die Hand und sie waren auf gleich, die zwei armen Dienstboten, und da konnte kein reicher Vater trotzig Nein sagen, weil keiner da war.

Die Verlobung wäre in der Köhlerhütte gewiß sehr trautsam gefeiert worden, da huben auf dem Dache plötzlich wieder Dinge an zu knattern. Die zwei Leutchen schreckten auf, da sahen sie es, daß draußen große Schloßenstücke vom Himmel sausten, vor der Hütte wurden Männerstimmen laut; der alte Natz schleppte einen blutenden Mann zur Thüre herein.

Der Heuschreckfranzl war's, er kauerte auf den Boden hin, drückte seinen Arm in's Gesicht und wimmerte: „Auweh, auweh, mein Aug'! mein Aug' ist hin!“

Ein Eiskorn, so groß wie ein Hühnerei war ihm in's Gesicht geflogen, der Natz war dazu gekommen und beigesprungen und band ihm nun sein Tuch um das Haupt und labte ihn mit Wasser.

„— Daß es g'rad der muß sein — der mir hilft!" wimmerte der Franzl.

„Von Herzen gern," sagte der Natz, „wenn ich Dir nur was lindern kann. Der Lipp da ist so gut und rennt zum Bader, und ich und die Dirn machen Dir da dieweilen ein Bett zusammen, 'leicht ist Dir besser, wenn Du liegst."

„Freilich, freilich; Natz, mein Natz, mir ist hart zum Versterben."

Draußen war ein mächtiges Brausen; die Erde bebte, die Hütte krachte.

„Leut'! Leut'!" rief der Lipp, „geschwind macht Euch auf, sonst seid Ihr Alle hin. Das Wasser ist da!" Er faßte die Traudel, sie sprangen davon, kletterten den Hang hinan.

Der Natz packte den Verwundeten auf.

„Laß' mich liegen!" rief dieser.

„Im Stich laß' ich Dich nicht," schnaufte der alte Soldat, „halt Dich nur fest an meinem Hals, so; ich trag' Dich schon!"

Sich selbst mit der Krücke stützend, schleppte er den Andern hinaus, da verschob sich schon die Köhlerhütte, unter Aechzen und Krachen ging sie in Trümmer — Wasser und Schutt schossen drüber hin.

Als die Leute unter einem Ahorn kauerten, mitten in Regen und Sturm, und der Franzl sein glühend Gesicht an die Brust des Invaliden drückte, sagte er die Worte: „Das ist die Straf'! Dir hab' ich das Haus niedergebrannt, mein Natz, jetzt, jetzt hab' ich selber kein Dach zum Sterben und keine Liegerstatt, als wie Dich."

„Mach' Dir nichts draus, daß Du hart liegen hast auf mir," antwortete der Alte. Da gab es schon wieder was Neues.

— Es ist früher erzählt worden, daß der Friedel aus dem Hause geeilt war, um zu schützen und beizustehen.

Bald sieht er: das Wasser kommt. Unten in der Schlucht hört er Lärm. Er will hinab, da sieht er durch den wilden Schleier des brausenden Regens an der jenseitigen Lehne die Flori heranlaufen zur Thalung, sie sucht den Vater.

„Der ist bei uns!" ruft ihr der Friedel zu. „Schau' auf Dich selbst!"

Wie sie aber zurück will gegen das Haus, sieht sie, es schießt das Wasser hinter ihr nieder, versperrt den Rückweg. Schon ist der Bursche bei ihr, faßt sie am Arm: „Nur voran, Nur nicht verzagt!"

Ein schauerlich Gießen und Hageln, vom Weißthor nieder krachen die Felsen, im Walde knattern die brechenden Stämme! die Wipfel fliegen im Sturmwind. — Die Kinder der beiden Höfe eilen, fliehen, wie der Boden schon wankend wird unter den Füßen. Leuchtet der Blitz, so sehen sie das Haus. Da tobt mit einemmale vor ihren Füßen ein gewaltiger Wasserstrom nieder mit Erd' und Gestein und krachenden Stämmen. Nicht vorwärts und nicht mehr rückwärts. — Der Boden zittert, hebt an zu wanken. Fester faßt der Bursche das Mädchen: „Flori!"

„Friedel!" schrie sie auf, ihn wild umfassend, „jetzt müssen wir fort!"

„Herbei! Kommt ihnen zu Hilf' um des Herrgott's heiligen Willen!" jammern die Leute am Ufer und fahren planlos durcheinander. Jeder will helfen, Keiner weiß Rath, Alle schlagen die Hände zusammen. — Und siehe, da geschieht

das Wunder: Ein Lahmer läuft herbei und schiebt mit seiner Krücke die Leute auseinander, daß er Platz hat. Eine Kraft hat der Mann, daß man's schier nicht möcht' glauben. Der Stamm des gebrochenen Maibaums liegt da, und wie sich's schon oft fügt, will eine Stunde glückselig sein: diesem giebt er einen Ruck; der glatte Stamm rollt, rutscht und fährt über die Schlucht des Wildwassers.

Mit neuem Muthe faßte der Friedel das Mädchen: „Die Augen zumachen!" — Drei sichere Sprünge über den neugebildeten Steg, und sie stehen am festen Gelände.

Und höhere Fluthen tosen nieder vom Gebirge, und fortgerissen ist der Stegbaum, und grollend schiebt und wild brandend fährt der ganze Erdstrich in die Tiefe.

Das gerettete Paar führen sie jubelnd in den Lindenhof. Der Donnersbök hat ein sehr blasses Gesicht bekommen, er schaut seine Tochter an, schaut den Friedel an, den Lindenhofsohn.

Den alten Lindenhofer fanden sie in Ohnmacht liegen vor dem Tisch.

Der Friedel und der Donnersbök hoben ihn auf. Er blickte gar verwirrt um sich.

„Da sind ja Leut'," stöhnte er, „so viel' Leut'. Sind Alle wieder da, die sie vor lang' begraben haben. Du — Du auch, Kind? Du steigst aus der Friedhofserden. — Schau, Deinen Vater haben sie verscharrt auf der Haiden. Die Raben haben mich aufgeweckt. Sie sagen, ich kunnt nicht selig werden, der Feindschaft wegen. — Jetzt ist der Wald verbrannt zu Aschen. Dort — dort brennen die Wolken! Jetzt — schrecklicher Gott — jetzt steigt der Richter nieder!"

Er umklammerte die Kniee der Umstehenden. Schwer gelang es den fieberirren Mann zu beruhigen.

„Lindenhofer,“ sagte der Pfarrer, „seht, gute Menschen stehen nun um Euch, die Euch vergeben und lieben, wie Gott Euch vergeben und lieben wird. — Da seht Euren Sohn aus Todesnoth gerettet — gesund und jung uns wieder geboren.“

„Und nicht — die Auferstehung von den Todten?“ stammelte der Kranke. „Ach — auf meinem Herzen liegt der Grabstein noch.“ —

Er lehnte im Sessel und schloß die Augen. Der Bader wollte auch was sagen, so sagte er: „Die Krisis ist vorüber.“

— — Und der Natz? Hatte Niemand den Natz gesehen? Ein jäher Schreck ging durch Aller Herzen. Sie stoben hinaus in Nacht und Nebel, um ihn zu suchen. Sie fanden ihn unten am Ahornbaum, wo er, der Lipp und die Traudel um den getroffenen Heuschreckfranzl beschäftigt waren.

Der Bader eilte hin; der Natz wurde in's Haus gebracht. Die Flori fiel ihm um den Hals und rief: „Gott wird Dich segnen!“

„Nur stad, nur stad!“ sagte der alte Soldat. „Der Natz ist so was nicht gewohnt und ein spottschlechtes G'stell hat er auch, den rennt der Segen Gottes leicht über 'n Haufen.“

„Ist ihm nichts geschehen? Doch nichts geschehen?“ fragten sie sich.

„Guckt, Leut',“ sagte er, „ein Stückel geht ab. Hat Keiner draußen wo meinen Fuß gesehen? — Bigott, den hab ich verloren!“

„Deine Krücke!“ rief der Friedel, „die hat 'leicht das Wasser geholt — ist ja vom Streitwald gewesen. Natz, von heut' an kannst spazieren mit Roß und Wagen!“

Der Pfarrer sagte: „Ich kenne einen Käfer, den treten die Leute am hellichten Tage mit Füßen, weil er aschgrau und ungestalt ist. Aber kommt die Nacht, da glänzt er wie

ein Stern — da ist er zu erkennen. So ein Käfer ist unser braver Natz."

Der Alte wollte sich just bedanken für die Ehr', aber er wußte nicht wie und ließ es bleiben. Der Flori schlich er zu und flüsterte: „Seid Ihr schon auf gleich mit den Vaterleuten? Nicht? — Ja, Ihr leichtsinnig Volk allzwei, mahlt der Müller nicht, wenn er Wasser hat, so verhungert der Bäcker beim Brotkorb. — Und Wasser ist heut' da."

Flüsterte ihm schon der Friedel in's Ohr: „Heut' ist der Natz der Hahn im Korb, heut' muß er die Geschichte einfädeln."

Da räusperte sich der Alte.

„Zwei verliebte Leut' thät ich wissen!" platzte er heraus, so daß es dem Friedel und der Flori blau vor den Augen wurde.

„Just früher hab' ich sie gesehen. Wart', wir fangen sie!" und bald brachte der lustige Alte, dessen Humor gar nie zu verderben war, den Lipp und die Traudel zur Thür herein.

Das andere Paar machte große Augen. Der Lipp und die Traudel waren verlegen inwendig und waschnaß auswendig.

„Da schaut einmal," rief der Natz, „der Markproceß hilft nichts, Liebschaften giebt's doch über den Graben hin und wieder. — Es hat zwar keinen Schick, daß man an einem solchen Tag, wie der heutige ist, bräuteln geht, aber weil wir schon dastehen, so machen wir's fertig." — Mit diesem Gedanken trat der Lipp ungeschickter Weise vor den Lindenhofer hin und sagte: „Daß ich halt ein Wörtel möcht' reden. Wie mich vor ein paar Wochen der Bauer der Dirn wegen hat fortgeschickt, hätt' ich selber nicht glaubt, daß ich heut' mit einem solchen Anliegen wieder sollt' dahersteigen. — Nur desweg ist's, daß ich's sag', ich und die Traudel haben es ausgemacht und der Bauer wird nichts dagegen haben,

daß wir zusammenheiraten. Daß weiters keine Unehr' ist. So, und jetzt — denk' ich, Traudel — kunnten wir wieder gehen. Wir wünschen baldigen Gesund."

Der Lindenhofer winkte matt mit der Hand: es wäre schon recht.

Neunzehntes Capitel.

Sie kriegen sich.

Vorbei das Gewitter.

Seine Spuren werden nach hundert Jahren noch zu sehen sein. Vom Weißthorwald, wo einige Jahre früher die Bäume geschlagen worden, war ein Bergsturz niedergegangen. Und wie einst eine Lawine das Grenzbächlein entzweite und damit auch die beiden Großbauern, so glich das heutige Ereigniß Alles wieder aus. Das ganze Joch des Streitwaldes war vernichtet, mitsammt Baum- und Erdreich in die Tiefe gefahren.

Jetzt war den großen, störrigen Kindern das eitel Spielzeug, um das sie so lange gezankt, aus der Hand genommen. Die findigsten Leute in der Rams hatten gestritten, hatten geforscht, hatten die Markung nicht gefunden. Das Wasser hat es getroffen; nicht rechts und nicht links liegt die Grenze, gerade über die Mitte hinab hat es den Graben gerissen. Der ist so weit und tief, daß zwischen Lindenhof und Donnersbök in Ewigkeit kein Grenzstein mehr sein wird.

Mitten in der Schuttwüste, die zwischen den beiden wohlgeborgenen Gehöften starrt, durch deren Schründe noch die Wetterwässer brausen, steht ein einziger Baum, eine alte Fichte. Wie durch ein Wunder ist sie bewahrt geblieben. Auf ihrem Wipfel prangt ein Geiernest, und im Geiernest saßen damals zwei Bekannte: der Roßdoctor und der Rappelschmied. —

Im Geiernest sind diese Herren prächtig gut aufgehoben, meint der alte Natz. Aber sie sind eben auch vom Gewitter überrascht worden und haben sich in Wassernoth dort hinauf geflüchtet. Jetzt ist's finstere Nacht und die Beiden können nicht herab, und der Geier rauscht um den Wipfel.

„'leicht holt er sie gar!" meint der Natz. Weiteres denkt er nicht viel auf die Zweie, er hat jetzt ganz andere Gedanken.

Ein Schalk ist er seiner Tage gewesen, seit er der hinkende Bettelmann heißt, ist er ein noch größerer worden. Wo es in Noth und Drangsal hinkt auf der Welt, da ist der Humor der beste Stelzfuß. Der Natz setzt damit über Alles hinweg. Und auch jetzt gewann er damit den Proceß.

Sie waren noch Alle beisammen in der Stube des Lindenhofes. Der Starrsinn war gebrochen. Alles schaute auf den Retter; der Natz sagte: er hätt's gewollt, und der Zufall hätt's gethan. Den Baum hätte er nur angestoßen mit dem Fuß, dann wäre derselb' selber gerutscht und hätte sich — ein gutherziger Maibaum — zwei verliebten Leuten zum Steg gemacht. Die Nachbarsleute seien heutzutage ja schon alle kreuzweis in einander verliebt.

Der Donnersböl horchte auf.

„Arg genug," sagte der Natz, „daß ich, der Bettelmann, da muß dreinreden. Aber weil's schon heißt, ich hätt' heut' aus der Noth geholfen —"

„Sollst es nicht umsonst gethan haben," unterbrach ihn der Donnersböl und langte nach seiner Brieftasche.

„Den Beutel laßt zu, aber die Augen macht auf!" rief der Natz, „seid ja doch nicht blind! Ist Euch denn gar noch nichts eingefallen? — Jetzt, wenn die G'schicht schon so närrisch ist angestellt, daß Keiner den Streit kunnt aufgeben,

und giebt schon kein Predigen vom Herrn Pfarrer und kein Kreuzdonnerwetter vom Herrgott selber was aus, weil jeder der Steinharten fix und dabei bleibt: die Grenzmark müßt' er festhalten für seine Kinder — so weiß ich bigott kein ander Mittel: die Kinder sind da, verheiratet sie zusammen, hat jedes seine Mark — was mein ist, ist Dein — und der Proceß ist aus!"

Nun war's lebendig in der Stube und der Donnersbök rief abwehrend, „Na, da geht's ja g'rad' zu wie in einer Komödie!"

„Das ist gewiß, Bauer, und deswegen muß zum B'schluß fest d'rauf losgeheiratet werden." —

Noch in der Nacht wird's bekannt im Weiler: Der Lindenhofersohn hat der Donnersböktochter den Maibaum gesetzt.

„Und der Natz ist für mich eingestanden!" rief diesem der Friedel zu. „O, der Natz ist mein wahrer Freund —"

„Und Proceßführer."

„Mein Brautwerber!"

„Dein Brautwerber ist der liebe Herrgott selber," sagte der Natz, „hätt' der sein Wörtel nicht dreingeredet, der Tag hätt' kein solches End'!"

Als der Friedel und die Flori vor den Eltern hockten und um's Jawort baten, reichten sich über ihren Köpfen die beiden Nachbarn die Hände.

„In Gottesnamen!" murmelte der Donnersbök.

Der Lindenhofer athmete auf und sagte: „Gottlob, jetzt ist er weg, der Stein von meinem Herzen!"

„Versöhnung und Frieden, der wahre Segen," sprach der Pfarrer salbungsvoll, „dieser sei mit Euch, mit der Gemeinde und der ganzen Welt!"

Da blinzelte der alte Natz auf sein Bein, in das ihm bei Preßburg die Kugel gefahren war, und er murmelte in seinen Strickstrumpf hinein: „Ist der Segen was nutz, so giebt's auf der Welt bald keinen Grenzgraben, keinen Markstreit und keinen hinkenden Bettelmann mehr."

* * *

Die beiden Höfe sind eins geworden, der Friedel und die Flori auch. Die alten Bauersleute reden manches Wörtlein in die Wirthschaft drein, lassen es übrigens gehen, wie es Gott und den Jungen gefällig ist. Jeder hat das Bewußtsein, den Proceß durchgesetzt und gewonnen zu haben. Das junge Ehepaar lebt auf dem Lindenhof. Auf dem Donnersböckhofe sind als Meierleute der Lipp und die Traudel angestellt. Auf den Schuttlehnen des ehemaligen Streitwaldes blühen wieder die Eriken. Die alte Fichte mit dem Geierneste steht noch, aber die Winkeldoctoren sind weg.

Der alte Soldat, der seine Sach' so wacker verfochten, ist kein Bettelmann mehr. Er wandelt bisweilen Arm in Arm mit dem Heuschreckfranzl über die Felder; der Eine hat nur einen guten Fuß, der Andere nur ein gutes Auge. So hat Einer den Anderen zu brauchen.

Oder der Natz sitzt in seinem Stübchen des Lindenhofers und hat zur Rechten und zur Linken eine Wiege. Er kann gar nicht mehr stricken, muß wiegen mit beiden Händen, sollen die kleinen Störenfriede nicht schreien.

Dann weiß er ein Liedchen, das singt er ihnen vor:

„Wenn nur's selb' Vögerl käm,
Welch' das süß' Liedel hätt'
Das Haß und Streit in Ewigkeit
Schön z' Schlaf singen thät."

Das Liedel wird gesungen werden dereinst. Aber — wenn Haß und Streit schlafen, wird auch die Liebe nicht mehr wachen.

Das Letzte wird der Friede sein.

Der Hinterschöpp,

oder die Geschichte dreier zweifelhaften Personen.

Aus dem ersten Capitel wird man nicht klug.

Für den Hinterschöpp in Schneewaldbach war das ein sauberer Pfingstsonntag.

„Mein Lebtag weiß ich noch keinen solchen Pfingstsonntag!" rief er dem Sarge nach, den zwei Männer aus dem Hause trugen und etliche Weiber und Kinder mit lautem Gebete begleiteten.

„Vor der Nase stirbt sie mir weg, und just jetzt. Wer kunnt Dich denn g'rathen (entbehren)?" So rief er ihr nach, die im Sarge lag, und die Leute schauten verwundert zurück; einen solchen Scheideruf hatten sie noch nicht gehört.

Sie hat ihm manche Bosheit zugefügt, aber jetzt ihm das junge Kind in die Händ' legen und auf „siehst mich nimmer" davonrennen, als wie wenn sie gar niemals zusammengehört hätten — das war doch der ärgste Streich, den sie ihm anthun konnte.

Der Hinterschöpp stand an der Hausthür und zwischen den Hollerbäumen lugte die Sonne auf ihn. Solche Leute sieht sie wahrlich nicht alle Tage wie diesen Hinterschöpp. Schon von auswendig gab er ein wunderliches Bild. Er war

ein sehr schlanker, hagerer Mann, er trug einen braunen zerschlissenen Lodenrock, der bis über die Waden hinabhing. Die Füße staken in grauen Wollpatschen, und das war's, was sein Weib — Gott schenk' ihr die Ruh'! — so oft geärgert hatte, daß er meist plötzlich vor Einem dastand, ohne daß man ihn gehen gehört. Aus dem Habit ragte ein schlanker, brauner und runzeliger Hals hervor, auf welchem ein kleines, gealtertes Haupt saß — ein Haupt mit seltsamem Gemisch von Schönheit und Häßlichkeit. Die Augen, welche sich unter den weitvorstehenden Stirnknochen hineinduckten, waren klein und hellgrau und zeigten ringsum gar keine Schattirungen, weil die Brauen die Farbe der Haut hatten. Die Nase machte oben zwischen diesen Aeuglein einen kecken Sprung hervor, um dann in einem scharfen, senkrechten Sattel niederzufallen. Haare und Bart waren schon etwas grau und zum Theile kurz geschnitten, zum Theile verfilzt und verworren. Die dünnen Lippen waren jetzt, da er seinem ihn treulos verlassenden Weibe nachblickte, etwas zusammengepreßt, nur ein einziger schneeweißer Zahn stach dazwischen auf der linken Seite hervor. Auf dem Kopfe hatte er einen sehr hohen Filzhut, der seine Gestalt noch schlanker und abenteuerlicher erscheinen ließ. Ganz stramm stand der Mann da; — man kann auch gerade aufwärts stehen, ohne bei den Soldaten gewesen zu sein!

Und als er so an der Schwelle seiner Hausthür dem Tode nachstarrte, meldete sich hinter ihm ein junges Leben.

„Es kreischt schon wieder! — So wird es heute kreischen, und morgen und jahrelang — und der Alte soll die Kindsmagd sein. Und ist es groß und kreischt es nimmer, und ist der Alte selber ein Kind, das man heben und legen muß — nachher ist wieder ein anderer Teufel da .... Weib, Du

hast ganz Recht gehabt, daß Du durchgegangen bist. — Jetzt möcht' sie schon da sein, die Schraglin."

So muß der Mensch mit sich selber reden, wenn Keiner mehr da ist, der ihm zuhört.

Das Keifen des zottigen Hündleins verkündete aber, daß Einer komme. Auf dem Fußsteig zwischen dem Haselnußgesträuche wackelte mit einem langen knorpeligen Stocke die Schraglin herbei. Der Hinterschöpp war Kleinhäusler, der zwischen Wildwiesen und Laubwäldern einen Erdäpfelacker und einen Krautgarten besaß, und auch noch ein mit Kohlenlösche gedüngtes Salatbeetlein mit etlichen Nagelstöcken, die an der nun verstorbenen Hinterschöppin stets eine sorgsame Pflegerin gefunden hatten. Der Schöpp arbeitete zumeist als Holzknecht in den Wäldern, oder als Kohlenbrenner, oder als Tagwerker draußen in den Bauernhöfen. Er that, was sich gab und was ihn freute, erwarb die nöthigen Bedürfnisse seines kleinen Hauses und war ein freier Mann. Die Schraglin war die Witwe eines Flickschusters und Curschmiedes, hatte einen Sohn beim Militär, war des Weiteren aber an keinen Menschen gebunden, und auch an keine sonstigen Dinge, weil sie eben nichts besaß. Im Sommer hatte sie bisher ihr Brot mit Eierhandeln und Botengehen verdient, bis sie dazu, nicht etwa aus Wohlleben, sondern aus Naturanlage nachgerade zu wohlbeleibt wurde. Im Winter war sie bei den Bauern und nähte und spann, ließ sich auch als Krankenwärterin recht gut verwenden; und war es, daß ein Weib in seinen verschiedenen Umständen Rath oder gar Hilfe heischte, so ließ sich die Schraglin gern finden und brauchen.

Hatte denn auch der Hinterschöpp in seiner Noth nach der Schraglin geschickt. Aber sie war auf weiten Wegen gewesen, und jetzt da sie kam und nach der Hinterschöppin

fragte, gab ihr der Schöpp achselzuckend zur Antwort: „Ja, die Hinterschöppin, die ist auf einmal so viel vornehm worden — hat mir die Treu aufg'sagt, hat sich auf den Schragen gelegt!"

„Jesus Maria Josef Joachim und Anna!" schrie die Schraglin und ließ den Stock aus der Hand fallen. „Da steht noch die Ampel auf der Bank!"

„Hat letzt' Zeit ein Nachtlicht haben müssen."

„Und das Kreuz!"

„— steht auch noch da. Das hat sie mir im Haus gelassen."

„Hinterschöpp! Sie ist Dir gestorben!"

„Das war närrisch. Jetzt hätt' sie ein Kind gehabt; hat ja fortweg eins haben wollen. Und wie es schreit, lauft sie davon. — Schraglin, ich möcht' auch am liebsten davonlaufen!"

Die Schraglin war schon in die Stube geeilt, wo das Kind wimmerte. Er sprang ihr nach und führte sie wieder vor das Haus und sagte hastig: „Schraglin, ehvor Du was anrührst im Haus, müssen wir allerlei miteinander ausreden."

„Geh, geh, reiß' Eins nicht so herum, jeder Mensch kann nicht so rührsam aus- und einrennen, wie Du. Was kunnten denn wir miteinander zu reden haben, kaum daß Dein erstes Weib aus dem Haus getragen ist."

„Schraglin, Du denkst weiter als wie ich!" lachte der Schöpp mit hohlem Tone. „Die Narrheit zweimal machen, an das hab' ich noch nicht gedacht; aber eine Wirthschafterin muß ich im Haus haben, und das auf der Stell'." Er hub die Hände vor ihr auf, er klammerte die Finger aneinander. „Verlaß mich nicht, Schraglin!" Er weinte.

„Wenn's ihretwegen ist," rief sie, „so leid' Dich aus — leid' Dich nur aus. Aber meinetwegen darfst keinen Tropfen weinen. Wenn ich einmal seh', Du stehst auf mich an, so verlaß ich Dich nicht. Wenn Du Dir's gut überlegt hast, so daß ich auf Deine Hauswirthschaft soll schauen, und das Kind warten — Gottswegen, sag' ich. Aber eine Geiß bring ich mit, Schöpp, und die mußt mir fuhren (hegen, nähren)."

„Die Geiß können wir brauchen; der Kleine schreit eh schon nach der Milch."

„Ist's ein Bub?"

„Ein Bub! Warum?" murmelte der Schöpp und blickte sie schief an.

„Nachher ist's ein Unglück. Nur keinen Buben, sag' ich alleweil, wer nicht groß Haus und Grund hat, daß er ihn kann ansässig machen."

„Haus und Grund hab' ich nicht, hab's nie gehabt, krieg's auch nicht."

„Glaubt man Dir gern, Du bist kein Großbauer, man sieht Dir's an. Nichts für übel. Schöpp, Du wirst es nicht meinen, ich trag' auch mein Kreuz auf dem Herzen. — Mein Hansel, der beim Soldatenleben ist, der ist jetzt wieder so viel geschlagen worden."

„Aha!"

„Er laßt mir's schreiben und da steht's zu lesen." Sie hatte den Brief bald zur Hand; er war zerknittert und war feucht. Der ihn schrieb, hatte geweint; der ihn las, hatte auch geweint. Das Regiment liegt in Ungarn; der Hansel hatte es nicht mehr ausgehalten, war in einer Nacht aus der Kaserne geflohen, hatte heim wollen. Sie nahmen ihn gefangen und schickten ihn dreimal durch die schlagende Gasse. Den Rücken haben sie blutig geschlagen, aber das Heimweh haben

sie nicht erschlagen. — Und das ist der Schmerz der armen Schraglin, den ihr von nun an der Hinterschöpp tragen helfen muß, weil sie auch sein Leid erleichtern will.

„Ja!“ sagt der Hinterschöpp und lacht, „so gut hätt' ich's auch haben können, aber — gescheit — gescheit muß man sein! — Daß du weißt, ich vertrau' Dir, Schraglin, so werde ich Dir einmal ein Geheimniß sagen. Mußt aber fein still sein! Sonst hat es nur mein Weib gewußt, schau, und mein Weib ist auch still. Ich bin nicht der Mensch, mußt wissen, der nichts Heimliches bei sich behalten kunnt, aber Dir sag ich einmal was.“

Dabei ging er über den Lehmboden auf und ab, hatte die Hände hinter den Rücken und den Hut tief über die Augen gedrückt. Wie ihn das Weib so ansah, da wollte sie es wohl glauben: der kann was wissen. Er war fast unheimlich anzuschauen, der hagere, braune Hinterschöpp mit dem kleinen Kopf und dem hochragenden Hut darauf. Stand er aufrecht, so war's, wie ein Ausrufungszeichen, lag er ausgestreckt auf der Holzbank, so war's ein Gedankenstrich.

Jetzt wieder ging er über den Boden auf und nieder wie ein Fragezeichen, das sich einmal in die Höhe gereckt hatte, so daß es die schwarzen Trambäume der Hütte fast berühren wollte.

Als ihn die Schraglin eine Weile angesehen hatte, sagte sie: „Hinterschöpp, wenn Du etwan auf das Fragen wartest, was Du denn für eine Heimlichkeit in Dir hättest, so magst lang' auf- und abgehen. Ich bin keine von den neugierigen Weibsleuten, ich paſſ' gern bis auf den jüngsten Tag, wo Alles aufgedeckt wird.“

Damit kriegte sie ihn herum.

„Ja so,“ sagte er, „auf den jüngsten Tag, meinst. Bist nicht dumm. Wir warten Alle auf den jüngsten Tag. Aber

ich denk', da werdet Ihr Weibsleute noch ganz andere Sachen zu hören kriegen, daß Du auf mein Ding gar nicht wirst losen wollen. Jetzt mußt mich betrachten, jetzt — Schraglin, red' Dich aus einmal, was sagst zum Hinterschöpp?"

„Was kunnt ich denn zum Hinterschöpp sagen," gab sie ihm zur Antwort und maß ihn traurig vom Kopf bis zu den Füßen, „ein alter Witiber ist er."

„Verstehst mich nicht — was Du zum Namen Hinterschöpp sagst?"

„Zum Namen? — an dem ist schon gar nichts d'ran."

„Hast recht, gehört auch nicht mein. — Wie lang' kennst mich, Schraglin?"

„Wie lang' soll ich Dich denn kennen? Ich versteh's nicht, was Du mich heut' so herumfragst. Dich weiß ich schon seit dem großen Schauer her.

„Bist recht. Im Jahr, wie der groß' Schauer ist gewesen, bin ich hergekommen. Das wird jetzt zehn Jahr' sein."

„Du Halbesel, seit dem großen Schauer sind schon dreiundzwanzig Jahr aus. Ich weiß es daher, weil in demselbigen Jahr das Maxinhof-Haus ist niedergebrannt und ich just in der guten Hoffnung mit meinem Hansel bin gewesen."

„Ein rechter Altweiberkalender. Ich kenn' mich nicht aus, was das für ein Beweis sein soll, daß es schon dreiundzwanzig Jahr' her ist."

Jetzt zählte sie ihm's an den Fingern vor: „Mein Hansel ist dreiundzwanzig Jahr alt, das wird Dir das Kirchenbuch sagen, wenn Du mir's nicht glauben willst. Und mein Hansel hat das Muttermal auf der rechten Wang', weil ich so viel Schreck ausgestanden hab', wie das Maxinhof-Haus ist niedergebrannt. Und das Maxinhof-Haus hat der Donnerkeil anzunden bei demselbigen Ungewitter, wie der groß'

Schauer war. Weiß es noch so gut, als wie wenn's gestern wär' gewesen."

„Laß es Dir schon gelten," murmelte er und warf abwehrend die Hand hin; „aber wo ich diese dreiundzwanzig Jahr hinthan hab', das versteh' ich nicht. — Auf die Weis' wär' ich gar nicht mehr jung. — Jesses, Jesses, Hinterschöpp, Du alter Tatel, daß Du's nicht g'spürst!"

„Wirst es schon g'spüren!" sagte sie.

„Aber der Hinterschöpp, mußt wissen, ist um halben Theil jünger."

Sie haschte mit ihrer breiten Hand nach seiner schmalen Stirne und rief: „Schöpp! Hinterschöpp, mit Dir geht's nicht recht her."

„Freilich, Schraglin, und das thäten Alle sagen, wenn sie's wüßten. Ein Glück, daß sie den Hinterschöpp nicht finden, der hat sich in kein Kirchenbuch einschreiben lassen, und auch in's andere nicht, aus dem sie beim Kreisamt die Soldaten herausfischen."

„Schelm, Du hast Dich verlaugnet!" grinste ihm das Weib zu.

„Schau Du!"

„Und hast letztlich gar kein Taufwasser und kein Chrisam auf Dir!" rief sie entsetzt.

„Alles lang' schon weggewaschen. Kriegt — hat meine Mutter gesagt — soll ich's wohl einmal haben. Aber selb' Zeit, mußt wissen, bin ich wer Anderer gewest — ganz wer Anderer. Derselb' Andere ist in seinen jungen Jahren verstorben."

„Na" — flüsterte die Schraglin in ihr rothes Sacktuch hinein, „vor Dir hebt man sich an zu fürchten."

„Wär' ein Unsinn. Ich thu' keinem Menschen was; bin froh, daß sie mich in Ruh' gelassen haben. Nur daß ich mich

nicht hab' lassen fortschleppen wie ein Schlachtvieh und schlagen und treten wie einen Hund. Wird auch kein Unrecht sein, daß ich im Land mein eigener Herr hab' bleiben wollen. Und wenn's ein's ist, so soll er's büßen, der's so eingerichtet hat. . . . ."

Er murmelte noch etwas und preßte den hervorstehenden Zahn scharf in die Unterlippe hinein.

„Da muß ich Dir wohl recht geben, Hinter — ja Du, wie heißt denn nachher?"

„Hinterschöpp, alleweil Hinterschöpp bis der Hinterschöpp stirbt. Alsdann magst meinetweg sagen, was Du weißt. Oder geht die Geschicht' von vorn wieder an? He? — Schau, Schraglin, und das hab' ich mir bedacht schon gestern und das hab' ich mir bedacht heut'." Er streckte den Zeige- und den langen Finger seiner linken Hand aus und mit dem Zeigefinger der rechten schlug er auf jene: „Ist's so gangen, nachher geht's auch so."

Und schwieg.

Wer das Gesicht des Hinterschöpp gesehen hätte!

D'rinnen hub das Kind wieder zu schreien an.

„So bist mir jetzt die Hauswirthin," sagte er zum Weibe, „will trachten, daß ich Dich nicht zu kurz halt' — das will ich trachten, Schraglin. Du hast einen Buben bei den Soldaten, der schon zweimal geschlagen ist worden, das bedenk'. Und jetzt geh' mit, ich muß Dir noch was sagen."

Sie gingen in die Stube.

Um die Mittagszeit waren sie einig.

„Es ist verflucht falsch," sagte die Schraglin, „aber es ist recht. Es ist schon recht. Ich hätt's auch so machen sollen."

„Ja, wenn das so leicht gehen thät'! Das geht nur beim Hinterschöpp im hintersten Schneewaldgraben."

„Gehen thät's oft wo, selb' hätt ich keine Sorg'. Aber nachher? Wenn die Zeit herumgeht, Schöpp, was wirst denn nachher anheben? Du, ich thät' mich doch nicht trauen! Da kommt Dir was heraus, Schöpp, da kommt Dir was Schaudervolles heraus. Funfzehn, sechzehn Jahr sind bald vorbei."

„Wird sich schon manteln (bemänteln). Die Hauptsach' ist das Taufbuch, mußt bedenken. Nur nicht verreden thu Dich, Schraglin, ich bitt' Dich zu tausendmal, paß' auf. — Da hast dieweil was, na, na, laß Dich nicht ehren! Aber Schraglin, ich druck' Dir's mit Gewalt in die Faust. So nimm's! Brauchst es selber nicht, so schick's Deinem Buben."

Daß der alte, häßliche Mann so nagelneue Ducaten hatte! —

Am Nachmittag kam einer von den Leichenträgern aus der Pfarre Kraben zurück.

„Na, habt sie in Gottes Namen hineingeschoben?" fragte ihn der Schöpp.

„Haben sie hineingeschoben. Da bring' ich Dir ein Brieferl."

„Den Todtenschein?"

„Wird wohl so was sein. Acht Gulden dreißig Kreuzer macht's."

„Nachher ist's ein anderer Schein. Drei Gulden für's Läuten, das ist aber viel!"

„Haben mit allen Glocken geläutet. Sag' ich ja noch, 's ist die Hinterschöppin, ein braves Weib, und in Kindbetten gestorben — da muß schon recht geläutet werden. Rechtschaffen feierlich ist's abgehalten worden, und alle Leut' haben gesagt, schad', daß der Schöpp nicht dabei ist, der müßt eine rechte Freud' haben. — Daheim beim Kind muß auch wer

sein, hab' ich gesagt. — Aber saggrisch druckt hat uns Deine Alte; wenn Du wetten willst, meine Achsel hat einen blauen Fleck. — Ja, und daß ich nicht d'rauf vergeß', vom Pfarrer hab' ich Dir was auszurichten. Wie's mit dem Kind ausschaut, laßt er Dich fragen, Schöpp, — der Tauf' wegen, sagt er."

„Will er da auch schon wieder Geld haben?" fuhr der Mann d'rein. „Christus der Herr ist dreißig Jahre alt geworden, bis er sich hat taufen lassen. — Halt ja! Morgen werden wir ihm das Dirndl schon bringen."

Später meinte die neue Haushälterin, sie fürchte nur, der liebe Gott würde die falsche Tauf' für übel halten.

„Die falsche Tauf?"

„Was denn!"

„Hast Recht."

Sie besannen sich. Dem Weibe fiel das Richtige ein. Taufen kann Jedermann, steht's im Katechismus, und nur einmal kann der Mensch getauft werden; weitere Taufen sind weder nütze, noch schade. Der Schöpp tauft das Kind zu Hause, nennt es nach Gewissen und Belieben und schickt es dann erst zum Pfarrer und läßt es Antonia heißen.

Im Wandschrank steht das Weihwasser. Der Schöpp zögert eine Weile; solcher Handlungen ungewohnt, verrichtet er dann hastig das Werk an dem schreienden Kind.

„Da riecht Essig!" bemerkte die Schraglin und schnupperte mit der Nase. Schreit der Schöpp schon auf. Anstatt der Weihwasserflasche hatte er das Essigglas erwischt.

„Ja, Du Narr!" ruft die Schraglin, „da ist es freilich kein Wunder, daß Dir das Geschäft so sauer ankommt!"

„O Tonnele, Tonnele!" rief der Schöpp dem Kinde zu, „wie's mit Dir anhebt, das ist aus der Weis'! Jetzt möcht' ich schon wissen, was das wird bedeuten!"

— Am nächsten Tag ist Alles nach Schick und Ordnung abgethan worden. Die Schraglin ist Pathin, bringt vom Hinterschöpphause ein viertägiges, zierlich eingefatschtes Mädchen zur Kirche hinab, läßt es taufen uud giebt ihm den schönen Namen Antonia. Hierauf steckt sie ihm ein rothseidenes Säckchen an den jungen Busen — die Kresengabe, die Antonia einst ihrem Bräutigam als Beweis der Sparsamkeit mitbringen wird. Dann zahlt sie dem Pfarrer und dem Meßner das Begräbniß und die Taufe, dann geht sie auf Stärkung in's Wirthshaus, und dann trägt sie die kleine Antonia zu ihrem hageren baumlangen Vater zurück.

Zwei Spitzbuben kommen zusammen.

Der hagere, baumlange Vater Hinterschöpp zog eines Tages, es war aber um manches Jahr später, seine braune, zwei Ellen lange Lodenjoppe an, setzte seinen hohen Filzhut auf, nahm seinen gewundenen Kranabethstock zur Hand und wanderte.

In der Zweistundenlänge von seinem Hause weg sprach er alle Leute an, oder sie ihn.

„Wohlauf, Schöpp, steigst auf Arbeit aus?" fragte der Eine.

„Ja," sagte der Schöpp.

„Auf Schlein über?" fragte ein Anderer, „wird wohlfeil sein, auf dem Schleiner Markt, das Korn. Ist dem Herrgöttl wieder einmal ein gut Jahr aus dem Sack gefallen. Kaufst?"

„Ja," sagte er.

„Kirchfahrten, Schöpp? Auf den Dreiwasenberg?"

„Ja," sagte er.

„Du Schöpp, Du Schöpp, was hast Dir aber für ein paar Stiefel machen lassen? Die führen Dich heilig im Heiraten um?"

„Ja," sagte der Schöpp und ging seines Weges. „Ja," sagte er, und so sollte es Jeder errathen haben und Keiner brauchte weiter zu fragen. Das Fragen irrte ihn heute. Es war ja wahr, er sah sich dort und da nach Arbeit um für die nächsten Monate, und er wollte in der Schlein etliche Metzen Roggen und einen Sack Heiden kaufen für den Winter, und er gedachte, wenn er am Dreiwasenberg vorbei kam, auf ein Stündel hinanzusteigen zur lieben Frau von den drei Wasen, heißt das, wenn er gute Geschäfte gemacht hätte; — der Mensch muß dankbar sein, es ist wegen ein andermal. Und die Heiratsstiefel? Es mag ja sein, daß er ein paar solche erwischt hat — von Ochsenleder sind sie, und eine Schweinshaut ist auch d'rin, weil's so knaxt — er verspürt's wohl. So ein Schuster stiefelt ja bisweilen das ungereimtest' Zeug zusammen. — Der Schöpp! Der Hinterschöpp! Der alte Hinterschöpp! Auswendig ein graustruppiger Witib, inwendig ein dreidoppelt durchtriebener Narr! Und heiraten!

„Warum denn nicht?" fragte der Hinterschöpp.

„Möcht schier auch wissen, warum nicht?" antwortete der Hinterschöpp.

„Fang' noch einmal von vorn an," rieth der Hinterschöpp, „wie Du ein baumlanger Kerl bist her — laß wem Andern auch noch was von Dir."

„Verdangelt gern," entgegnete der Hinterschöpp, „aber so Eins ist höllisch vielhabig; giebt man den Finger, ist gleich das Tappen nach der Hand, und an der Hand — bigott — hängt der ganze Schöppel mit Haut und Haar. Na weißt, 's thut sich besser, ich behalt' mich selber."

Und die neuen Stiefel knarxten ihres Weges fort. Wer gut bei Fuß — zehn Stunden ist's nach Schlein. — 's ist gescheit genug, dachte er sich, daß man eine Wegstrecke mit Stunden messen kann, wie sie die Uhr schlägt; so will ich's mal probiren und einen Tag nach der Klafter abklaftern. Wenn er eine ausmacht! Hat nicht just verwichenen Sonntag der Pfarrer predigt, daß das Menschenleben nur eine kurze Spanne Zeit dauert? Schöpp, hernachen trägt Dein Rest kleber (kaum) noch die Läng' von der Dicken eines Messerruckens. Sind ja schon zwei Manneslängen hinter Dir; eine zwanzigjährige und eine zweiunddreißigjährige, das macht einen alten Lumpen von zweiundfünfzig Jahren. Und sag' mir, wie vermeinst die noch übrige Läng' von der Breite eines Messerruckens zu verthun? Verstirbst, und das Mädel bleibt zurück! Hinterschöpp, da kommt ein schreckhaftes Weltwunder heraus, das größer wird sein, als wie alle anderen achte zusammen. Hinterschöpp, davor muß was gethan werden; denk' an Dein Versterben! — So redete er in seinem Gedanken, sprang dann über einen Wassergraben und sagte: „He, so lang' Du noch flink hupfen kannst, ist keine Gefahr. Verlaß Dich drauf, weil ich Dir's sag: in dreißig Jahren lebst auch noch!"

Und weg war das Simuliren; und ein sehr langer, aber ein ganz leichtlebiger Mann war's, der dahinschritt gen Schlein.

In Schlein wußte er alle Wege und Gäßchen und alle Kniffe der Kornhändler. Er kaufte wohlfeiles Körndl ein. Dann kehrte er beim Kronenwirth zu und hielt sich feil. Er saß am Tisch, gleich Eingangs, hatte Wein vor sich und tauchte eine Semmelschnitte das einemal in den Schoppen und das anderemal in den Schöpp — und sah dabei jedem

Ein- und Ausgehenden groß in's Gesicht. Ein paar Bauern redeten ihn an, ob er zu haben wäre zum Holzspalten, zum Köhlern, zum Strohdach decken.

— Wenn's nicht just auf der Stell' sein muß, recht gern. — Und hatte Arbeit für die nächsten Monate.

Hinter Schlein steht ein Berg, der von unten hinauf mit Haselsträuchern bedeckt ist, dann in eisgrauen Wänden aufsteigt, oben einen jungen Wald und einen grünen Rasenplatz hat und der Dreiwasenberg geheißen ist. Auf dem Rasenplatz steht eine kleine hölzerne Kirche, deren rothe Thurmspitze auf Schlein herab- und weit in's Land hinausschaut. Zwei Glöckchen sind im Thurm, die locken den Menschen vom Thale hinauf zu den steinernen Stufen und zu dem hölzernen Frauenbild, das in den Hunderten von Votivtafeln um sich ebenso viele Empfangsbestätigungen ausgetheilter Gnaden und Wohlthaten aufweist.

Der Hinterschöpp war kein Betbruder, aber die lieb' Frau von den drei Wasen galt was bei ihm. Mit der hatte er es ausgemacht vormaleinst: Wenn's glücklich vertuscht wird, so bin ich, der Hinterschöpp, von jetzt an nicht zu karg. Des Jahres eine Kirchfahrt zu Dir, allemal ein paar rothe Kerzen mit, oder ein Silbergröschel für den Opferstock oder so Eins um's Andere.

's war glücklich vertuscht und die Freundschaft bestand. Und neuzeit hat der Schöpp die lieb Frau von Holz auch in's andere junge Geheimniß beigezogen, und opfert seither drei Kerzen und zwei Silbergröschlein.

Nachdem er in der Bergkirche seine Andacht verrichtet hatte, stieg er hinterwärts den Berg hinab gegen ein Wasser. Das Wasser liegt wie eine schwarze Scheibe in einem Felsenkessel. Die Sage geht, daß der kleine See gar keinen meß-

baren Grund habe. Aus einem ungeheuern Loch wär' vormaleinst Feuer herausgefahren, aber nach der Sündfluth sei das Wasser d'rin stehen geblieben. Der See hat zwei Zuflüsse: eine in denselben hineinsprudelnde frische Quelle und einen ungestümen Wasserfall, der von mehreren Wänden niederbricht; aber keinen sichtbaren Abfluß, so daß die Leute sagen, es thäte Alles in die Weltkugel hineinrinnen, bis ihr einstmals, wenn sie vollgesoffen, der Bauch aufspringen würde. Sie haben so ihre absonderlichen Wissenschaften, die Leute zu Schlein.

An einer Seite des Sees unter den Wänden ist gerade so viel Raum, daß etliche Bäume stehen können, die sich zu diesem Wasserauge wie die Brauen reimen; ist weiters ein trübseliger Fußweg, auf welchem man in die Lusch hinaufkommt, wo es so schauderhaft wüst ist, daß jetzt, etliche dreißig Jahre nach den hier erzählten Geschehnissen, der Kronenwirth zu Schlein ein Wirthshaus bauen lassen will für die Stadtleut', bei denen es in die Mode gekommen ist, daß sie zur Schwärmzeit, im Juli und August, aus ihren Mauerwänden hervor- und in die Felswände hineinkriechen.

Mitten entlang am See, wo der Weg mit arger Noth am Gewände hinanklettern muß, daß er der völlig finsteren Tiefe ausweicht, an einen widerborstigen Fichtenbaum ist eine Votivtafel genagelt. Das Dachbrettchen ist schon moosig über und über, die Malerei schier verblaßt und verwaschen, und noch zur Nothdurft ist unterhalb folgender Bericht zu lesen:

„Im 1809er jar, am Festtag des heil. Augustini, ist dahier Anton Obersdorfer, vulgo Holzknecht-Toni in seinem 20. Lebensjar durch einen Sturz in die Wasserfluthen elend zu Grund' gegangen. Gott Wirt sein Seel in Himmel nehmen, der Wanderer sei gebetten um einen Vaterunser."

Unser Hinterschöpp blieb stehen vor der Tafel und sah sie an und betete das verlangte Vaterunser. Dabei lachte er hämisch und zog seine falben Augenbrauen wie zwei Häublein über die Augen herab, und sein Oberzahn stach zwischen den zusammengekniffenen Lippen noch länger und schärfer hervor, als sonst. Es war, besonders in diesem Augenblicke, ein seltsam häßliches Gesicht. — „Der arme Anton Obersdorfer!“ murmelte er dann, „so frühzeitig hat er sterben müssen; — schlaf' wohl, Anton Obersdorfer, Dich findet Keiner mehr.“

Und ging weiter.

Unweit davon setzte er sich auf einen Stein und untersuchte sich, wie's mit dem Imbiß aussah, den er mittrug. Ja, daß Einer da, wo voreinst ein Anderer elend starb, mit so gutem Behagen seinen Käs mit Schrotbrot verzehren kann! Und wenn ihn der Todte noch was angeht!

Als der Schöpp saß und aß, kam vom Berge herab ein altes Weib gehatscht, das trug einen Kranz aus Feldpflanzen in der Hand und spannte ihn um die Votivtafel. Der Schöpp zog die Augenbrauen in die Höhe. Als das Weib herankam und den Mann sitzen sah, rechtfertigte sie ihre That. Es sei heute der Jahrestag vom Tode des jungen, braven Menschen, der im tiefen See sein Grab habe.

„— Ei so!“ that der Schöpp, „der Jahrestag. Ja, mag wohl sein. Wie ist's denn zugangen, daß man's so genau weiß?“

„Wie wird Eins denn das nicht wissen?“ begehrte die Alte auf; dann setzte sie kleinlaut bei: „Recht hat Er eh. Man weiß auch nichts. 's ist halt gar so viel traurig. Ueber dreißig Jahr' sind vorbei, und aufkommen ist gar nichts. Gesischt hat er gern, das ist wohl wahr, es kann ihn aber leichtlich auch ein herunterfallender Stein in's Wasser geschlagen haben. Er

mag verrutscht sein — der Luschweg ist dazumal noch vermaledeiter gewesen als jetzund. — Am Augustini-Tag bei der Frühmeß ist er noch in der Schleiner Kirchen gesehen worden. Um die Abendstund' bringt Einer die Mähr', am See wär' der Hut und die Tabakpfeifen vom Holzknecht-Toni gefunden worden. Und seither hat kein Mensch vom Toni nichts mehr gehört. Bei Gotts-Christi Wahrheit ist mir Der mitten in der Weltkugel d'rin!"

„Dir ist er? Alte, Du thust ja hell, als ob er Dich was anging?"

„Kunnt leicht wohl sein!" rief das Weib, „Kunnt wohl sein, daß Einen der Liebste was angeht!" Und trippelte fürbaß.

Der Schöpp that ein Auge zu und das andere that er auf. Und dachte nach, was das bedeuten sollte. — Als ob der Anton Obersdorfer nicht sein allerbester Freund gewesen wäre! Der hätte ihm von sothaner Liebschaft ja was sagen müssen. Und als der Toni in's Wasser stürzte und der Hinterschöpp hohnlachend davon huschte durch den finsteren Wald bei freiem Tage und über das freie Gelände bei finsterer Nacht: sollte er damit auch ein weiblich Menschenkind getroffen haben? Sie mag dazumal ja jung gewesen sein und sauber; aber der Schöpp wüßte es heilig nicht, daß der Toni eine Liebschaft hätte gehabt. — Und heut' zur Stund' der Jahrestag und der Todestag und der Schöpp sitzt da an die zwanzig Schritt vom Martertaferl und verzehrt seinen Käse mit Schrotbrot. Es thut sich schier possirlich.

Die Sonne von oben und der warme Stein von unten thaten behaglich, doch stand er zeitlich auf und reckte sich, streckte sich — bigott, der Mensch wird ja noch alleweil länger! — Schließlich sah er sich scheu um, als graue ihm

vor dem See und der kleinen Tafel am borstigen Baum und trug sich mit langen Schritten weiter.

Auf einem Umwege kehrte er wieder zurück gegen Schlein, aber im Buchenwalde fand er ein Moosplätzchen, das ihm durchaus tauglich und lang genug schien, seine müden Glieder für ein halb Stündchen zu wiegen. Der Schöpp geht just eben nicht mehr auf seinen ersten Füßen und so ein Tag wie der heutige — man vermeint, er wecke auf, aber er thut Blei in's Blut. Der Traum schlich ihm heute schon lange nach — jetzt, da der Alte hingestreckt lag, sprang er ihm kecklich auf das Haupt. Da ging's los; die Schraglin keifte und riß den Kranz vom Martertaferl; dem widersetzte sich das andere alte Weib, sie geriethen sich in's Gelocke, da tauchte die kleine Antonia aus dem Seegrund auf und sie hatte einen Schnurrbart mitten im Gesicht, und sie fragte scharf, was denn das närrische Treiben solle an diesem See? Und darauf kamen die Ueberreiter (Häscher) wie auf festem Boden über den See gesprungen und fingen das Mädchen und rüttelten an dem alten Hinterschöpp . . . .

Der Hinterschöpp erwachte vor solch' einem gottlosen Rütteln. Er sah sich liegen auf dem Moose im Buchenwald, wie er sich hingelegt hatte, und über ihm stand — die Beine stramm nach seinen beiden Seiten ausgespreitet — ein Mensch, der ganz wie Solche aussah, vor denen uns Gott behüte. Ein schwarzer, zerrissener, baumstarker, widerhaariger Kerl über und über. Das Weiße in den zuckenden Augen und die fletschenden Zähne waren das einzige Weiße an ihm. Sein Beinkleid war aus zerschlissenem Leder, von seiner Joppe, die aus feinem blauen Tuch gemacht gewesen war, hingen die Fetzen nieder in vielfältigen Zungen, so daß sich vom Eingeweide des Rockes schier mehr bot, als von

dessen legitimer Seite. Hals schien gar keiner da zu sein, um so breiter machte sich der Unterkiefer, von dem aus der Kopf kegelförmig zum Scheitel zusammenlief. Haar und Bart gab's im Ueberfluß. Seinen rechten Arm stemmte er derart auf die Brust des Schöpp, daß sich der kaum rühren konnte. Mit der andern Hand hielt er die Brieftasche des Schöpp in die Luft. — Solchergestalt war die reizende Erscheinung, die sich unserem erwachenden Wandersmanne darbot. Ein gewaltiger Knüttel lehnte quer über am Arme des fürchterlichen Mannes und ein blinkendes Messerbesteck hing an den Lenden desselben. — Die letzte Länge von der Dicke eines Messerrückens schon alle, Hinterschöpp? Und genau an diesem Jahrestag! Der liebe Gott ist doch ein gewissenhafter Mann, daß er Alles so eintheilt.

Der Wilde that den Mund auf und pipste: „Wollt' meinen, Du wärest schon alt genug! Einen Schilling sollte man Dir geben. Ist mir das nicht grenzenlose Leichtsinnigkeit, daß Einer in einem so höllenöden Wald einschlaft und den Janker mit der Brieftaschen laßt er neben sich liegen, als wie wenn das Geld rein nichts wär'!"

Das Stimmchen des grauenhaften Menschen war so dünn und fistelnd, wie das eines wimmernden Kindes. Und fuhr in solchem Tone — denn er hatte keinen anderen — fort: „Ehrlichere Leut', als ich einer bin, hätten den Geldledersack mit sich gewunken und Dich auf Deinem guten Gewissen in Fried' weiterschlafen lassen. Wieder ein Anderer — weil unser Herrgott allerhand Kostgeher hat — hätt' sich leichtlich für verpflichtet gehalten, Dir mein lieber Alter, mit einem guten Kolben die zeitliche Ruh' zu einer ewigen zu verlängern und hernachen mit löblichem Fleiß zu mustern, was noch an Dir hängen möcht' an Uhren oder

Ringen oder anderen brauchbaren Sachen, die der Wirthschaftliche nicht gern auf dem Boden liegen laßt. — Ich geh' stad daher und seh' Dich schlafen und die faist' Taschen lacht mir entgegen aus Deinem Janker und ich schau' noch etlichemal um mich herum. Kein Mensch sieht's, mein Gott verräth' mich nicht und das Geld kann ich brauchen. — Die Tasch' hab' ich genommen, hab' Dich aufgeweckt — schlafst aber, wie ein Drescher, Du. Und jetzo, ruck auf, das Geld nimmst wieder zu Dir, und ein zweitmal, wenn ich Dich wieder so sollt' treffen im gelegensamen Wald, möcht' ich's nicht gern machen wie heut'. D'rum gescheit sein, mein lieber Hinterschöpp!"

„Kennt Ihr mich denn?" fragte der Schöpp, richtete sich auf und strich mit der Hand in der Eile etwas Schweiß von seiner Stirne.

„Jerum, wer kennt den braven Hinterschöpp nicht! Wie geht's Deiner Schraglin daheim im Schneewaldbach? Rechtschaffen! Kindl auch? Alles wohlauf? — Bin ja erst letztunder mit der Kraxen bei Euch drüben gewest. — Der Schauderer! Mein Nebengeschäft ist das Holzschüssel- und Holzlöffelschnitzen für Leut', die der Müh' werth was zu beißen haben. — Und nachher, meine eigentliche Profession, mit der ich auch beim Amtmann eingetragen bin, ist daß ich stehlen thu'. — Ja, mein lieber Hinterschöpp!"

— Ein Wahnsinniger ist mitunter noch gefährlicher, als ein Räuber, mochte sich der Schöpp gedacht haben, denn in seiner Miene war nichts weniger, als Zutraulichkeit zu lesen.

„Wie praktisch ich mein Handwerk zu üben verstehe," fuhr der seltsame Mensch fort, indem er sich eine Stellung gab, in welcher er ein durchaus anderes, fast anständiges Bild bot, „wie ich's versteh', das, Hinterschöpp aus dem

Schneewaldbach, hast jetzo gesehen. Ich sag's auf meine Ehr', Mann Gottes, mit diesem Geschäft brächt' ich's rein an den Bettelstab! — Aber halt meine Firma, mußt wissen, mein Ruf! Ich bin der größte gefährlichste Dieb, der abgefeimteste Spitzbub' im ganzen Kreis, so steht's intabulirt beim hohen Gericht. Und wo sich ein Einbruch zutragt, und wo sich ein Schaf verlauft in den Wald und dem Wolf in's Maul, und auf dem Kirchtag wo eine Uhr abgezwickt wird — da hat's der Schauderer gethan. Wer wird denn dahinterstecken als wie der Schauderer, ist ja wieder aus dem Kotter, jetzt! — Ja, Freund!" und er legte seine Hand zutraulich auf den Arm des Schöpp, „das mußt wissen, ist mir höchst unangenehm. — Daß ich im Grund ein Spitzbüblein bin, deß hab' ich mich selbst im Verdacht, aber daß ich mich einmal bei einer leibhaftigen Schlechtigkeit erwischt hätt' — 's selb' müßt' ich lügen. Mir ist um mein' Ehr', Hinterschöpp, mir ist um mein' Ehr'! — Und weißt, alter Mann, der Du so redlich klar bist, wie das Wasser im Kesselsee und so lang wie die halbe Ewigkeit — Du mußt mir heut' meine Ehr' auffrischen helfen. Das ist Deine Schuldigkeit. Ich hab' Deine Brieftaschen in der Hand gehabt, wie Du bist munter worden; so nimmst mich jetzt und treibst mich in's Schlein hinab zum Gericht und besagst es: was ein vollgemessener Hallunk wär', der thät die Leut' nicht aufwecken im Wald, anstatt mit ihrem Geld sich tiefer in den Schatten zu machen. Und so Einen, der die feinste Gelegenheit hat und doch nicht stiehlt und nicht raubt, so Einen müßt man aus dem Spitzbubenprotokoll endlich ausstreichen. Das verlang' ich, Schöpp, und jetzt geh' mit mir in's Schlein hinab."

Der Hinterschöpp lachte verhältnißmäßig; denn entschieden lachte er nie und man mußte schon recht zufrieden sein, wenn

er einmal den Mund quer über in die Länge zog und der Vorderzahn über die Unterlippe niederstach.

„Ist gut," sagte er hierauf, „ich nehm' Dich mit Schauderer, und zeig' Dich beim Gericht an, daß Du mich nicht bestohlen hast. Voreh' muß ich wohl doch erst nachsehen, ob mir nichts im Verstoß ist. Nur ein Eichtl weiter unten, wo man die Häuser sieht, denn durch und durch trau' ich Dir nicht."

„Wenn wir weitergehen," sagte der Schauderer, „so muß ich auch meine Kraxen mittragen." Hinter dem Busch stand die Rückentrage mit den hölzernen Schüsseln, Schaufeln und Löffeln, deren Herstellung und Handel ihren Mann ernährten. Diese Trage faßte der Schauderer ächzend auf den Rücken, stieß seinen Knüttel in den Boden und brummte: „So, jetzt bin ich's!"

Und er war's. Und sah ganz aus wie ein ehrlicher Mann.

Hernach, weiter unten, wo das Wegmacherhaus stand, und wo hinter den Obstbäumen die Häuser von Schlein hervorschimmerten, untersuchte der Hinterschöpp seine Geldtasche und seine Säcke. Es fehlte nichts.

„So will ich's hoch und theuer beschwören, braver Schauderer, daß Du mich im Walde schlafend gefunden, daß Du mein Geld in der Hand hast gehabt und — machen wir die runde Zahl — auch mein Leben, und daß Du, als der ehrlichste aller Spitzbuben, mir beides unversehrt wieder zurückgestellt hast. Thät ja überhaupt viel weniger Gescher' und Schreibereien geben in unseren Gerichtskanzleien, wenn man anstatt den Schurken einmal die redlichen Leut zu Protokoll bringen wollt!"

„So was hat der Trummelböck auch gesagt, als wie ich ihm die ersten Aepfel stahl," entgegnete der Schauderer treu-

herzig. „Ich beutel die Rothbauchigen lustig vom Baum; packt mich nicht gach Eins am Genick und beutelt auch da? — Der Trummelböck steht — er und sein Stecken. Ist ein alter Bekannter von mir gewesen, der Stecken; selb', wie ich dem Böck die Erdäpfel aus der Erden grab', hab' ich ihn kennen gelernt. Ein bitterlicher Stecken, Hinterschöpp! Und wie ich ihn jetzt wieder hinter mir aufhupfen seh' unter'm Apfelbaum, und wie der Trummelböck die höfliche Frag' thut: Du kleinwinziger Schauderer-Bub' — bin dazumal noch lang nicht ausgewachsen gewesen — Du bist ja schon ein ausgelernter Dieb, wohin soll Dich denn das führen? — Jetzt denk' ich, daß mir der Stecken erspart bleibt, so mach' ich Aussicht auf eine andere Straf'. Wohin das führen soll? sag' ich, und es stößt mich schon der Bock, an den Galgenstrick wird's mich führen. Und d'rauf giebt mir der Trummelböck die Antwort: Ja, ja, ja, an den Galgenstrick, das ist leicht gesagt, ihr Diebsgesindel. Möcht' wissen, wo den Hanf hernehmen dazu, daß jeder ordentliche Dieb gehenkt werden kunnt! Stecken wachsen mehr auf der Welt, als wie Strickzeug, die braucht ein's nicht zu sparen. — Und das muß ich Dir beschwören: Ein Filziger sonst, der Trummelböck, aber sein Holz hat er an mir ganz gotteslästerlich verschwendet. Mein, Hinterschöpp, mir wär' die Aussicht auf den Galgenstrick lieber gewesen, als wie dieser gräuliche Baumast."

„Thu nicht verzagen, mein Herz," antwortete hierauf der Lange, „es wird Alles noch gut werden; das Holz ist verwunden und frischer Hanf wächst alle Jahr."

„Du verstehst mich nicht, Hinterschöpp," fistelte der Schauderer, indem er stehen blieb und seinen Knüttel unter die Rückentrage stützte. „Ich capricir' mich nicht auf's Henken! — Auch hätt's dazumal noch Zeit gehabt, denn der Mensch

muß über und über ausgewachsen sein. Nur an's Herz greifen hab' ich dem Kerl, dem Trummelböck mit dem Galgenstrick wollen. Wenn mir um den Strick ist, hörst, so stehl' ich keine Aepfel — o, da greif ich der Müh' werth was an! Alle Tag' hätt' ich Schick. Just wie vorgestern. 's ist schon finstere Nacht, ich geh' den Weg in's Lehviertel hinab, kennst ihn ja — die Gegend ist ödweilig wie eine ausgestorbene Mühl'. Und bei der Nacht schon gar. Denk' ich bei mir: Schauderer, da jetzund wär's gut rauben! Sollt' Dir Einer begegnen, puff' ihn nieder mit der Faust. Todtschlagen ist nicht noth, nur daß er dir elmisch (ohnmächtig) ist und das Geld auslaßt. Und duckst ab, und hast viel nicht, so hast ein Bissel was, und wenn Du Dir damit nur einen einzigen vergnüglichen Tag kannst anthun, so ist das Püfflein schon verlohnt."

„Mensch!" machte der Schöpp und sah ihn groß und verwunderlich an, „laß Dir zum Guten rathen, schieb' bei Zeiten ab, geh' nicht mit mir zum Gericht, 's kunnt Dich dorten verdrießen, Schauderer, schauderlich verdrießen!"

„Sei kein Narr, Hinterschöpp! Meinst, ich thät Dir's erzählen, wenn's zu was kommen wär'? Und der guten Vorsätze allein wegen wird Keiner eingesperrt. — Na weiter also. Wie ich Dir eine Weil' so hintrott', vor und hinter mir die Oedweiligkeit und zu beiden Seiten auch, da hör' ich Einen dahergehen. Ein gut untersetzter Mensch übereinand' und der große Knüttel, den er bei sich tragt, weist gering angesetzt auf einen Hunderter in seiner Taschen. Der Weg ist breit genug, wir hätten recht leicht fünf Schritt weit füreinander können, aber schnurgrad' gehen wir aufeinander zu. — Mit Verlaub, sagt er, hat der Herr keinen Mann begegnet, der einäugig ist und eine Pelzhauben trägt? —

Hat er nicht einen braunen Schurz am Leib? frag' ich. — Ja, sagt er, hat auch einen braunen Schurz am Leib. — Ist mir nicht untergekommen, d'rauf meine Antwort; aber, guter Freund, sag' ich, und will mich schon erkundigen, wie's wohl mit seinen Habseligkeiten bestellt wär'. Da ruft er: Deßweg' ist's, daß ich nachfrag', beraubt hat mich Einer! — Oho! sage ich. — Und hell unterwegs. — Wie denn das? sag' ich. — In Otterkirch' hat er sich zu mir geschlagen; ein weltfremder Mensch. Wir steigen vom Lehviertel herauf eine Weil' gemüthlich daher wie zwei Brüder. Wie es finster wird, packt er mich auf Ja und Nein bei'm Kragen, g'rad so, und giebt mir auf Ja und Nein mit der Faust einen Puff auf den Magen, gerade so —. Na, na, sag' ich, Lump, das kenn' ich schon, und faß' ihm den Arm ab. Du willst mir's so handgreiflich erzählen, daß ich umfall' und Du mich sauber aussuchen kunntst. Schelm! — Wie ein Has' hat Dir der Kerl jetzt Beine kriegt."

„Muß aber kein heuriger gewesen sein, so wenig wie Du," meinte der Schöpp, „ist nur schad', daß Ihr nicht wie Brüder miteinander gestiegen seid."

„Hinterschöpp!" begehrte der Schauderer pipsend auf, „was hab' ich Dir gethan, daß Du mich beleidigst? Ich bin ein ehrlicher Mensch, und wenn ich hätt' gewollt, so wärst jetzund in der himmlischen Welt, oder hättest für's Wenigst auf dieser keine Geldtaschen bei Dir. Das wirst mir gerichtlich bestätigen. Geh mit."

Wie sich der Jonathan Schauderer rechtfertigen läßt.

Sie gingen mitsammen in den Markt Schlein, und sie gingen dem Gerichte zu. Im Vorhofe des alten Kloster-

gebäudes, in dessen Räumen sich die Behörde seit Kaiser Josef's Zeiten niedergelassen hat, zog der Schauderer einen Taschenkamm hervor, um zur Ehre des hohen Ortes Haar und Bart ein wenig zu hecheln. Dann schritten sie die Treppen empor. Die Herren in der Kanzlei erschraken baß, als sie die beiden Gestalten — eine verdächtiger wie die andere — eintreten sahen. Es war heute nur ein einziger Amtsdiener im Hause. Der Vormann der Behörde erkannte augenblicklich seine Sendung. Vor Allem das Wichtigste war, daß er mit einer Stimme, die mindestens so stark sein mußte als die gewaltigen Handstöcke der Eintretenden, sie anfuhr: was sie wollten!

Daraus vermuthete der Schauderer sofort, daß sein Begleiter hierorts unbekannt sein dürfte; er sagte daher mit einer tiefen Verbeugung: „Ich bitte zu Gnaden, das ist der Hinterschöpp von Schneewaldbach, ein kreuzbraver Mann durch und durch; hat nie keine gerichtlichen Anstände gehabt. Ich bin der Jonathan Schauderer — bitt' — hab' schon die Ehr', hier bekannt zu sein. Da oben im Wald hab' ich den Hinterschöpp begegnet und er wünscht etwas anzugeben."

Eine ganz manierliche Red' — aber die Herren gaben sich fast demonstrativ den Anschein, als hegten sie Zweifel an der Rede Wahrheit. Da trat einer von den Schreibern herfür, hob seine Brillen auf die Nase, sah den Hinterschöpp an und sagte: „So weit in der Richtigkeit. Der Schöpp von Schneewaldbach ist's. Ist vor ein paar Jahren zu einer Zeugenaussag' berufen worden, eines Raufhandels halber. Liegt soweit nichts Bedenkliches gegen ihn vor."

„Hat Er was vorzubringen?" herrschte der Richter den Schöpp an. „Vortreten!"

Der Schöpp that ein paar Schritte gegen den Tisch hin, hielt den hohen Hut mit beiden Händen fest, zwinkerte mit einem Auge und streckte seinen Zahn hervor, der immer länger zu werden schien, je fester der Mann die Lippen zusammenkniff.

„Im Fall'," sagte er nun mit dumpfer Stimme, „daß meinetweg' ein Zweifel sollt' sein — nur gleich den Kronenwirth rufen lassen. Der kennt mich, ich komm' seit zehn Jahren in's Schlein herüber und bin, kein Geheimniß, der Hinterschöpp. Ueber mich selber red' ich nicht. Hab' ich einen redlichen Namen, so werden es die andern Leut' sagen. Bin ich ein Spitzbub, so muß es wo in Euren Schriften stehen —."

„Was will Er?" unterbrach der Richter.

„Der da —" und der Schöpp deutete auf den Schauderer, „ich kenn' ihn erst seit zwei Stunden — der will, daß ich über ihn was aussag'. — Wenn ich's recht will sagen, meine hohen Herren, dem da vertrau ich keinen schimmeligen Groschen an, herentgegen —."

„Du, Hinterschöpp!" rief der Schauderer mit höchsterregter Fistelstimme d'rein, „hab' ich Dich mit hergeführt, daß Du meine Ehr' sollt'st abschneiden? Wer ist heut' gelegen oben im Buchenwald wie eine faule Sau, hat die Viere von sich gestreckt und die Brieftaschen steigt ihm hell selber beim Sack 'raus? Wer ist's gewesen, Du zweifacher Schwerenoths-Lungerer, der Dich hat geweckt aus Deinem Sündenschlaf-Dusel, in einem Wald, wo leicht schlechte Leut' kunnten sein, und Dir dein lumpig Geld hat in die Hand gegeben? Hinterschöpp, ein Jurament verlang' ich, daß Du ablegst d'rauf, wer das ist gewesen!"

Der Schöpp antwortete sehr gelassen: „Da braucht's kein Geschrei und da braucht's kein Jurament. Ich bin da

und zeig's auf Ehr' und Gewissen an, daß mich der Mensch da, ein Holzwaarenträger und Hausirer, was er sein will, und — Schauderer wie er heißen soll — daß er mich nicht bestohlen hat. Ob er's im Sinn' gehabt hat, weiß ich nicht, warum er's unterlassen hat, weiß ich auch nicht."

„Du bist wie ein Judas!" knirschte der Schauderer, „ein Mensch wie Du, verdient es nicht, daß er unberaubt aus einem Wald geht — ich bitt' schon um Verzeihung, meine Herren. Ich rühr' keinen Menschen an, bin froh, wenn sie mich selbander in Ruh' lassen, aber das thun sie nicht. Die Herren werden es am besten wissen, wie oft sie mich schon eingetrieben haben, allemal saggrisch niedergeritten, allemal unschuldig. Nachher ausgelassen, nichts bewiesen, nichts vergütet — Dein braver Namen ist umgebracht, kannst gehen wie die Dirn vom Tanz. — Wenn ich ein schlechter Lump bin, meine Herren, so stolpert Euch jetzt die lange Heugeigen da in's Haus, schlagt die Händ' zusamm': Das Geld hätten sie ihm gestohlen im Wald' oben! — Die Herrschaften thäten den Fall fein sauber zu Protokoll bringen, thäten hernachen die Pfeife anzünden und dabei kunnt's Einem einfallen, 's möcht' nicht uneben sein, daß der Amtsdiener ein bissel auf die Straßen ging' und nachschauen, ob nicht etwan der Dieb sich wo blicken läßt. Und ich — der schlechte Lump — bin derweilen mit dem Geld über Berg und Thal und bettel in jedes Haus hinein um ein Stück Brot, und lach' den Geber aus und den Bestohlenen und das Gericht auch. Weil ich herentgegen aber, mein hochachtbares Gericht, ein ehrlicher Kerl bin, der Gelegenheit gehabt und doch nicht gestohlen hat, so muß ich sehr bitten, daß es auf der Stell' vermerkt wird. Wenn ich ohne Grund als schlechter Mensch beim hohen Gericht eingetragen bin, so verlang' ich, daß

auch der brave, ehrliche Jonathan Schauderer einmal zu Papier gebracht wird."

Der Mann war bei diesen Worten bitter erregt geworden, und als der Hinterschöpp sah, daß es dem Schauderer um die Rettung seines Einzigen, was er als armer Mann haben konnte, um die Rettung seiner Ehre Ernst war, sagte er: „Thu's das hohe Gericht nur einschreiben, daß der Jonathan Schauderer am 28. August 1841 um zwei Uhr Nachmittags nichts gestohlen hat."

„Das ist ein spottschlechtes Angeben!" schrie der Schauderer d'rein, „daß er's hätte thun können, aber nicht gethan hat, muß es heißen!"

„Ihr seid ein paar wunderliche Kerle," sagte der Richter, und that einen scharfen, nieren- und herzdurchdringenden Blick in die widerhaarigen Gesichter; „den Hinterschöpp dort möchte ich am liebsten untersuchen, und den braven Mann da, der heut' um zwei Uhr nicht gestohlen hat, hätte ich gute Lust, auf der Stell' einsperren zu lassen."

„Da hat das hohe Gericht Recht, ganz Recht," entgegnete der Schauderer voll heimlichen Ingrimmes; „nicht wahr, Hinterschöpp, die paar ehrlichen Leut' nur gut einsperren, daß sie von Anderen nicht bestohlen werden können. O, Ihr seid ein Gericht! Ihr seid ein Gericht!"

Der Schöpp sah, daß diese Stunde, wenn sie sich derart entwickelte, noch gefährlich werden konnte, er drang daher mit möglichst höflichen Worten, daß nach dem Willen des wunderlichen Menschen in Gottes lieben Namen auf ein Blatt Papier gebracht werden möge, daß der Schauderer an diesem Tage Gelegenheit zum Stehlen gehabt, aber dieselbe nicht benützt habe — demnach wahrscheinlich ein braver Mensch und ehrlicher Holzwaarenträger sein werde.

Der Launigste unter den Kanzleischreibern schrieb es nieder auf ein graues Blatt — zu Spaß und Ernst. Und hierauf machten sich unsere Beiden aus dem Actenstaube.

Als sie die Treppen hinabstiegen in den Markt Schlein, zupfte der Schauderer den Hinterschöpp am Aermel und zischelte: „Du hättest mir bei einem Haar bald Alles verdorben, und kein Aeugel war's mehr davon, so ergeht's mir, wie dazumal beim Ochsenstehlen."

„Das muß sauber gewesen sein."

„Pfui Teufel! Ich bin sauber gewesen und jung, das laß' ich gelten; meine Herzliebste auch so viel. Ich will mich nicht selbst heben, Schöpp, aber wenn ich dieselbig Liebste so gut hätt' geheiratet, als ich sie nicht hab' geheiratet — wahrlich Gott, 's wär' was Ordentliches aus mir worden. Haus und Hof hat sie gehabt und viel Manier. Und just wie das Versprechen sein soll, stiehlt sich der Nachbar Hans im Schlaf sein bestes Paar Ochsen von der Weid' und laßt mich der schlechte Kerl noch am selbigen Tag dafür einsperren. Die Untersuchung dauert etliche Wochen — d'rauf kann ich heimgehen, in der Hand ein blaues Blattel von grobem Papier, beweist's, daß mir nichts hat können bewiesen werden, und ich demnach so zu sagen wieder als ehrlicher Mensch zu betrachten wär'! Die Ochsen, die sind dem Hans im Schlag lang' schon wieder im Hof gewesen und — meine Herzliebste auch. Die hat mir der Schwerenoths-Racker, der höllvermaledeite, dieweil weggeheiratet. Ist ansonsten ein rechtschaffener Mann, der Hans im Schlag, so viel ein rechtschaffener Mann. Ist Viertelrichter jetzt in der Schlagau. — Ei, lieber Gott, wenn ich d'ran denk', was mir schon Alles ist passirt, bis morgen Früh kunnt ich Dir erzählen. Aber durstig bin ich worden. Gelt, Schöpp, Du verschmähst mir's Schöppel nicht,

weil wir just bei der Kron' gehen. Du hast mich heut' herausgezogen, so zieh' ich Dich hinein, aber zahlen mußt Du, denn ich bin so dumm gewesen und hab' heut' da oben im Wald mein ganzes Geld aus der Hand gegeben."

„Hast mich zwar wie einen Schulbuben heruntergemacht beim Gericht, doch einen Nachmittagstrunk sollst haben, alter Stromer," sagte der Schöpp, „aber nachher sei so gut und heb' Dich weg."

„Ich? mich wegheben? von Dir? daß Du allein sollst in's Schneewaldbach hinübergehen müssen? Du, Hinterschöpp, denk' auf die finster' Nacht! — Grüß Gott, im Wirthshaus. Eine Halbe vom Feinsten dieweil. Wer Holzschüsseln braucht, die Kraxen im Vorhaus ist mein. — Und daß ich Dir's sag', Schöpp, es giebt Schurken in der Gegend. Verlaß' Dich d'rauf. Ich nimm's nicht auf mein Gewissen, daß Du mir mutterseelenallein über die Berge gehst."

„Wenn Du schon so gut willst sein, Schauderer, und mir das Geleit' willst geben in's Schneewaldbach hinüber, so laß' ich mein Geld lieber da. — Mir auch eine Halbe Kellnerin, und wenn was Warmes ist?"

Beim Kronenwirth ist immer was Warmes, und wenn auch nicht, man sitzt sich leicht warm in demselbigen Wirthshaus.

Sie ließen sich's wohl sein, und nach einem halben Stündlein schon wollte der Schauderer mit dem Hinterschöpp auf Du und Du trinken.

„Narr," malmte der Andere, ein widersetzliches Stück Hammel im Munde bearbeitend, „hast eh nie anders, als wie Du zu mir gesagt, Du kotzengrober Michel."

„Weißt, Schöpp," sagte der Schauderer im Vertrauen, „ein verdächtiger Mensch muß alleweil grob sein; die

Höflichkeit macht ihn noch verdächtiger. Schöpp, o mein Schöpp, Du bist ein gläubiges Schaf, denn weil Du heut' bei der Maria von den drei Wasen bist gewest! Aber das kannst nicht glauben, was es für eine Elendigkeit ist, wenn Einem die Leut' nicht trauen. Vor lauter Angst, daß man sich nicht in Verdacht bring', macht man's grad nach der Spitzbubenweis'. Nachher packen sie Dich und halten Dich fest und fragen Dich in's Kreuz und in's Krumm, und Du weißt nimmer recht, was Du voreh gesagt, verzappelst Dich wie die Fliegen im Web und auf Ja und Nein ist die groß' Kreuzspinnerin da — vermein' damit das löbliche Gericht — und hin bist. Freund, es ist zum Verzagen! Und so weit werden sie mich hetzen, daß — wirst es noch erleben, Hinterschöpp — daß ich hinaufgeh' zum See und mich hinabstürz' zum Holzknecht-Toni. Hernachen — wirst es schon sehen — hernachen ist der brave Mensch fertig — der arme Holzwaarentrager! Was ihn nur überkommen hat! Man sagt gar, der Leut' Reden und die Herumfrotzlereien von einem Gericht zum andern hätt' er sich so zu Herzen genommen — wär' selber in's Wasser gegangen — die gute ehrliche Haut. Hernachen, Schöpp, krieg' ich ein schönes Martertaferl — justament wie der Toni ein's hat."

„Wohl, wohl — wie der Toni," murmelte der Hinterschöpp und trank Wein. „Lassen wir's gut sein mit dem Toni und trink'."

„Trinken thu' ich schon; mit dem Toni laß' ich's auch gut sein, aber die Leut' reden gar viel darüber, just wie sie über den Jonathan seiner Tag viel reden werden. Freilich allemal das Verkehrte. Von mir wird's leicht gar heißen: umbracht ist er worden, und vom Toni sagen sie: selber ist er gangen! Den muß Einer gekannt haben, wie ich. Mit

dem muß Einer beisamm' gewesen sein jahraus, jahrein — Tag und Nacht, wie ich, der Schauderer. Der hat diese Welt viel zu gern g'habt, als daß er selber gangen wär'. Und gejagt hat ihn auch kein Mensch, und so tappig ist er auch nicht gewesen, daß er aus Unachtigkeit in's Wasser gefallen wär' — der ist kein Kind gewesen, Schöpp! — Ha, wenn Ein's nur reden dürft' — über den Holzknecht-Toni — Anton Obersdorfer hat er sich schreiben lassen — kunnt' ich schon was sagen, daß die Leut' einmal die Ohren und hernachen Maul und Augen aufreißen thäten! — Ja, mein lieber Freund!"

Der Hinterschöpp schien auf der warmen Wirthsbank für die Länge nicht sehr gut zu sitzen; er rückte hin und her und mit halb geschlossenen Augen blinzelte er den Schauderer an. Er wollte auf den halb berauschten Gesellen gar nicht weiter hören, zahlte die Zeche.

Da faßte ihn der Hausirer beim Arm ab und murmelte ihm unter den langen, runzeligen Hals hinein: „Der Toni ist umbracht worden!"

Der Schöpp lachte mächtig auf.

„Das muß Einer wissen!" rief der Schauderer und trank Wein. Und fuhr fort: „Weil er gemeint hat, 's kunnt kein Stärkerer mehr über ihn kommen. Der höllische Raufer, der er gewest ist!"

„Der Toni?" fragte der Lange, „mein Lebtag hab' ich's nicht gehört, daß der Holzknecht-Toni ein Raufer gewesen sollt' sein."

„Eh, was weißt denn Du in Schneewaldbach drüben! Du hast den Toni Dein Lebtag nicht gesehen. Ist jetzund schon dreißig Jahr, daß er hin ist. Und warum hin?"

Ein guter Zug aus dem Glase und dann weiter: „Weil er mit Einem anbunden hat, der noch ist stärker gewesen, als

wie er mitsammt seiner Kuraschirtheit. Kunnt's auch sagen, wegen was es hergangen ist, daß sie sich allzwei hinaufbestellt haben zum See, und daß es ausgemacht worden ist: Der Festere schmeißt den Andern in's Wasser."

„Ein Duell?" rief der Schöpp.

„Kunnt sein! Und was für ein's!"

Am nächsten Tisch saß ein kleines, krummes Bäuerlein. Das schüttelte bei den Darlegungen des Schauderer fortwährend, theils ungläubig und theils mißbilligend, den Kopf.

Der Schauderer bemerkte es und schrie ihm zu: „Was? Dir ist's nicht recht? Leicht warst Du dabei und weißt es besser, Du Hungerleider, Du Bettelbauer, haben Dir eh' die vergangene Nacht Dein letzt' Trumm Speck aus der Kammer gestohlen!"

Stand das Bäuerlein ganz langsam auf, trat her gegen den Schauderer und sagte: „Das ist richtig, mir haben sie voreh' Nacht meinen Speck aus der Kammer weggestohlen. Aber nachher bist es leicht Du selber gewesen, Schelm? Denn ich hab' vom Diebstahl bis zu dieser Stund' keinem Menschen nichts gesagt."

Der Schauderer stotterte etliches Zeug übereinander; da hatte das kleine krumme Bäuerlein schon ein paar handfeste Knechte aufgetrieben.

Und die handfesten Knechte thäten den Jonathan Schauderer binden und hinanführen zu jenem Gericht, wo es bis heute noch geschrieben steht, daß der Hausirer Schauderer am 28. August 1841 um 2 Uhr Mittags nicht gestohlen hat.

Was man mit den lieben Kindern für ein Kreuz hat!

Als der Hinterschöpp am nächsten Tage seine Wanderung vollendet hatte und gegen sein einsames Haus hinschritt, hörte er von demselben her ein jämmerliches Kirren und Winseln. Er beschleunigte seine Schritte und sah nun auf dem Anger das wundersame Schauspiel. Die alte Schraglin ritt auf der Sau, die sich am Boden wälzte und der herzlosen Unterjocherin keine Gegenwehr hatte, als das klägliche Geschrei und Gewinsel. Die Schraglin durchstach ihr mit einer Ahle den Rüssel und zog einen eisernen Ring durch. Denn die alte Bockin — ahnend, daß dies der letzte Sommer ihres Lebens sein könne — hatte sich etwas zu eifrig dem Genasche hingegeben, hatte den grünen Rasen aufgewühlt, schier als wäre gepflügt worden auf dem Anger, war in den Kohlgarten eingebrochen und hatte selbst die Untermauerung des Stalles nicht geschont, sondern, durch einen pikanten Geruch gereizt, dieselbe mit ihrem scharfen Rüssel zu unterminiren gesucht. Von nun an sollte das Ringlein in der Nase der sonst braven Bockin eine sinnige Erinnerung sein, daß ein durchbohrter Rüssel schrecklich schmerzt, so oft man mit demselben wühlen will.

Der lange Hinterschöpp stand da und sah der Schraglin zu. Sie griff das Ding an wie ein Mannsbild, und die Bockin konnte nur froh sein, daß es diesmal blos an den Rüssel ging, denn wenn sie ihren Stammbaum durchforschte: ein Einziges aus diesem Geschlechte war eines natürlichen Todes gestorben.

Dem Hinterschöpp fiel die Hast und Wuth auf, mit welcher die Alte hantirte. Die Bockin war doch sonst ihr erklärter Liebling, welchen sie mit Zärtlichkeit hegte und pflegte,

schier so gewissenhaft wie die kleine Antonia, und den sie immer am liebsten fußfällig um Verzeihung gebeten hätte, so oft sie bemüßigt gewesen war, ihm ein neues Ringlein anzustecken. Weil es doch immer ein Unterschied bleibt, ob das Ringlein an den Finger oder an die Nase gesteckt wird. Und heute dieser wilde Zorn! — Als es geschehen war, stand sie mit den Händen tappend und keuchend auf und die Sau zottete grunzend davon.

Sie hatte es bald verwunden.

„Das ist ja gar hitzig zugegangen?" sagte der Schöpp.

„So, Du bist da!" Und sie fuhr mit der Schürze über das geröthete Gesicht. „Zeit ist, daß Du da bist; just hab' ich meinen Zorn ausgelassen. — Die gute Vockin muß es entgelten. Weil ich heilig hab' gemeint, ich hätt' den verdangelten Obristen unter dem Knie!"

„Oho!"

„Mich ziemt, einen siebendoppelten Eisenring wollt' ich dem alten Teufel — dem verschwefelten — durch seinen Rüssel treiben! Meinen Hansel thut er wieder so viel peinigen!" Sie hub zu schluchzen an.

„Ich kenn' mich nicht aus. Den Saurüssel meinst?"

„Der Hansel hat wieder geschrieben." Und sie suchte den Brief. Zuerst an ihrem Busen, dann in den Kittelsäcken, nachher ging sie in's Haus und suchte im Wandkasten, auf dem Fensterbrett, unter dem Bettkissen — und hub an zu schelten, daß der Teufel drauf thät sitzen und einen fingerlang früher hätt' sie das Briefel noch in der Hand gehabt.

Die Antonia hockte an der Thürschwelle auf ihrem linken Bein und das rechte streckte sie von sich — und sie lud das Schußgewehr des Vaters.

Der Alte wußte wohl, daß kein Pulver zugegen war, und fragte das Mädchen, was es denn schießen wolle.

„Den Feind schieß' ich todt!" sagte sie in ernsthafter Weise.

„Du Fratz!" rief die Schraglin, „dem Hansel seinen Obristen, das laß' ich mir gefallen."

„Nein," wiederholte das Mädchen kurz und entschieden, „den Feind schieß' ich todt!" und preßte mit dem Ladstock einen Papierschuppen in's Rohr.

Da fiel's der Schraglin ein: das ist heilig der Brief vom Hansel und hepelte den Schuppen auseinander, und es war richtig der Brief vom Hansel. Der schrieb an die Schraglin:

„Liebste Mutter!

Ich grüße Euch vielmals und mache Euch zu wissen, daß es mir sehr schlecht geht, bin seit fünf Tägen wieder im Stockhaus. Müsset nicht denken, daß ich etwas angestellt hätte, es ist wieder der alte Drach', mein Herr Obrist, der mich in's Unglück gebracht hat. Zugegangen ist es so: sieben von meinen Kameraden — dienen davon zwei erst vier Jahr — haben Urlaub kriegt und da lasse ich es dem Obristen stecken, daß ich schon über zehn Jahr' beim Regiment bin und noch nicht ein einziges Mal auf Urlaub und daß ich auch heim möchte. Liebe Mutter! Und bei der nächsten Recognoscirung hättet Ihr sehen sollen, wie der alte Satan auf mich losfahrt. Kerl! schreit er mir in's Gesicht, der Herr Obrist. Zweimal in der Execution wegen Desertion, dreimal wegen Respectverletzung gegen seine Vorgesetzten! Und Urlaub haben wollen! Peitschen laß' ich Dich, Du Schwerenoths-Lümmel, und meine Parole: Er verschwitzt seine vierzehn Jahre in der Kaserne und die drei

Reservjahr' steck' ich ihn in's Wallachisch hinab. Ich werd' Euch zeigen, Aeser, wer von uns der Stärkere ist, marsch! und stößt mich mit der Faust zurück. Mir steigt die Gall' auf und das ist halt mein größter Schaden, daß ich's nicht verhalten kann. Herr Obrist! habe ich gesagt, sind wir denn Vieher worden beim Militär? — Das ist genug gewesen. Er wollt' mir die Vieher schon zeigen, schreit er und läßt mich auf vier Wochen in's Stockhaus spazieren, bei Wasser und Brot. Und, liebste Mutter, was Ihr mir habt geschickt, das weiß ich nicht, wo es ist, bekommen habe ich nichts. O, das Soldatenleben! Wenn nur wieder ein Krieg thät' werden, daß dieses Hundeleben ein End' hätt'. Aber dann geschieht was: meinen ersten Schuß richte ich nach ihm . . ."

„Der unbesinnte Mensch!" Mit diesem Rufe unterbrach die Schraglin den Alten, der den Brief las, „wenn der Brief wär' aufgefangen worden in der Kasern'!"

„Da kunnt's schlecht ausschauen, Schraglin, mit Deinem Hansel. — 's ist auch hell zum rebellisch werden, eine solche Leutschinderei!" Er ballte das Schreiben in Wuth zusammen.

Die Alte schluchzte; die kleine Toni jagte draußen auf dem Anger der Bockin nach.

„Zu der Strengheit," fuhr der Schöpp fort, „wollt' Einer ja nichts sagen, ein Ernst muß sein beim Militär. Wenn so ein wildlebiger Bursch einmal die roth' Suppen soll verspritzen — da muß er schon höllisch scharf angespannt sein. Und bis sich ihrer Hunderttausend — was weiß ich — auf's Blutfeld lassen führen, da gehört — der Teufel hol' mich — ein Thierbändiger dazu. Aber Schinderei ist nicht vonnöthen. Daß man einen jungen Soldaten — ehvor sie ihn noch zur Schlachtbank führen, ludern darf, das muß derlogen sein — Sakerment!"

„'s ist halt nicht derlogen, Hinterschöpp!“ sagte die Schraglin.

„Narr, wenn Du mußt. Wenn sie Dich einfangen wie einen Bären! Ja, wer sich derwischen laßt, dem geschieht schon recht. Mit dem Laufen richtest nichts aus, das laß ich gelten — aber verdammt hintertrieben muß man sein. Mein Bub kommt nicht zum Militär, selbander so wenig, als wie ich.“

— Heute erscheint uns eine solche Sprache nachgerade unbegreiflich. Heute freut sich jeder wackere Bursche auf das Soldatenleben, und ich hab' manchen Vater gekannt, der unwirsch worden ist, als sie seinen Sohn zurückwiesen, weil er nicht tauglich war. Vor vierzig Jahren ist's anders gewesen. Da gab's arge Gräuel beim Militär, besonders zur Friedenszeit sind die Soldaten behandelt worden, als wären sie gar keine Menschen gewesen. Der Bauer auf dem Hofe war Höriger, sein Sohn in der Kaserne war Sclave. Von der langen Dauer des Militärdienstes, von den Qualen der ungeschickten Montur, von der Behandlungsweise, die geradezu eine hündische war, nicht zu reden, aber: Stockhaus, Krummschließen, Spießruthenlaufen, Standrecht! — Freilich war das Landvolk damals in einem Culturzustande, der ein ganz anderes Vorgehen, als heute, bedingte. Auf einen groben Klotz gehört ein scharfer Keil. Aber andererseits verthierte die Schmach das Volk noch mehr, oder sie empörte jene Gemüther, in welchen eine Ahnung von Menschenrecht und Menschenwürde lag. Die Stumpfen und Muthlosen ließen sich treiben und schmähen, die Intelligenteren suchten sich der Wehrpflicht zu entziehen, und die Verhältnisse waren danach, daß es ihnen sehr oft gelang. Aber diese Flüchtlinge mußten verzichten auf den Schutz der Gesellschaft und mußten Gemeinschaft halten mit den Thieren der Wildniß.

Nun, der Hinterschöpp ging nicht zu den Soldaten und ging nicht zu den wilden Thieren. „Aber verdammt hintertrieben muß man sein.“

„Sei still, Alte,“ brummte der Schöpp, „Du stehst mir bei, und Deinen Hansel, den werden wir noch herauskriegen, ehvor ihn die Teufelsleut' zugrund' gerichtet haben. Sei still, Alte.“

Gut, daß Beide still waren, denn die Thüre that sich auf und ein kleiner, einfußiger Mensch stolperte herein. Das war auch so Einer. Den fingen sie vor Jahren von seinem alten Mütterlein weg, schoben ihn bei St. Michel an der Mur vor die Franzosen, und als der Fuß ab war, schickten sie ihn wieder heim, auf daß ihn das alte Mütterlein ernähre. Das alt' Mütterlein ernährte ihr Kind so lange, bis sie sich selber zu Tode gedarbt, dann fiel das einfußige Erbstück der Gemeinde zu. Diese machte einen Schulmeister d'raus. Der Grindl — so hieß er — konnte leidlich lesen und schreiben, und die Gemeinde hatte gehört, man käme leichter fort in der Welt, wenn man lesen und schreiben könne, daher richtete sie in einem alten Stübel in Schneewaldbach eine Schule ein.

Der Hinterschöpp hatte anfangs seine Toni nicht in die Schule schicken wollen. „Bei den Buben ist es gut, wenn sie was lernen, bei den Mädeln ist es nicht nöthig.“

„Du, Schöpp!“ hatte da die Schraglin gesagt, „bedenk's! bedenk's, was Du jetzt hast gesagt! Die Toni wird Dir auf einmal aus dem Kittel springen!“

„Soll' sich nicht unterstehen, die Dirn'!“ d'rauf er — „aber wenn man's halt überlegt! — Glaub' mir's, Schraglin, an meiner Stell' ist es hart schlafen in der Nacht. Oft zerstudir' ich mich frei. Ich bin Dir in eine höllische Sackgassen gesprungen. Die Toni muß mir doch in die Schul'.“

Die Toni war jetzt — da der Einfuß mit der Stelze zur Thür hereinstolperte — neun Jahre alt.

Das erste Wort, das der Schulmeister hören mußte, war: „Jerum, Grindl, Du bist da? Ja, was suchst denn Du bei uns heroben?"

„Daß Du mich nur erst niedersitzen thätest heißen, Schraglin," versetzte der Schulmeister ein wenig verletzt und ließ sich auf einen Holzschragen nieder. „Daß ich mich ja nicht zu lang' aufhalt', so heb' ich gleich an: Hinterschöpp, Euer Mädel müßt's abstrafen! Euer Mädel, das ist ein Unhold, so ein Mädel ist mir noch gar nicht vorgekommen; das ist schneidiger, als der ungestümste Bub', möcht' ich sagen."

„Ho, ho, ho!" machte der Hinterschöpp.

„Die erst' Zeit hab' ich's nicht beachtet, wie sie mir vor und nach der Schul' um's Haus ist gefahren, als wie ein Hirsch. Ein paar Fenster hat sie mir eingeschleudert, die kosten nichts, Hinterschöpp, nur daß ich's sag'. Aber nachher ist die Balgerei angegangen; mit den Buben nimmt sie's auf, ein blaues Aug' um's andere, eine blutige Nase um die andere und vom gestrigen Raufen kannst heut' noch die Haarfetzen sehen vor der Schulhausthür. Hinterschöpp, wo hast Du diesen Wildfang her!"

„Will ich Dir gern sagen," war die Antwort, „aber ich denk', ein Schulmeister hat nur darauf zu sehen, daß ein Kind was lernt. Ist sie faul, die Toni?"

„Ich sag' nur so viel, Hinterschöpp, wenn die ihr Köpfel für's Lernen wollt' verwenden, wie sie's für die Bubenstückeln verwendet — ein Bischof ist sie in zehn Jahren, ein Bischof! Auffassen, begreifen — keine Zweite nicht! Aber halt kein Sitzfleisch. Dieweil die Andern fleißig ihre Aufgab' abthun, reitet Euer Mädel draußen auf meiner Geiß herum, oder

trautert unter's Dach hinauf nud reißt die Vogelnester auseinander, daß die Fetzen nur so im Wind herumgaustern!"

Derlei bittere Klag' brachte der Schulmeister Grindl vor. Dann sagte er noch, er habe es für seine Pflicht gehalten, das den Eltern zu berichten; wenn sie das Kind ferner noch in die Schule zu schicken gedächten, ohne es gebührendermaßen selber zu züchtigen, so müsse er mit dem Haselstock d'ran, denn mit Gutem richte er bei diesem kleinen Unding nichts mehr aus.

Und stolperte davon.

Der Hinterschöpp sagte: „Man sollt' lieber draußen im Land herumstreichen, wie ein Stromer. Klewer (kaum), daß man in's Haus hineinguckt, ist die Kummernuß schon da."

Dann stellte er sich hin vor die Schraglin und murmelte: „Jetzt haben wir's. — Unter's Dach trautert sie hinauf um Vogelnester! Du, meine liebe Hauswirthin, ich vermein', es ist hohe Zeit, daß wir das Wesen aus der Schul' ziehen. Was aber nachher?"

„Mich fragst um Rath? Du hast es gekocht, Du magst es auch selber ausessen. Möcht' wissen, wo jetzund Rath hernehmen! Daheim muß sie bleiben und einen Wachter kannst jetzt hinstellen zu Deiner kleinen Jungfrau."

Der Lange hub an zu lachen und er lachte merkwürdig laut, wie selten. Plötzlich brach er ab, wie der schwere Guß des Wetterregens oft plötzlich abbricht, wenn es in der Luft nicht geheuer ist. — Er simulirte: „Etliche Jahr', hab' ich gemeint, kunnt's noch fortrutschen mit dem Mädel, bis in's fünfzehnte, sechzehnte. Bis selbhin hätt' ich die alt' Krammel (baufälliges Haus) da verkauft und wär' in's Lehviertel ausgewandert; dort kann Keiner fragen, wo ich mein Mädel hätt', oder warum der Bub militärfrei ist ..."

„Verkauf' jetzt die Krammel!"

„Krieg' nichts dafür. Wer kann's denn brauchen als wie der Waldherr? Und der Waldherr kauft das klein' Stückel erst, wenn auch der Oberstockberger seinen Grund hergiebt — so steht's zusammen. Und der Oberstockberger, mußt wissen, braucht nach meinem Erkennen noch sechs, sieben Jahr, bis er mit seiner Wirthschaft so weit auf dem Hund ist, daß er's hergeben muß."

„So ginge ich früher davon an Deiner Stell'," rief die Alte.

„Du? Mit was wolltest Dich denn hernach ankaufen drüben im Lehviertel? Ja, reden ist leicht! Wir hängen, Schraglin, wir hängen närrisch in der Sach'!"

„Bist sonst immer so proper," sagte sie, „und jetzt auf einmal verzagt. Unser Kalender steht nicht schlecht; der reimt sich wie dem Pfaffen der Psalter. — Nach etlichen Jahren kommt der Oberstockberger auf den Hund. D'rauf kauft der Waldherr seinen Grund, d'rauf kauft er auch den Deinen, nachher gehen wir und kaufen uns im Lehviertel an und nachher wird das Mädel —"

„Majorenn erklärt. Wohl, wohl, wenn's nur all' geht nach dieser Schnur. Nur mußt versteh'n, Schraglin, das Ding darf die Zeit über nicht gar viel unter die Leut'!"

„Versteh' ich auch. Was wir aber daheim mit ihm anheben, das versteh' ich Dir wieder nicht. Spinnen, Nähen und Stricken; ist das ein Zeitvertreib für so was? Die Arbeit im Ackerl und Hausgartel ist nicht der Müh' werth, daß Ein's davon red't. In's Tagwerk kann man's nicht mitnehmen. Nu? — Das Best' ist, Schöpp, Du nimmst Dich wieder um's Haltergeschäft an, das Du vom Waldherrn vor ein paar Jahren hast gehabt, und stellst die Dirn' zum lieben Vieh. Da hat sie ein Geschäft und eine Sorg' und kommt Dir nicht unter die Leut'."

Was die Männer auch anheben mögen, ausführen müssen es immer die Weiber. Der Schraglin Rath war sehr gut, und der Hinterschöpp stellte es fest: die Toni wird Halterdirn auf der Schneewaldalm. Dort bleibt sie, bis ausgewandert werden kann. Und dann: eine andere Gegend, andere Leut'. Hernachen, Toni, kriegst ein neues Gewand. —

Der Schuber des Küchenfensterchens klappte auf. Die Toni lachte herein — hatte einen Schnurrbart über den Lippen. Mit Kohlen war er gemalt. Aber der lange Hinterschöpp schüttelte bedenklich den Kopf: „Noch ein sechs, ein sieben Jahr? so lang' wird's klewer mehr halten. — Was man doch mit den Kindern für ein Kreuz hat!"

Wie die kleine Hexe mit dem Sohne des Ortsvorstandes umspringt.

Wir finden die Hinterschöpp-Dirn' auf den Almen. Sie reitet gern den schwarzen Ziegenbock, dessen Wohlduft die Matten durchströmt, und sie geht in's vierzehnte Jahr.

Von den letztvergangenen vier Jahren ist nichts Besonderes zu vermelden. Die Toni war des Tags ein Wildfang und war des Nachts stets versunken in den dicksten Schlaf, der in den Gebirgen von Schneewaldbach je geschlummert werden kann. Der Schöpp war ihr treuer Wächter, sah das Dirndl wachsen und gedeihen vor seinen Augen und beobachtete im Stillen mit Interesse die Wirthschaft des Oberstockbergers, die von Jahr zu Jahr armseliger wurde, so daß davon ein Fahrniß um's andere hinweggegeben werden mußte. Der Oberstockberger sah, daß auf seinem Steinberg nichts mehr verschlug, wurde allverzagt und hub schließlich zu trinken an.

„Das ist recht, das ist recht!“ jubelte der Hinterschöpp, „haben wir nicht lang' Aufenthalt.“

Und wahrhaftig, es ging ihm an die Zeit. Toni war bereits die kräftigste Jungfrau weit und breit; nur so viel gut war's, daß die Leute nicht viel von ihr wußten, daß sie sich wie eine Amazone in den Wäldern umtrieb und bisweilen sogar zu den Gemsen hinanstieg in's Hochgebirge.

Sie war gutmüthig und offenherzig, aber bisweilen wußte sie sich vor Uebermuth, Trotz und Lustigkeit gar nicht zu helfen, wie solche kerngesunde und sich selbst überlassene junge Leute einmal schon sind. Der Vater und der Großvater werden gerade so wild gewesen sein in solchen Jahren; das Gebaren wird nicht angelernt, liegt in der Natur, und die Natur schaut nicht auf's Kleid, die rutscht im Blutstropfen fort von Geschlecht zu Geschlecht, und es braucht viele hundert Jahre, bis sie sich anderen Verhältnissen anpaßt.

Wenn die Toni aber im Schatten des Ahornbaumes lag und dem lieben Vieh zusah, das sich auf den Matten sättigte und unterhielt, da war doch auch wieder etwas Träumerisches in ihr. Ihr Haargelocke war braun und schwer und immer zerzaust und immer hingen Zweigelchen, Nadeln und Zapfenschuppen von dürren Fichtenbäumen daran; denn sie kroch und schlüpfte und kletterte im unwirthlichsten Dickichte umher, wie eine Eichkatz', oder sie sprang auf einen Heuhaufen, stürzte sich kopfüber hinein und grub und schlug und hastete mit Händen und Füßen, daß ringsum die Fetzen flogen.

Sie hatte selten ihren gelben, zerfaserten Strohhut auf dem Haupte; wenn die Sonne schien, oder wenn sie auf dem Rücken hingestreckt lag und ihr die lichte Himmelsbläue in die Augen stach, dann kraute sie mit den Fingern das Gelocke über ihr Gesicht, so daß man durch dasselbe nur das kecke

Stumpfnäschen hervortreten, zwischen den leicht aufgeworfenen Lippen die weißen Zähne schimmern und auch noch die Gluth des dunklen großen Auges blitzen sah.

Wie ein so häßlicher Vater ein so schönes Kind haben kann! Aber die Mutter war schön gewesen, und die Toni hatte sehr viel von der Mutter, nur daß sie weit kräftiger an Gestalt war und nicht jene Milde und Sanftmuth inne hatte, dieselbe auch kaum jemals gewinnen konnte, wie die arme, duldungsvolle Frau des Hinterschöpp.

Aber gerade des Mädchens Trotz und Wildheit war es, welche den Sohn des Ortsvorstandes von Kraden anzog.

Der Sohn des Ortsvorstandes von Kraden war nämlich insgeheim ein Wildschütze, der an stillen Festtagen, wenn die Leute gen Kraden in die Kirche gingen, oder in hellen Mondnächten gern hinanstieg in die Waldungen und zu den Hochmatten der Schneewaldalmen. Der Tibur war ein Bursche von dreißig Jahren — ein tüchtiger, sauberer Kerl, aber ohne Gluth und Lustigkeit, ein stiller Lapp — ein „Loser", wie die Leute sagen. Was Andere so gern haben, dem wich er aus. Der Wein war ihm zu naß, das Kartenspiel zu gefährlich, das Buckelringen (Ringen) zu anstrengend. Und die Weiber? Die Weiber mit ihrem Zieren und Girren, Liebeln, Kichern und Flennen waren ihm zu langweilig. Heiraten ist ihr erstes Wort und ihr letztes, ihr Gedanke bei Tag und Nacht; Weiberlieb' ist nichts wie ein Heiratsfieber; junges Weib ist ein patzig Ding, altes ist eine Klette. — So das Glaubensbekenntniß des Tibur. Auf der Alm war's ganz anders. Zur unbelauschten Stund' nahm er seinen Stutzen und eilte in's Gebirge, und die Hirschen und Gemsen zitterten vor seiner Leidenschaft und Augengluth, die man unten in Kraden nachgerade ganz vermißte.

Und eines Julisonntags am Vormittag, da sah der Tibur dort unter dem Ahornbaum etwas Lebendiges, wie ein Rehbock, der sich zusammenwand, um zu lecken. Der Bursche legte sein Rohr an, da stieß der Rehbock einen hellen Juchschrei aus und der Knall unterblieb. Der Tibur sah das wildschöne, frische Kind, und sein erster heißer Gedanke war: Waldjungfrau, an Dir lieb' ich mich zu todt!

Toni gewahrte den Mann, sprang auf und erfaßte, zur Wehr bereit, den Hirtenstab.

„Ich thu' Dir nichts," sagte er und ging auf sie los.

„Ich hab' Dich nicht gefragt, ob Du mir was thust!" war ihre trotzige Antwort. „Sag', was Du willst!"

„Ich bin müd' und möchte bei Dir im Schatten rasten."

„Was tragst Du dort im Lederbeutel mit Dir?"

„Schinken."

„Was ist das?"

„Geräuchertes Schweinefleisch."

„So setze Dich zu mir in den Schatten. Ich will essen."

Sie hatte bei diesen Worten ihren Stock fest umspannt, und ihre scharfen Augen blitzten herrisch auf den Tibur.

Dieser that, wie sie verlangte, ließ sich nieder in den Schatten, legte seinen Stutzen an die Wurzel des Baumes, öffnete den Ledersack und that Speck, Selchfleisch und Brot hervor. Hastig setzte sich das Mädchen vor ihn hin, stützte die Ellbogen auf seine Kniee, riß mit den Händen ein Stück Selchfleisch an sich und aß mit leuchtendem Antlitze. Tibur wußte nicht, wie ihm geschah, als dieses braune, kecke Kind sich derart seiner bemächtigt hatte.

„Hast Du auch Wein?" fragte sie plötzlich.

„Willst Du trinken? Komm', dort unter dem Haselnußbusch ist ein Brunnen."

„Morgen bringst Wein mit! Wasser weiß ich selber.

Sie wollte mit ihrer Schürze den fetten Mund trocknen.

„Du," sagte er, „Speckfetten muß man mit einem Schnauzbart abwischen." Er wollte sie küssen. Toni sprang auf, erfaßte das Schußgewehr des Burschen, richtete das Rohr gegen ihn und rief: „Ergieb Dich!"

„Was denn, Du Hex', was willst denn?" stotterte er und erhob sich langsam.

„Deinen Schnauzbart mag ich nicht, geh' weg!" Der Hahn knackte, sie trieb den Burschen vor sich her.

„Dummheiten, das," kicherte der Tibur, „Mädel, thu' weg das Ding, 's kunnt ein Unglück geschehen!"

„So trifft's Dich."

Sie trieb ihn an den Rindern vorbei, über die Matten hinab, bis zum Felsenabhang.

„Steig' da hinab!" gebot sie, und es war wie der herbste Zorn in ihrem Wesen.

Er weigerte sich, über die hohe Felswand hinabzuklettern und suchte die Handlung auf Scherz hinüberzuführen.

„Steig' hinab!" rief sie wüthend, „oder — Gott verfluch' mich — ich brenn' Dich nieder wie einen Hundling!"

Die ist wahnsinnig, fiel es jetzt dem Burschen ein, und er sprang und kletterte und rutschte den steinigen Hang hinunter bis zur Tiefe. In der Tiefe stand ein Hagebuttenstrauch.

„Jetzt auf der Stell' krauch' mir in den Rosenbusch hinein!" schrie das Mädchen von oben hinab und zielte mit dem Schußgewehr.

„Liebste, Liebste!" rief er unten im weinerlichen Tone, „das ist ja eine bitterböse Dornhecken!"

„Ich rath' Dir's gut, spring' hinein, eh' der Stutzen lospfeift!"

Hastig kroch er in den stechenden Hagebuttenstrauch, noch zappelten die Beine nach, dann sah man nichts mehr von dem Burschen.

Die Toni lachte hell auf, lief hüpfend über die Matten hinan, knallte den Schuß los, verbarg das Gewehr sicher in einem hohlen Baum und jagte die Heerde seithin und eilte lustig hinab zum Hause ihres Vaters.

Die Toni unter dem Jungfrauenkranze.

Von dem Staatsstreiche auf der Hochmatte ist weiters nichts bekannt worden. Hingegen ließ an einem der nächsten Sonntage der Pfarrer zu Kraden bekannt machen, daß am Himmelfahrtsfrauentag im August die neue unbefleckte Empfängniß-Capelle unter den drei Buchen eingeweiht werde, wobei sich zu ihrer größeren Ehre alle Jungfrauen der Pfarr' mit einem grünen Kranz auf dem Haupte einzufinden hätten.

Der Hinterschöpp hörte diese Kundmachung und dachte bei sich: Meine kommt gewiß nicht.

Aber Tags d'rauf rief ein alter Nachbar — 's ist ohnehin der Oberstockberger gewesen — der Toni zu: „Na, Dirn', jetzt frisch' Deinen Rosmarinstamm ein. Am Frau'ntag ist es zum Kranzelaufsetzen."

So hat sie's erfahren. Und das Kranzeltragen inmitten der anderen Jungfrauen war ihr ein mächtiger Spaß. Da mußte sie dabei sein! Warum sollte sie allfort leben auf der Alm wie ein Vieh: sie will auch einmal unter die Leut', will auch wieder einmal einen lustigen Tag mit den Dirndln haben, mit denen sie ist in die Schul' gegangen. Sie will!

Was können die Alten machen? Alle Mädchen setzen den Kranz auf, die sich des Rechtes dazu bewußt sind. Es wäre ja doch auffallend, wenn die Toni dabei fehlte. Warum geht die Hinterschöpp-Dirn' nicht hervor? möchten die Leute fragen, und etwelche giebt es in Kraden, die richtig nachschauen gehen dürften in's Schneewaldbach, was denn der Hinterschöpp-Dirn' widerfahren ist.

Die Schraglin bereitete einen grünen Kranz und ein weißes Kleid; aber der Alte murmelte: „All' umsonst, die Natur laßt sich nichts weiß machen," und fluchte um's Haus herum und hatte Skrupel und hatte Angst und brummte neben seinem scharfen Zahn heraus: „Verstiefelte G'schicht! Geht mir schon zu weit, jetzund. Das ist kein Spaß mehr!"

Und am Frauentag zur goldenen Morgenfrühe, da ging das schöne, schlanke, weißgekleidete Mädchen aus Schneewaldbach hervor und mischte sich unter die anderen, die bekränzten Jungfrauen all' — darunter welche mit fünf Jahren und auch welche mit fünfzig Jahren — denn, auf manchem Haupte bleibt der Jungfrauenkranz ganz wunderbar frisch bis in späteste Zeit. Nur auf feinem, weißem Gesichtlein und auf dichtem, weichem Haar — es mag des Weiteren goldfarbig sein oder rabenschwarz — wollen die kühlen, grünen Zweiglein und Blättlein allzubald verwelken.

„Schaut Euch heuer der Hinterschöpp-Dirn' ihr Kranzel gut an," sagten die Leute zu einander, „auf's Jahr mögt ihr's leicht nimmer sehen!"

Die Toni ist die Schönste darunter. So sauber gewachsen, wie die, ist keine. Und die vielen Haar' um das Gesichtlein. — 's ist just, wie ein schwarzer Wald, durch den der Mond scheint.

„Nicht dumm, die Red'. Aber frei so viel übermüthig! Thut's nur auf die Andern hinschauen, was die still und züchtig dahergehen und zu Boden lugen, wie sich's gehört. Und die Hinterschöppisch! Die statzt daher, als hätt' sie eine Stangen im Leib, die Arm' trollt sie hin und wieder, als thät' sie Haferstroh dreschen, und Schritt macht sie, wie ein Husar."

„Ein Husar macht gar keine Schritt', der reitet."

„Das thät auch die Hinterschöpp-Dirn' am liebsten. Wollt' mich gar nicht verwundern, wenn sie heut' zwischen den Kranzeljungfrauen auf ihrem Geißbock thät dahertraben!" —

Weil die Toni ihr Gesicht nicht wie die Andern zu Boden schlug, sondern kecklich in die Luft hineinschaute, so sagte ein Bursche: „Der gefallen auch die Vögel besser, als wie die Käfer. Hörst, Dirndl, wer so viel den Spatzen nachschaut, dem fällt hinten leicht der Kranz herab."

Es war ein Wunder, daß die Toni mit ihrem losen Mundwerk auf das Wort nichts entgegnete, aber sie hatte es nicht verstanden. Dumme Burschen schwatzen oft so Zeug; sie ist heute Kranzjungfrau, da muß sie ernsthaft sein.

Bei der Procession zur Capelle unter den drei Buchen gingen die Jungfrauen zu Paar und Paar. Der Meßner hatte sie zusammengestellt nach seinem Vermeinen. Aber die Toni hatte auf des blöden alten Küsters Vermeinen nicht gewartet, sondern sich den Gespons selber ausgesucht. Ein zartes, stilles und gar eingezogenes Dirndl war darunter, das sich die Augen nicht um die Welt aufzuschlagen getraute von dem weißen Tüchelchen, welches es mit beiden Händen am Busen hielt. Ein Dirndl, dessen Wangen über und über brannten, weil es sich fast zu Tode schämte.

Sie hatte wohl auch einen buschigen Rosmarinstamm auf dem Haar, aber sie hatte kein weißes Kleid an, sondern ein blaßgrünes mit rothen Blümchen, wie sie es sonst trug an den Sonntagen. Ihr Vater, der Bärenschütz-Michel, war arm, konnte ihr nichts Weißes kaufen, und ihre Mutter hatte gesagt: „Zuweg sollt' die Dirn' nicht im Blümelrock gehen! Ich bei meinem Aufwachsen hab' zum Kranzeltag einen grobrupfenen Kittel tragen — ist auch gut gewesen." Und so war die junge Dirn' im Blümelrock und schämte sich dessen fast zum Versinken. Sie bildete sich ein, daß all' die tausend Leute auf sie blickten, und das war ein Aufruhr in ihr. Und als der Meßner die Mädchen zusammenstellte, schien es, als fände er keine für sie, die Bärenschütz-Gregina, und als würde sie allein stehen bleiben müssen unter dem Hollerstrauch, wo sie just stand, oder an der Reihe der weißgekleideten Jungfrauen hinten hertrappeln, wie eine einsame Spatzin — im Blümelrock.

Da zupfte sie jählings an diesem Blümelrock die Toni, zupfte ziemlich stark und sagte kurzweg: „Dreh' Dich her, Dirn', wir Zwei gehen miteinand'."

Und gingen miteinand'. Die Toni zur Linken, die Gregina zur Rechten, aber zusammenstanden sie nicht eben besonders; die Toni war um einen halben Kopf größer, als die schüchterne Gesponsin, die neben ihr herschlich, wie ein geängstigtes Täubchen, immer noch glühend roth im Gesicht, aber nunmehr vor Glück. Unsäglich dankbar war sie der Hinterschöpp-Dirn', daß diese sie hatte erkoren zum Gespons auf der Procession zu den drei Buchen. Einen vielherzigen Blick schlug sie zweimal auf zu der Toni; aber diese hatte ein Auge, in das gar nicht zu sehen war ohne noch röther zu werden. Vielleicht, weil es so unschicksam war, wie die

Toni kecklich daherging und d'reinschaute, anstatt in Demuth geneigt vor der Unbefleckten, die man auf einer rosenumwundenen Stangenbahre vor ihnen trug.

In der Capelle unter den drei Buchen streuten kleine Mädchen Blumen, und die größeren sangen ein Loblied auf die Himmelskönigin. Da ist's bemerkt worden, wie schön die zwei Stimmen der Toni und der Gregina nebeneinander wiegten und sich ergänzten. Von der Gregina war's wohl bekannt, daß sie einen hellen lieblichen Sang hatte, aber wer hätte es von der ungeberdigen Walddirn' erwartet, daß sie einen so reinen, rührenden Mollton in der Brust trug.

Und als sie sangen:

„Liebste Jungfrau, wir sind Dein
Zeig' Dich, Mutter stets zu sein,
Schreib' uns Alle Deinem Herzen
Unauslöschlich ein.

Groß ist uns'rer Feinde Zahl
Hier in diesem Thränenthal;
Rette, Mutter, Deine Kinder
Vor dem Sündenfall!"

Da mußte wohl Jeder, der hier horchte und fühlen konnte, darüber klar sein, daß so nur die Unschuld singen kann. Wie ein unbewußter Aufschrei war es der jungen Herzen, die — gestern noch Kinder — schon heute in die Gefahren hineingetrieben wurden.

Und in welche Gefahren!

Die Feierlichkeit hatte lange gedauert, und als auch die Nachmittagsandacht vorüber war, warfen die drei Buchen, unter welchen das neu eingeweihte Kirchlein stand, gedehnte Schatten über das Wiesenland hin.

Die Leute gingen auseinander und ihren weit im Gebirge zerstreuten, stillen Wohnstätten zu. Die Schaaren der Kranzjungfrauen waren im Bruckelwirthshause erquickt und weltlicher gesinnt worden, so daß sie — auf ihr züchtiges Zubodenschauen vergessend — miteinander kicherten, tänzelten, sich zutranken und unterlaufend auch ein bischen mit den Burschen schäkerten. So geschah es wohl Einer oder der Anderen, daß sie in ihrem Kranze eine verwegene Hahnenfeder oder eine boshafte Brennnessel vorfand — heimliche Burschenspenden. Allmählich und mit derlei Scherzen und Muthwillen häkelte sich die junge Gesellschaft auseinander. Auch die Toni und die Gregina sollten sich trennen, die seit dem Augenblicke, da sie sich unter dem Hollunderstrauche zusammen gefunden hatten, wie ineinander verwachsen waren.

„Wenn wieder ein Kranzeltag ist, mußt Du wieder herauskommen von Schneewaldbach," sagte die Gregina, „ich geh' mit keiner Andern."

„Der Kranzeltag schert mich nicht," entgegnete die Toni, „ich komm' schon morgen wieder und setz' mich zu Dir in den Kirchenstuhl. Ich mag nicht alleweil beim Vieh bleiben. Da zu Kraben gefallt's mir besser. Du gefallst mir auch gut." Und sie faßte die Gregina fest an beiden Armen: „Du mußt meine Kameradin bleiben!"

Ihr Auge leuchtete ganz seltsam. Das sah Gregina's Vater, der Bärenschütz, und freute sich darüber. Er hatte es gesehen, wie vor der Procession seine Tochter voll Beklommenheit am Hollerstrauch gestanden war, bis sich die Hinterschöpp-Dirn' um sie angenommen hatte. Das fand er so viel brav von der Hinterschöpp-Dirn'; und als er nun auch noch gesehen hatte, wie die beiden Mädchen faustdicke Freundschaft schlossen, da sonst die Gregina nicht das Zeug hatte, sich an

eine Gesellin zu schmiegen, und wie ein armes Waiselein allein und traurig herumschlich — da sagte er zu der Hinterschöpp-Dirn':

„Geh', Toni, was wirst denn heut' den weiten Weg traben bis in's Schneewaldbach hinein und morgen Früh wieder heraus. Das wär' ungeschickter Weis'! Das machst gescheiter. Du bleibst heute bei uns, schlafst bei der Gregina und morgen zur Sonntag-Früh bist bei der Kirchen." Das war der Toni gleich recht und der Gregina noch lieber. Arm in Arm ging die weißgekleidete Tochter des Hinterschöpp mit der neuen Freundin im Blümelrock dem Bärenschütz-häuschen zu.

Hinterschöpp, wo ist die Toni?

Beim Nachtmahl im Bärenschütz-Häusel langte die Hinterschöpp-Dirn' wacker zu. Da gab es Salat in Buttermilch und mit Speck gesprenkelt und Kirschen in Suppe gekocht. Insonderheit die Kirschen! die wuchsen nicht d'rin in Schneewaldbach. Der Bärenschütz-Michel eiferte die Toni immer von Neuem zum Zugreifen an, und der Guidl rückte ihr immer von Neuem die Schüssel näher. Der Guidl, der Bärenschütz-Sohn, ein Mensch von neunzehn oder zwanzig Jahren, das war auch so Einer! Dem war es schon recht, daß die junge, herlebige Dirn' im Hause blieb. Er fand es sehr gescheit von seiner Schwester Gregina, daß sie sich diese Kameradin ausgesucht hatte. So eine Kameradin möchte er auch haben.

„Iß Kirschen, Toni!" sagte er und schob ihr die Schüssel zu. — Sauber ist sie! Keck ist sie auch, jetzt wirft sie ihm einen Kirschkern in's Gesicht. Aber schad' um den Mund,

daß er so schwarz wird bei dem Essen. — Wird schon wieder roth werden.

„Iß Kirschen, Toni!"

— Wenn Die auf den Almen d'rin das Vieh hütet — Teufel, da sollt' Einer doch einmal auf die Alm gehen! — Ist weit hin. Jetzo hätt' man sie im Haus. Das tragt sich nicht oft zu, daß man so Eine im Haus hat.

„Iß Kirschen, Dirndl!"

„Mag nicht mehr," rief sie, „hackelziehen möcht' ich!" und hielt den gebogenen Zeigefinger der rechten Hand über den Tisch zum Guidl. Allsogleich hatte auch der Bursche den Finger krumm und hackte an. Man sollt's gar nicht meinen, was die Hinterschöpp-Dirn' stark ist, den ganzen Guidl mit Haut und Haar zieht sie zu sich herüber, daß er ihr schier an die Brust fällt, der ungeschickte Bursch'. Dabei macht er ein so gutherziges Gesicht. Sind gar keine üblen Leut', die Bärenschütz-Leut'.

Und der Guidl denkt: das ist ein prächtiger Spaß. Die ist keine Letfeigen, die ist mir einmal wiff genug. Mit der heb' ich was an!

Als sie mit der Gregina in die Kammer ging, faßte sie der Guidl beim Kinn und sagte: „Schlaf' gut, Dirndl. Aber in unserem Haus thut's manigmal geistern."

„Fürcht' mich nicht!" versetzte die Toni, „ein guter Geist thut mir nichts und ein letzer (schwacher) mag mir nichts thun."

„Wenn Dir aber einmal ein Geist kommt, der einen Leib bei sich hat?"

„Der kommt mir grad' recht, den kann man prügeln!"

„Jetzt geht nur, geht, daß Ihr in's Bett kommt!" unterbrach die Bärenschützin und schob die beiden Mädchen

vor sich her über die Bodenstiege hinauf und in die Schlafkammer der Gregina.

Sie bequemten sich, löschten das Kerzenlicht aus, legten sich in's Bett und huben an zu schwätzen. Sie schwätzten von Schneewaldbach und von Kraden, schwätzten vom Viehhalten und vom Kranzeltanz, schwätzten von der Capelle unter den drei Buchen, von den lustigen Burschen im Wirthshaus und vom Blümelrock. Legten sich die Arme um den Nacken, daß sie gegenseitig den warmen Athem fühlten, und schwätzten von anderen Kranzjungfrauen, die heute so fromm gethan, aber dahinter schon Liebschaften hätten. Und da fragte die Gregina ihre Gesponsin, ob sie wohl auch einen Liebhaber möchte? Und da antwortete die Toni, sie möchte keinen; ob die Gregina einen möchte? Die Gregina meinte, sie wisse es nicht.

„Du mußt es recht gut haben," sagte jetzt die Toni.

„Warum meinst es?"

„Weil Du halt nicht so mager bist, als wie ich."

„Sei still!" flüsterte Gregina, hielt den Athem ein und horchte. An der Thür war ein Geräusch gehört worden — aber ganz leise. Die Mädchen verhielten sich mäuschenstill. Die Toni wollte bemerken, daß es wahrscheinlich das Geistern wäre, wovon der Guidl gesprochen habe, aber die Gregina verhielt ihr den Mund.

Als es eine Weil' so still gewesen war, daß man von draußen den Brunnen rieseln gehört hatte, wurde dort langsam die Klinke niedergedrückt und die Thür ging allmählich von der Wand.

Die Mädchen muckſten nicht. Gregina zog in Todesangst noch die Decke über den Kopf. Die Toni starrte zur Thür hin, in der jetzt eine Gestalt erschienen war, die, so viel im

Dunkeln erkenntlich, mit einem Menschen im Nachtgewand große Aehnlichkeit hatte. Diese Gestalt bewegte sich jetzt leise gegen das Bett, in welchem sich die Toni halb aufrichtete. — In demselben Augenblicke entstand unten im Hause Lärm. An's Fenster pochte es laut, dann rief eine heisere Stimme herein: „He, Leut', Bärenschützenleut', ist meine Tochter, die Toni, nicht da?"

„Wer ist denn draußen?" fragte der Bärenschütz.

„Der Hinterschöpp von Schneewaldbach. Hab' gehört, ihr hättet mir die Dirn' abgefaßt, daß sie nicht heimkommen ist."

„Ja freilich, Schöpp, die Toni ist bei uns im Haus. Sie schlaft schon, ist gut aufgehoben."

„Thut Euch nicht grimmen," redete die Bärenschützin drein, „morgen kommt sie Euch schon wieder heim."

„Auf der Stell' geht sie mit mir!" rief draußen der Schöpp, „das Zerggen (Vagabundiren) sollt' sie sich angewöhnen, das ging' mir ab! Bärenschütz, was geht Dich das Mädel an, das gehört heim in's Vaterhaus. Auf der Stell' geht sie mit!"

„Ho, ho, ho!" brummte es herinnen. „Du bist ein Töpp. Haben ihr's nur gut meinen wollen — wenn sie morgen wieder ins Kraben soll — daß sie bei uns bleibt über Nacht. Zu essen hat sie ja auch was kriegt."

„Weiß ich, Bärenschütz — insoweit rechtschaffen von Dir. Aber ich, mußt wissen, brauch' eine Ordnung im Haus. Geht sie heut' nicht heim, bleibt sie morgen auch aus. Und wer hat ihr's denn geschafft, daß sie morgen wieder heraus sollt' gehen — morgen muß sie auf die Alm. Geh', Schütz, wenn sie schon schlaft, thu' mir den Gefallen und weck' sie eilends auf."

Mittlerweile war oben in der Kammer der Geist in Menschengestalt schnöde verschwunden, und die Toni hatte gesagt: „Gregina, jetzt ist mein Vater da um mich, jetzt muß ich heimgehen. Auweh!“ Und ledigte die Locke ab, die sich in jene der Gesponsin verwickelt hatte, und stieg aus dem warmen Nest und mußte in die kühle, dunkle Nacht hinaus.

Die Gregina weinte in ihrer einsamen Kammer. Der Guidl verfluchte den Hinterschöpp.

Ein Durstiger und zwei Wildschützen.

Und jetzt gingen sie mit einander nach Hause, aber gar nicht im besten Einvernehmen.

Die Toni trug des Vaters Stock, damit schlug sie zornig an die Steine, daß die Funken sprangen.

„Nur noch giftiger, Dirn',“ sagte der Alte, „Deine Giftigkeit ist heut' eine gute Latern'. — Ja, das glaub' ich schon, daß Du gern in fremder Leut' Häuser herumkrauchen thätst. Leid's aber nicht; leid's einzig nicht. Wird noch eine Zeit kommen, wo Du weißt, warum. Und mit den Mädeln gib' Dich schon gar nicht ab, das sag' ich Dir!“

„Mir sind die Burschen auch lieber,“ antwortete die Toni trotzig. „Aber nur die Bärenschütz-Gregina hab' ich so viel gern!“

„Das darf nicht sein, Dirn'!“

„Nicht? Nachher hab' ich sie noch lieber.“

„Untersteh' Dich nicht!“

„O, ich untersteh' mich!“ fiel sie ihm rasch in's Wort, „justament untersteh' ich mich. Und justament, weil's verboten ist, jetzt geh' ich zu der Gregina!“

Mit einem Sprunge war sie über den Weg hinaus und floh davon. Ein paarmal noch schimmerte ihr weißes Kleid durch den finsteren Wald her — dann war sie weg.

Der Hinterschöpp verfolgte sie, stieß aber immer an Gewurzel und Baumstämme und kam nicht weiter. Dann sagte er sich: „Da hast es, Schöpp! — Hast gemeint, im vierzehnten, fünfzehnten Jahr wär Ein's noch Fratz. Jetzund reitet ihn schon der Teufel. — Was mir das Kind ist anders geworden seit einem Jahr! 's ist nicht wie die Mädeln und nicht wie die Buben; wenn sich das so weiter wachst, da kriegen wir ein Ungeheuer heraus. Weiß mir nimmer zu helfen. —"

Und nahm wieder den Rückweg gegen das Bärenschützhaus, um vor dessen Thür die Ankunft der Toni zu erwarten. Als er hinter dem Bruckelwirthshause über den Bach ging, hörte er unter der Brücke etwas gröhlen. Er sah nach und fand den betrunkenen Oberstockberger im Schlamme liegen.

„Da wälzt sich die Sau!" schrie der Hinterschöpp, „und soll daheim sein und schauen, daß er fertig wird."

„Wer ist denn da?" lallte der Oberstockberger, „der Schöpp? Schau', das ist gescheit — ist brav, Schöpp, daß Du mich nicht — willst im Stich lassen. Halt alleweil — ein braver Nachbar, Bruder, aber gelt, jetzt hilfst mir auf. Greif' an! so wohl, so wohl. Ja, Sakerment hinein, wo lieg' ich denn? Mein Bett ist das einzig nicht."

„Besoffen bist und im Morast liegst!" schrie ihm der Schöpp in's Ohr.

„Wie denn das?" entgegnete der Bauer verwunderlich, „da müßt' ich höchstens ein Eichtl zu stark getrunken haben, anders kunnt's nicht sein. Ah, der Wirth hat mich aus der Thür geschoben, hätt' noch Durst gehabt, aber kein Geld, keinen

Knopf Geld, muß ich Dir sagen. Geh', Hinterschöpp, kauf' mir mein Haus ab, auf der Stell' kauf' mir's ab. — Eh', das ist Dir schon ein höllischer Durst!"

„So trink' Wasser, Narr, liegst ja im Bach!"

„Pfui Teufel! — In's Wirthshaus will ich. Schöpp, thu' mir den Gefallen aus Christenlieb' — trag' mich und hilf mir mein Haus versaufen."

So träge war ihm die Zunge schon, daß er im Wort „verkaufen" das f in Gottesnamen für ein k gelten ließ.

Wenn jetzt nur der Waldherr da wär'! flehte der Schöpp in seinem Innern. Dabei fiel ihm ein: kauf' es selber, 'leicht machst ein Geschäft. Narr, wenn Du Geld hast und es selber kannst kaufen, hernachen bist Großbauer und brauchst gar nicht auszuwandern. Halt, auswandern mußt noch — da thut's es nimmer. Eine Heirat hätt' Alles können gleichen. Jetzt heißt's früher abwickeln. Na, will schauen, was zu machen ist.

Im Wirthshause ging's noch lustig zu, wie es in Nächten, die zwischen zwei Feiertagen liegen, der Brauch ist. Der Schöpp schleppte den Oberstockberger hinein, kaufte vor lachenden Zeugen die ganze Oberstockberger Wirthschaft um einen Spottpreis. Drei Fünferscheine — die waren seine ganze Baarschaft — die gab er als D'rangeld. Und dem Andern war heute eben nur um's Drangeld zu thun. 's war ein bitterlicher Durst!

Der Hinterschöpp blieb hübsch nüchtern, der mußte ja morgen früh auf und zum Waldherrn gehen und seine zwei Bauerngründe verkaufen. — Da schaut ein Profitel heraus. Hernachen taucht er an in's Lehviertel hinüber, und die Wurst ist abgebunden. — Just daß ich zurecht kommen bin. Ei na, wie das ist gut gewesen, der Dirn' ihr Davonlaufen. Daß ich aber jetzt schau', wo der Drach' steckt!

Er hatte sich noch einmal angemeldet im Bärenschützhäusel, stand hernach die ganze Nacht vor der Thür und wartete auf die Toni. Und als der Morgen aufging und die Leute aus ihren Betten krochen, lachten sie ihn aus. Die Dirn' war nicht da; und als er in's Schneewaldbach kam, war sie auch dort nicht.

Zur Zeit, als unten die Sonntagsglocken klangen, ging sie oben auf der Alm herum, jagte in Uebermuth das Vieh hin und wieder, trillerte und jauchzte und aß Heidelbeeren. Da zog sie auch das Gewehr aus dem hohlen Baum, um dem Tibur zu Ehren einen Schuß loszuknallen auf einen Hasen. War aber keiner mehr im Rohr. Trotzdem stolzirte sie mit dem Stutzen auf dem Rücken über die Matten. Und als der Jäger-Pepp heranstieg, konnte er sich gar nicht genug verwundern über die Jungfrau im weißen Kleide, auf den zerrissenen Locken noch einen Fetzen vom Kranze und am Rücken das Schußgewehr.

Er rief ihr zu: „Wenn Du etwan vielleicht zufällig keinen Waffenpaß haben solltest, so wäre es eigentlich wohl so zu sagen verboten, daß ich Dir zufällig mit dem Schußprügel begegne."

„Für das einemal soll's nachgesehen sein," trumpfte das Mädchen des Alten schlechte Ausdrucksweise ab.

„'s müßt' nur möglicherweise sein, daß Du etwan vielleicht mit dem Kugelstutzen Deinen grünen Kranz wolltest vertheidigen. Dirndl, das wär' rechtschaffen brav."

Sie sah ihn trotzig an.

„Und auch selbunder nicht, daß es passiren dürft'. Mag wohl sein, Dirndl, daß ich Dich höflich frag', wieso Du zum Kugelstutzen kommst?

Sie verweigerte ihm die Antwort.

„Bist Du nicht die Hinterschöppisch'? Kenn' Dich ja, ein kreuzbrav Mädl. Mußt schon so gut sein und mußt Dir den Weg gefallen lassen nach Kraden abi. Brauchst nicht allein zu gehen, daß Dir etwan vielleicht die Zeit thät' lang werden. Geh' schon mit Dir. Und den Gefallen thust mir, Hinterschöpp-Dirn', die Bichsen tragst selber; ein Eichtl, wenn Du magst, zeig's her, ob sie etwan vielleicht Pulver und Blei im Bauch hat. Nicht? Ist schon recht jetzt; aber Faxen machst mir keine, Dirndl, gelt! Ungern thät' ich's, daß ich Dir mit einem Strickel die Händ' sollt' übereinanderlegen. Beim Ortsrichter unten machst uns nachher den Spaß und verzählst, wie närrisch das ist zugegangen, daß ich auf Deinem schneeweißen Buckel eine Bichsen hab' gefunden."

Und mit feinster Manier trieb der alte Jäger die Toni wie einen Wildschützen hinab nach Kraden, und so hat die Hinterschöpp-Dirn' dem Tibur das ihm entrissene Gewehr wieder in's Haus gebracht.

Der Tibur war todtenblaß, als er das Mädchen mit seinem Stutzen vor seinem Vater, dem Ortsvorstande, stehen sah. Aber die Toni sagte nichts aus; sie gab an, sie hätte das Gewehr oben auf der Alm in einem hohlen Ahorn gefunden und sie hätte den Baum nicht gefragt, wer es hätte hineingesteckt.

Jedenfalls — deß kam man überein — ist es ein Wildschützenstutzen und hat derselbe dieweilen beim Ortsvorstande zu verbleiben.

Und in einer der nächsten Nächte darauf ist der Tibur mit seinem Stutzen wieder auf die Pürsch gegangen. Und hatte unterwegs gedacht: Das ist doch ein verschwammelts Mädel; jetzt weil sie mich nicht verrathen hat, bin ich erst recht in sie verschossen.

Uebrigens hatte der Tibur kein Glück mehr auf seinen wilden Jagden. Er hätte sonst leicht lachen gehabt. Er war gerade im letzten der „rekrutenpflichtigen Jahre", deren dazumal viel mehr gewesen, als heute sind. Er war nicht mehr im Stellungsbrief, sollte entschlüpfen. Denn sein Vater war Ortsvorstand, ein wohlhabender und angesehener Mann; und solche Leute hatten zur damaligen Zeit stets das Unglück, engbrüstige, kurzsichtige, schwerhörige, plattfüßige, steckkropfige, oder sonst wie kränkliche Söhne zu haben. Armer Leute Burschen waren ganz andere Kerle, die taugten fast Alle für's Soldatenleben. Der arme Tibur, der war plattfüßig und hatte noch dazu an der linken Seite, knapp neben der untersten Rippe eine Stelle, da that's ihm oft schrecklich weh.

Leider Gottes — ist untauglich.

So bedauerlich war's bis heute — bis an den Tag, da ihn der höfliche Jäger-Pepp, welcher die Toni nach Kraben gebracht hatte, ebenfalls als Wildschützen nach Kraben brachte. Der Jäger-Pepp, na, der war besserer Meinung.

„Hab' meiner Tage gar Keinen gesehen," berichtete er, „der etwan vielleicht so prächtig laufen kunnt, wie der Herr Tiburius. Und daß der einen Plattfuß sollt' haben, mag der Christenmensch platterdings nicht glauben."

Laut ist's worden und für die nächste Assentirung ist der Tibur bei den Stellungspflichtigen.

Der alte Ortsvorstand sprach klein verzagt mit dem Herrn Militärarzt: Ob ihm, dem Tibur, das Fleckel auf der linken Seite, das ihm oftmals gar so viel höllisch weh thut, nicht noch einmal kunnt hinweghelfen, wenn man einen Hunderter thät' d'rauflegen?

Der Arzt zuckte die Achsel. Und wenn ein Militärarzt einmal die Achsel zuckt, hernachen hilft auch kein solch' Plaster mehr.

Der Waldherr und Jagdeigenthümer haben die Geschichte vom Wildschützen gehört, da ist all' umsonst, der Bursch' muß zur Stellung.

Recrutenstreiche.

Wird aber nicht betrübt hergehen, denn es sind die Lustigsten dabei, dies Jahr. An die zwölf sind von Kraben und drei von Schneewaldbach heraus. Es wären mehr, aber ein paar sind seit den letzten Monaten abhanden gekommen. Sie leben irgendwo in den hintersten Winkeln und vermeinen sich fortbringen zu können in der Armseligkeit, und die Ueberreiter würden sie nicht finden. Ihnen ist die schwere Gefangenschaft der Verbannung, die sie sich selbst auferlegt haben, lieber, als wie die Knechtschaft beim Militär. Aber der Bärenschütz-Guidl sagt: „Just, weil sie das Soldatenleben gar so viel fürchten, just deswег' freu' ich mich d'rauf. Daheim ist auch eine Noth und überall, und da ist mir schon der sauerste Essig der liebste."

Der Guidl ist eben auch bei den Recruten, und deß weinet seine Schwester Gregina schon seit fünf Wochen. Ach, bisher hatte sie gemeint, der Blümelrock am Kranzeltag sei der größte Schmerz auf der Welt. Jetzt wollte sie gern in alle Ewigkeit einen Blümelrock tragen, müßt' nur ihr Bruder nicht zu den Soldaten.

Je größer zu damaliger Zeit die Angst und Furcht vor dem Militärdienst gewesen ist, desto lauter und wilder waren die Gelage und Lustbarkeiten, welche die Recruten vor der Stellung und Einrückung anstellten. Es gab ja Zeiten, in welchen die bei der Assentirung Gebliebenen gar nicht mehr heimgehen durften, um ihre Angelegenheit zu ordnen, um

sich zu beurlauben, sondern allsogleich nach der Abstellung eingesperrt und bewacht wurden, um nach Schluß der Assentirung forttransportirt zu werden zum Knechteleben im fremden Land. Den Glücklichen, den Hinkenden, Einäugigen, Kropfigen, Buckeligen, den Taubstummen und den Zwergen — den Glücklichen mit einem Worte wurde bei ihrem Austritte von den wachehabenden Soldaten das Bajonett an die Brust gesetzt: „Geld her! Trinkgeld her!" Die Heimkehrenden gaben gern und in angstvoller Hast den letzten Knopf und flohen, und plünderten unterwegs die Wirthshäuser und machten die Wege unsicher und kamen erst wieder zur gewohnten Ruhe daheim in ihrer häuslichen Drangsal. Und die Gebliebenen verschlemmten im Kasernenhofe das Geld und hielten, in wüstem Taumel Wuth und Weh erstickend, ihr Henkermahl, ehe ihnen die Ketten eines tyrannischen Reglements an den Leib geschmiedet wurden.

So war die ganze Recrutirung eine tolle Reihe von Zechereien, grobem Schabernack, wilden Hetzen, vor welchen Niemand sicher war. Die Obrigkeit drückte ein Auge zu. Begeisterung machen! hieß es, und in der Begeisterung „für Kaiser und Vaterland" wurden die jungen Horden oft ein Schrecken einzelner Theile des Vaterlandes.

Schon ein paar Tage vor der Assentirung hatten sich die Recruten von Kraben und Schneewaldbach beim Bruckelwirth zum ersten Gelage zusammengethan.

Das Weinfaß wurde in die Stube gestellt. Der Eggstammer Simon legte sich in seinem Uebermuthe sofort rücklings auf den Fußboden hin und hielt seinen großen Mund unter die Pippe, unter welche der Wirth sonst sein Schüsselchen zu stellen pflegt, um die absickernden Tropfen aufzufangen, aber die absickernden Tropfen, die gaben dem Eggstammerischen

all' nicht naß genug, und er drehte ein wenig, daß ein kleines Brünnlein 'mälich in seine Gurgel hinein rieselte. Kaum hatte er Zeit, dasselbe recht genießend zwischen Zunge und Gaumen zu leiten, weil der liebe Athem auch seinen Weg haben wollte. Da sprang der Krähreiterische hinzu: „Simmerl, Simmerl, Du mußt ja verdursten!" sprach's und drehte die Pippe um, daß die ganze Fluth des Weines dem Burschen in den Mund schoß. Der wollte sich verschieben, aber die johlenden Kerle hielten ihn am Boden fest und ließen es quirlen und gurgeln und der Wein schoß über das Gesicht hinaus und über den staubigen Fußboden hin.

„Eselsleut', er muß ja dersticken?" rief der Bärenschütz-Guidl, sprang hinzu und riß den Simon hintan. — Es war schier zu spät gewesen, der dumm' Lotter drehte die Augen schreckhaft über und rührte sich nicht mehr. Auf den Kopf stellen ließ er sich, ehvor er anhub, wieder zu röcheln. Dann schleppten sie ihn in eine Stallkammer auf's Stroh.

Das war das erste Stücklein gewesen; hierauf wurde Etwelches gesungen. Als in der Begeisterung für

„Den Kaiser seinen Mann,
Für den Herrn Soldaten"

ein Fenster in Scherben ging und der Wirth dagegen Einwand erhob, huben ihrer Etliche diesen selben Wirth vom Erdboden auf, steckten ihn durch's Fenster und keilten ihn in demselben fest. So oft des Armen Kopf draußen auf der Gasse den Hilferuf ausstieß, thaten sie einem jener Theile seines Körpers, die noch in der Stube waren, was an. Die Weibsleute hatten sich Alle geflüchtet. Ein paar der Bursche hatten ihre Mädchen bei sich, aber mit diesen war nichts zu machen, sie wollten sich der Lustbarkeit nicht begeben, sie hielten, je ausgelassener ihre Gesellen waren, die Sacktücher

vor das Gesicht und schluchzten. Sahen sie doch bereits im Geiste ihre Liebhaber von allem Nöthigen entblößt unter dem Maße stehen: lang genug, stark genug, kerzeng'rad gewachsen, über und über prächtiger Bursch' — tauglich!

Und mußten dann den angestammten Liebhaber entbehren, elf oder vierzehn Jahr' lang, oder noch länger, oder — immer! Wo ist denn daheim gleich wieder Einer, der so proper wär'? Und da sollt' Eine nicht verzagt sein?

Einer der Burschen, es war der Gescheiteren einer, rief darob aus: „Ihr latschigen Weiberleut', mit Eurem verschwefelten Verzagtsein macht's Einen ganz verzagt. Die Flennerei können wir nicht brauchen dahier; wärt's lieber daheim verblieben!"

„Da ist Euch die Hinterschöpp-Dirn' ein bissel eine Andere!"

„Saggra-Michel! Buben, wenn wir die Hinterschöpp-Dirn' da hätten!"

„Ist uns viel zu hoch oben. Zu hinterst auf der Alm, und reitet auf einem jungen Gamsbock um."

Sprang der Bärenschütz-Guidl auf den Tisch: „Was krieg' ich, wenn ich sie bring'?"

„Mitsammt dem Bock? den sollst haben. Die Dirn' gehört unser."

„Gescheiterweis. Was krieg' ich, wenn ich sie bring'?!"

„Zu saufen, so viel Du magst. Kreuz-Fix-Himmel und Erden, Bärenschütz-Guidl, wenn Du uns heut' die Hinterschöpp-Dirn' in's Haus bringst, hernachen bist kein heuriger Has, hernachen bist ein dreidoppelter Teufelskerl mit Essig und Oel!"

Der Guidl riß seinen Janker vom Nagel — denn in Hemdärmeln waren sie Alle — und schrie: „Um die Zwischenlichtenzeit sind wir da!" und war fort.

Die verdrossenen Weibsbilder fühlten sich auf diese Sach' noch mehr verdrossen und stahlen sich davon, in der unerschütterlichsten Absicht, am Abend um die Zwischenlichtenzeit wieder zu kommen. Es war arg genug, daß man so junge Leut' ohne Aufsicht in wenigen Tagen schon ziehen lassen mußte in die weite Welt.

Und der Wirth — o Heiland, daß wir den so lang' stecken lassen im Fenster! Kein Erbarmen wär' gewesen, aber das Faß war leer, und sie wußten den Schlüssel zum Keller nicht. Also wurde er befreit, halb weinend, halb lachend fluchte er ihnen in's Gesicht und ging um Wein.

Dieweilen ein grobes Geschrei vor dem Hause, die Wand dröhnte, als würden Holzbündel an sie geworfen. „Heut' halten wir Rechnung ab, verfluchter Spatzenschütz!" rief eine Stimme, da sprang schon der Thürhaken heraus, und in die Stube taumelten, ineinander zu einem Knäuel verschlungen und verbissen, der Tibur und der herrschaftliche Jäger-Pepp.

„Da — da," schnaufte der Tibur, „bring' ich den Galgenstrick, der mich hat eingeritten, den nageln wir heut' auf den Tisch!"

„Auf den Tisch nageln, her mit ihm, auf den Tisch nageln!" schrie Alles. Denn dem herrschaftlichen Jäger war Keiner gewogen; die meisten waren Wildschützen, und wenn auf der Weid' der Wildhüter Herr ist, hier im Wirthshaus ist's der Recrut, der kein Civilgesetz mehr achtet, weil er schon Soldat zu sein glaubt, und der kein Militärgericht zu fürchten hat, weil er noch nicht in seinem Bereiche ist. Die Gemeindepolizei möchte sich auch wohlweislich hüten, mit den übermüthigen Jungen anzubinden, und so erbietet sich für diese keine bessere Zeit und Gelegenheit ihren Muthwillen

auszulassen, und wenn sie einen Feind haben, ihre Rache zu üben — als die Tage vor der Assentirung. Da geht nichts sicher, es mag männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechtes sein, und der alte Jäger war sehr unbedachtsam, heute durch Kraden und am Wirthshause vorüberzugehen, wo ihn der Tibur abfing und unter die Zecher schleppte.

„Nägel her, Wirth!"

„Das lass' ich nicht angehen. In meinem Haus wird Keiner genagelt!"

„So ziehen wir die Nägel aus den Dachbrettern heraus!" Und hatten schon die Beißzange zuweg.

„Ich bitt' Euch, liebe, brave Leutel," flehte der Wirth, „thut's mich verschonen. Geht's zum Lindenwirth hinab, der hat schon Heurigen im Keller!"

Unglückselig war's, wie sie jetzt über ihn herfielen: „Sonst schaut Dir der grüngelbe Neid bei Deinen Glotzern heraus, wenn Einer zum Lindenwirth steigt. Aber halt so etlich' Kaiserbuben, Vaterlandswachter, die ihren beineigenen Schädel müssen hintragen dafür, daß Dir der Franzos das Haus nicht über dem Kopf anzünden kann — die möcht'st freilich hinausschmeißen und zum Lindenwirth schicken, weil Du etwan meinst, sie hätten kein Geld! Bruckelwirth, Dich kaufen wir noch, das verlaß' Dich!"

Mittlerweile hatte sich die Nägellade gefunden. Der Jäger wehrte sich mit Händen und Füßen, meinte dabei zu Trost, „sie thäten etwan vielleicht doch nur ein Eichtl Spaß machen!" — Da lag er schon hingestreckt auf den langen Tisch, und zu Händen und Füßen, an den Seiten und an den Schultern wurden unter vielfältigem Geknatter die Nägel durch die Kleidungsstücke geschlagen.

Nach fünf Minuten war er mit ausgespreizten Vieren derart auf den Tisch genagelt, daß er trotz seines Fluchens und Zappelns machtlos dalag.

„So nagelt man die Geier an die Wand!" riefen sie und trugen den Tisch in's Freie und stellten ihn auf die Gasse. Dort höhnten sie ihn noch, daß er sich draus „doch etwan vielleicht nicht allzuviel machen soll," 's wär' ein Wildschützenspaß.

Und kehrten zu ihrem Weingelage zurück.

Als der Tibur hörte, die Hinterschöpp-Dirn' komme, regte sich sein Nachegelüste auf's Neue. — Sie habe ihn zwar nicht verrathen, als sie sein Gewehr in's Haus zum Richter brachte, aber sie sei eigentlich doch die Schuld an Allem. Daß sie ihm wie einem Schulbuben den Stutzen hat weggenommen, das bleibt extra aufgemerkt, das muß sie noch fressen. Aber wesweg' muß sie den verfluchten Prügel wieder herfür und in's Haus schleppen? Ansonst' wär' Alles ausgeblieben. Hat er kein Gewehr, so kann er nicht jagen, wird ihn der Jäger nicht in die Assentirung hetzen. Daß er Soldatenhund muß sein jetzund, nicht daheimbleiben und heiraten auf des Vaters Haus, derschossen kann werden auf dem Feld, wer ist die Schuld, als wie die Hinterschöppisch'? Na, die mag sich g'freuen! — Wer nur steis so folgerichtig denken möcht', wie der Tiburius, der ehleibliche Sohn des Vorstandes von Kraben!

Der Wirth, da er sah, die unheimlichen Gäste wären sobald noch nicht aus dem Hause zu bringen, suchte mit denselben wieder auf Freundschaft zu kommen. Er wollte, und zwar auf eigene Rechnung und Gefahr, Glühwein kochen.

„Ist ein kreuzbraver Gedanken, Bruckelwirth; 'leicht wirst doch noch einmal so gescheit wie ein Kalb in der Kuh, aber weißt, den Glühwein, den saufen wir, bis der Bärenschütz da ist mit der Hinterschöpp-Dirn'!"

Und der gute Bruckelwirth hätte ihnen gerade vor Ankunft des Almmädchens mit dem feurigen Trank gern den Rest gegeben. Er hätte den Gekreuzigten gern befreit, er hätte die Toni gern gewarnt, aber die Recruten ließen ihn nicht aus dem Hause. Da meinte er, es versuchen zu sollen, sie anderswie zu zerstreuen. Er war Soldat gewesen und begann von seinen Feldzügen zu sprechen; sie meinten, das würden sie schon selber erfahren und wären keine Kinder, denen man es beim Ofen erzählt. Er hub von den Merkwürdigkeiten und Lustbarkeiten der großen Städte an. — „Da giebt's ein bissel Häuser und Kirchen! Und die Laster (Menge) Rösser! Und das Musiciren überall, daß es schon ein Unsinn ist vor lauter Herrlichkeit. Hernachen das Kanoniren, wenn eine Generalsleich' ist. Und nun, wenn Ihr hineinkommt's, nu könnt's Einen henken sehen!"

„Einen General?"

„Halbnarren! einen Spitzbuben. Der alt' Schauderer wird g'henkt."

„Das kunnt ja der Hausirer, der Holzschüsseltrager sein," versetzte der Nüchternsten Einer, „der mit seiner Kraxen auch in Zeit und Weil zu Kraden herumsteigt."

„Auf's Haar derselbig'. Wird gehenkt, steht schon in der Neuzeitung."

„Der alt' Schauderer? Daß der sollt' glanggeln (baumeln)? Möcht' wissen wegen was? Wenn ich so ein rechtschaff'ner Lugner bin als wie der alt' Fuchsbartel, da bin ich bei den angesehensten Leuten zu erfragen und nicht bei den Schelmen am Strick. Bei einem Menschen wie der Schauderer, wenn er gehenkt wird, kann man wohl sagen, er ist selber d'ran schuldig."

Der Spintisirer und Recrut wär' in seiner Betrachtung fortgefahren, wurde aber von den Anderen arg überschrieen.

„Jetzt auf der Stell' verzähl's, Wirth, warum der Schauderer wird gehenkt! Sind gute Freund' allzwei, und das haben wir vornächst Jahr beim Lindenwirth — hörst, Bruckelwirth! — beim Lindenwirth erst ausgemacht: Er ist bei meiner Hochzeit und ich bei seinem Henken. Soll der Spaß Ernst werden? Dem wird was grausen!"

„Weißt was, Wirth, so mach's her!"

„Dir schon nicht, Du Krähreiterischer!" sagte der Bruckelwirth, „Du bist der Erst' gewesen der mich in's Fenster hat g'steckt. Na, na, Spaß versteht Einer ja."

Er war sehr froh, daß sich der Sturm ein wenig legte; Die Burschen waren ja schier selbst erschöpft vor all' dem Uebermuth, den sie schon getrieben, und mußten sich sammeln für das, so sie noch vorhatten. Auch kannte Jeder den Schauderer, der öfters in die Gegend kam und sich durch seine erstunkenen Geschichten, die er zum Besten gab, und durch seine possirlichen Spitzbübereien einer gewissen Beliebtheit erfreute. Mit dem Schauderer unterhielt sich Jeder gern, aber trauen that ihm Keiner. Zwar — außer einem Schafdiebstahl ließ sich nichts Erkleckliches gegen ihn aufbringen. Aber man mußte ihn nur reden hören, so war man sich klar: für Den ist kein Galgen zu hoch. Den erwähnten Schafdiebstahl wollten ihm die Herren übrigens gar nicht zuschreiben, denn die Angaben stimmten nicht. Der Schauderer, nachdem er die Sache überhaupt eingestanden hatte, behauptete, der Schafe zwei gestohlen zu haben, während der Beschädigte im Stande war zu beweisen, daß ihm nur eines fehle. Nach heftigen Protesten mußte sich der Schauderer endlich für blos eines

bekennen und darob fünf Monate lang sitzen. Als er nach vollzogener Sühne wieder zurückkam, sagte er: „Jetzo da ich so lang' hab' müssen kuschen, gereut's mich bis auf's letzte Haar, daß ich von den Schafen auch das Eine nicht hab' gestohlen. Aber ich thu' was, und Ihr werdet's erfahren, Leut', die fünf Monat' bring' ich mir noch ein."

Außerdem gab es Manchen, der mit dem Schauderer so oder so im Bunde gewesen. Dem Wildschützen wußte er Schießpulver zu verschaffen, dem Arsenikesser Hüttenrauch; irgend einem Andern war darum zu thun, den oder den Haushund unschädlich zu machen — der Schauderer that's; oder Einem lag's im Plan, irgend ein Gerücht auszusprengen, der Schauderer besorgte es. Oder es war sonst ein Schabernack, eine Spitzbüberei auszuführen — der alte Hausirer war zu Allem bereit. Und hernach, wenn er dem Fischer Forellen aus dem Behälter stahl, sprengte er, um den Verdacht von sich abzulenken, aus, er hätte in derselben Nacht eine Tagreise weit weg einem reichen Bauer die Kleidertruhen ausgeplündert.

So gab's allerlei mit dem alten Holzwaarenschnitzer und Hausirer, und so thaten die Zecher jetzt die Ohren auf, um zu hören, für welche seiner Schandthaten man ihn eigentlich jetzt auf einmal henken wolle.

„Ja!" sagte der Bruckelwirth, „wissen thut man's wohl. Aber ihr hundsjungen Bübeln. Der Schauderer ist eppas früher aufgestanden! Ehvor einer von Euch noch in die Welt hat guckt, hat Der seinen Mann schon um's Leben gebracht!"

„Oho, umbracht hätt' er Einen?"

„Ja, Leutl, in's Fenster gesteckt ist der Bruckelwirth leicht, aber ob's Einer weiß, was er kann derzählen, das ist eine andere Frag'!"

„Jetzt aber gescheiterweis," sagte ein Besonnener, „voreh' bringst ein Kerzenlicht und nachher wollen wir ein Eichtl Fried' geben und wollen losen (horchen)."

Mit schwerer Müh', daß sie einverstanden waren. Dann sprach der Wirth:

„Vom Kesselsee in der Schlein geht's her — — na ja, der hinter dem Dreiwasenberg liegt, seid's Einer oder der Andere gewiß schon kirchfahrten dort gewesen. Bei demselbigen See ist vor etlichen dreißig Jahren, was weiß ich, ein junger Holzknecht verloren gangen. Ist selbig Zeit viel die Red' gewesen von ihm, aber was ihm denn widerfahren ist, das hat kein Mensch sagen können. Sein Hut ist gefunden worden beim Wasser. Die Geschicht' ist nach und nach vergessen worden, und jetzt auf einmal ist's laut: Der Schauderer hat ihn umbracht."

„Die Weiberleut' sind da!" rief der Tibur, der beim Fenster saß, und sie johlten zur Thür hinaus.

Muß jetzt freilich wohl still sein, der Bruckelwirth, mit seiner Mordsgeschichte, muß eilends Glühwein kochen gehen. Die Weiberleut' sind da!

Der Guidl bringt die Hinterschöpp-Dirn'.

Der Bärenschütz-Guidl war ihr gerade recht gekommen auf die Alm.

Es war ihr uneben, der Toni, und sie wußte eigentlich nicht warum. Die Lustigkeit war weg. Und eine Unruhe war da, gerade als ob was Arges in der Nähe! Ihr Vater war recht mieselsüchtig (mißlaunig) letzt' Zeit her, und die Schraglin auch. Das Mädchen hatte schon lange gemerkt, daß die Zweie

miteinander eine Heimlichkeit hätten, und war ihr sogar vorgekommen, als ginge diese Heimlichkeit sie — die Toni — an. Wenn sie nun daran dachte, daß der einzige Mensch, den sie auf der Welt hatte, ihr bluteigener Vater, es mit einer Fremden hielt, dem sein Kind nur zum Aerger und Gram war, der gegen dieses Kind noch was Absonderliches im Hinterhalt führte — da war es aus mit ihrem Uebermuth. Indeß war es die letzte Zeit her auch ein Anderes, was sie beunruhigte. Aber was? Sie wußte es nicht. Bisweilen that es sich heraus, als wie wenn es mit den Bärenschützleuten zusammenhinge. Der Bursch' da, der Guidl! Hernachen die Gregina! Warum daß sie kein Mannsbild ist und daß sie nicht halten darf mit dem Burschen? Das wäre doch ein Leben! — Ja, ja, hält's eh' schon zu viel mit den Buben! Den Vorwurf muß sie sich von mancher Seite gefallen lassen. Ein Mädel in diesen Jahren muß schön züchtig sein, sonst geht's nicht gut aus. Es kommt ihr selber so vor, wenn sie die Gregina betrachtet, und Andere. Aber warum sagt der Vater, daß sie fortweg sollt' zu den Burschen stehen? Wie die Gregina sollt' sie sein, das sieht sie selber, so schön still und sittsam, so schön klug und warmherzig. Das kann sie nicht, Jesus Maria, das kann sie nicht! Warmherzig könnt' sie schon sein, aber da ist ihr gleich so heiß und wild, und will's hinausschreien nach Kraden so laut, daß es die Bärenschützleut' hören. Und das soll' sich für so ein Mädel schon wieder nicht schicken. Sie ist so wie in einem Nebel d'rin und hat nichts als das liebe Vieh. Und wenn sie dem Vieh zuschaut, da kommt sie oftmals in's Simuliren, da wird ihr angst und bang und da däucht ihr, sie wäre närrisch. Dann wieder lacht sie sich aus, Vieh und Mensch ist ja ein großer Unterschied. — Daß sie nur einen recht guten Kameraden hätt',

dem sie's kunnt sagen. Sie möcht' nur wissen, was die Gregina meint. Aber letztlich einmal, da hat sie — die Toni — davon mit ihr anheben wollen zu sprechen, ist ihr aber wieder so viel angst und bang worden. Und die Gregina lacht auf einmal d'rein: Herr Jeßtl, Toni, Dir wachst ja mitten im Gesicht ein Haar heraus! — Das ginge ihr just noch ab, daß sie so häßlich würde wie ein Mannsbild! — Wenn der Guidl ein gescheit' Wörtel mit sich reden ließe! Aber der ist gleich so viel anhabig. Wie die Buben schon sind: Fingerhackeln, Halsen und Busseln und lauter so Sachen. — Dazu ist sie nicht allemal aufgelegt. Wenn so gar nichts stimmt auf der Welt! Da ist Einem ja ganz taumelig! — Hernachen wird sie plötzlich wie wüthend und will die Kleider zerreißen, die sie am Leibe hat, und schließlich giebt es doch immer wieder nur Ein Mittel gegen solche Flausen: schreien, jauchzen so viel sie vom Mund kann bringen, springen über Stock und Stein, den Thieren nachjagen und auf dem Ziegenbock hinrasen über die Alm. —

Als nun der Guidl zu ihr auf die Alm gekommen war, fand er sie im Moose sitzen und sich den Kopf verbinden. Eben hatte sie ihr zottiger und gehörnter Hengst in einem unbeachteten Momente auf die Baumwurzeln hingeschleudert, wobei der Kopf zu einem Loche kam. Sie lachte darüber: das närrische und rebellische Blut käme heraus, das wäre schon recht.

„O Du liebe, blutige Hinterschöpp-Dirn'," so redete sie der lustige Guidl an, „jetzund bin ich da um Dich. Du weißt, morgen marschiren wir, und heut' kommen wir beim Bruckelwirth zusammen. Jeder hat seine Liebste bei sich und Du mußt mit mir. Die Gregina kommt auch." — Ist recht, denkt sie, 'leicht, wenn ich einen Liebsten hab' wie die andern Mädel, daß ich ein Eichtl gescheiter wär'. Noth thät's.

Ob sie es seinetweg that oder der Gregina wegen, sie wußte es nicht, sie ging mit. Das Vieh vertreibt sich schon allein die Zeit, und verlaufen thut es sich auch nimmer jetzt im Spätherbst.

Und gingen mitsammen, Arm in Arm springend, hüpfend, singend, lachend. Die Toni war kaum um eine Fingerbreite kürzer, als der Guidl.

„Schade," sagte sie, „daß man die Mädl nicht brauchen kann beim Militär."

„O ja!" rief der Guidl, „Makadenterinnen. — Geh' mit, Toni! Spaß und Ernst, geh' mit!"

„Ist mir nichts um!" schlug sie ein, „geht die Gregina, so geh' ich auch." —

Es dunkelte schon, als sie in's Kraben kamen, und Alles lag im grauen, feuchten Herbstnebel. Die beleuchteten Fenster beim Bruckelwirth zogen röthliche Bänder in den Nebel hinein. Ein solches Band fiel auf den Tisch, der im Freien stand.

„Guidl," flüsterte die Toni und stieß ihn mit dem Arm, „da liegt Einer!"

„Gewißlich ein Besoffener. He, Kamerad, hat's Dich erwischt? Zippelt und zappelt und kann nimmer auf!"

„O je, o je, der ist ja angenagelt über und über!"

„Höllteufel, Dirn', Du hast recht, der ist angenagelt. Das ist der Jäger-Pepp. Hi, das haben ihm die Buben gethan."

„Um Himmelswillen, Leut', thut's mich erlösen!" wimmerte der ausgespannte Mann.

„Gelt," raunte ihm der Bärenschütz-Guidl zu, „jetzt bist einmal eingegangen! Halt alleweil zu scharf bist gewesen, alter Pepp, auf die Wildschützen."

„Helfen wir ihm aus," sagte die Toni. „Die Narren sind' im Stand und ließen ihn liegen die ganze Nacht. Kalt ist's auch. Lassen wir ihn los."

„Möcht' wissen wie? Beißzang' ist keine da und um meine Zähn' thut's mir leid, daß ich damit die Nägel wollt 'rausziehen."

„So schneidet mir die Kleider vom Leib," schlug der Jäger vor.

„Eh', wirst mutternackt heimlaufen! Ein Eichtl Geduld, vernagelter Jäger-Pepp!" Der Guidl ging hinauf in sein Haus und holte eine Zange.

Mittlerweile stand die Toni bei dem Angenagelten und hatte Mitleid mit ihm.

„Hinterschöpp-Dirn'!" klagte er, „diese Buben sind ärger als die Teufel. Laß Du Dich nicht ein mit ihnen, geh' heim."

„O!" sagte das Mädchen, „schon lang' nicht, daß ich mich vor den Buben thät' fürchten. Und so was ließ' ich mir nicht anthun, voreh' ging ich mit dem Messer los!"

Bald war der Guidl mit der Zange da und nun befreiten sie den Mann aus seiner argen Lage. In seinen durchlöcherten Kleidern rannte er knirschend davon: „Keinen treib' ich mehr auf's Gericht, wenn ich ihn beim Wildern treffe, Jeden brenn' ich nieder auf der Stell'!" Mit diesem Vorsatze eilte der Jäger-Pepp seinen Wäldern zu.

Um das Bruckelwirthshaus schlichen und lauerten die Mädchen wie hungrige Katzen um den heißen Brei. Da sahen sie den Guidl kommen mit der Toni. Sogleich schlossen sie sich an, und als der Guidl zwinkernd und mit den Fingern schnalzend in die Stube trat, folgte ihm ein ganzes Rudel junger Weibsbilder.

„Wirth, her mit dem Feuerwein!"

Was nun der Hinterschöpp thut, thäte nicht Jeder.

Für den langen Alten kamen nun Tage, die ihm nicht gefielen.

Für's Erste war der Haushandel mit dem Oberstockberger wieder rückgängig geworden. Im Weinrausch am Wirthshaustisch verkauft man kein Haus, wenn dasselbe verschuldet ist bis zum Dachgiebel hinauf, so daß sich nicht einmal die Schwalben ihre Nester im Giebel zu bauen getrauen, weil sie fürchten, daß dieselben mitsammt den Jungen den Gläubigern verfallen könnten. Bei dem Verkaufe eines solchen Hauses müßte ganz wer Anderer mitreden. Ungiltig ist das Geschrei im Wirthshaus, aber giltig war der Durst des Oberstockbergers und giltig waren die drei Fünferscheine, welche der Hinterschöpp d'rangegeben hatte. Dreimal fünffach war nun die Wuth — dieses schönen Geldes wegen; aber unendlich vielfältiger noch waren die anderen Sorgen, die den alten, langen Mann peinigten. — Er bringt sein Gütchen nicht an den Mann, er kann nicht fort, wüßte auch kein Mittel, sein Kind wegzubringen. Aber deß ist er mit sich fertig: die Toni muß fort. Wenn sonst kein Ausweg, so führt er eines Tages das Mädel aus Schneewaldbach davon zu einem entfernten Verwandten, wenn er auch keinen hat; und geht in der Welt herum betteln um einen Dienst für seinen Jungen, wo demselben ungeschoren der Bart wachsen kann. — Denn der Flaum ist schon da, es ist die höchste Zeit. Auch thut's ihm im Weiberkittel kein Gut mehr— man merkt's.

„Aber, Schraglin, meine brave Hauswirthin, Du bist von uns Zweien alleweil die Gescheitere gewesen, rath' mir, wie heb' ich's denn an, daß die Sach' in die Richtigkeit kommt? Wenn ich ihm's sollt' beibringen — Schraglin, ich

hab' eine höllische Angst vor dem Buben. Der ist mit Essig getauft!"

„Ja," meinte die Alte, „es ist keine Kleinigkeit nicht. Wenn Du's nicht fein machst, so kannst eine schöne Sau anstellen! — Ich vermein's auch, daß man's nimmer aufschieben darf. Sie will nicht mehr daheimbleiben und zergt ganze Täg' draußen herum, und man weiß nicht wo. Es ist, wenn man's bedenkt, eine schreckhafte Leichtsinnigkeit von Dir, Hinterschöpp! Hat's denn sein müssen, diese unerhörte Narrheit? Hätt's nicht andere Mittel geben können: ein Bauerngut, eine Heirat?"

„Hat's bei Deinem Hansel ein Bauerngut geben, oder eine Heirat? Hä!"

„Freilich wohl nicht. Aber sag' mir's: wie kommst jetzt auf gleich? Wo siehst denn einen größeren Unterschied auf der Welt, als wie zwischen einem Mannsleut' und einem Weibsleut'? Und Du willst auswechseln? — Schau' an die Dirn'. Wenn sie daheim ist, da macht sie zeitweilig so ein verschwefeltes Gesicht. Leicht ist's eh' schon zu spät!"

„Letztlich komm' ich der sauberen Geschicht' wegen gar noch in's Zuchthaus!"

„Zweimal darfst es nicht sagen!"

Der Schöpp rang die Hände und murmelte: „Du höllgeigenrabenverfluchtes Soldatenleben! So bringst mich noch in die Schmier!"

„Jetzt, das Schmenten (Fluchen) hilft nichts," sagte sie, „da muß der Mensch seinen Kopf aufsuchen und muß überlegen. Ich nach meinem Derkennen rait' mir's so: Ich schick' die Dirn' nächster Täg' wieder auf die Alm, weil die Leut' ja ihr letztes Vieh abtreiben. Du gehst ihr nach — daheim hält sie gar nicht einmal so viel still. Du triffst

sie wo und das thät Dir just passen, hättest was Wichtiges mit ihr zu reden. Hernachen bleibst aber immer oben auf und sagst, daß es ganz aus der Weis' wär, und daß die Kinder den Eltern nimmer kunnten erstatten und danken genug für das, was die Eltern ihretwegen thun und für Kümmerniß leiden. Verzählst ihr auch von meinem Hans und wie der arme Hascher schon seit Jahren gepeinigt wird beim Militär, viel ärger, als wie ein räudiger Hund. Und meine liebe Toni, sagst d'rauf, just so hätt's Dir auch können gehen — geschaffen wärst dazu gewesen. — Sie schaut Dich an; jetzt fragst, ob ihr niemalen was aufgefallen wär'. — Hernachen sagst so: Muß Dir was anvertrauen, mein liebes Kind, was Dich wohl tausendmal gefreuen kann, was ich Dir auch schon tausendmal hätt' sagen mögen, wenn's nicht zu Deinem Guten gewesen wär', daß ich's verschwiegen. Aber auferzogen hab' ich Dich danach und in Deiner Natur hat sich's zu meiner Freud' auch ausgewiesen und ausgewachsen, so daß wir mit Dir fort müssen, oder daß Du allein fort mußt, wegen dem, daß Du es nicht lügen strafst, was im Pfarrbuch geschrieben steht und in den Büchern beim Kreisamt, und was Dich von dem Soldatenleben gerettet hat. — Und ist's so weit richtig, Schöpp, hernach ruckst stad heraus mit der Farb'. — Die Dirn' ist gescheit, sie wird froh sein. Die Männer sind ja alleweil die ersten auf der Welt; Herrgott, wie oft immer Eine möcht' glückselig sein, wenn sie den Weiberrock so kunnt verwerfen!"

Bei solchen Worten war dem Hinterschöpp ordentlich leicht geworden, und er beschloß nun Anstalten zu treffen, daß er im Lehviertel für Toni einen Dienstplatz auftreibe einstweilen, bis er sich selber dort ankaufen und niederlassen könnte.

Nun hatte der lange Alte aber noch ein Anliegen, ein schreckhaft arges Anliegen. Schon seit einiger Zeit trug er schwer daran, und es wuchs, und es wurde unerträglicher von Tag zu Tag, und es wurde ganz gräßlich.

Der 28. October — der Simon- und Judastag — sollte ihn zum Mörder machen. Und wenn er auch den ganzen Tag liegt in seinem Hause, fromm wie ein Lamm, und läßt sich von der Schraglin die Hände und Füße binden, daß er sich nicht anders bewegen kann, als wie ein geknebeltes Kalb auf dem Fleischerwagen: nutzt Alles nichts, an diesem 28. October wird der Hinterschöpp ein Mörder, ein wissentlicher Mörder.

O, Hinterschöpp! Und wenn Du ein unschuldiges Stück Kohle nimmst und auf eine unschuldige weiße Wand den Teufel malst, so springt er herab und zerreißt Dich!

Deine Kohle ist aber gar nicht so unschuldig gewesen, Deine Kohle ist etwas heiklich gewesen, Deine Kohle ist eigentlich ganz verteufelt gewesen — Du magst sagen, was Du willst, oder magst schweigen, wie der Grund des Kesselsees: den Tod des Anton Obersdorfer hast Du doch auf dem Gewissen. — Und gehenkt, anstatt Deiner, wird ein Anderer!

„O Du Schauderer, o Du Esel von einem Schauderer!" rief der Hinterschöpp in diesen Tagen oftmals vor sich hin, „was verlogenes Zeug mußt Du wieder geschwatzt haben! Was geht Dich der Holzknecht-Toni an? Dir geschieht ganz recht, wenn Du gehenkt wirst, aber wie einem Anderen dabei zu Muthe ist?"

Er wollte sich um die Sache gar nicht kümmern, fragte aber doch immer wieder herum, ob's denn wahr wär' das vom Schauderer?

„Ja, der wird gehenkt, wie ein nasser Lump."

Und endlich sah er's im Zeitungsblatte: „Der Hausirer Jonathan Schauderer aus Schlein ist des vor siebenunddreißig Jahren am Kesselsee bei Schlein an dem einundzwanzigjährigen Holzhauer Anton Obersdorfer verübten Mordes überwiesen und zum Tode des Stranges verurtheilt worden. Die Execution wird in der Kreisstadt L. um 6 Uhr Morgens des 28. October vollzogen werden."

Mitte October ist schon vorüber. Der Hinterschöpp hat ein paar durch und durch schlaflose Nächte und eines Morgens sagt er zur Schraglin: „Will einmal in's Schleinische und Lehviertel hinüberschauen, daß ich für den Buben einen Dienstplatz find'. Dürft' wohl etliche Täg' ausbleiben. Gieb dieweilen eppas Acht auf die Toni."

Und ging.

Ging über das Gebirge, ging am Dreiwasenberg vorbei und nahm sich nicht einmal Zeit, seine Wallfahrt zu verrichten; ließ den Kesselsee mit seinem Martertaferl seitwärts liegen, er hatte gar kein Verlangen, das Gedächtniß des Todten, frohlockend wie sonst, zu feiern. Er ging schnurgerade zum Schleiner Gericht: Was es mit dem Schauderer wär', ob Einer mit ihm sprechen kunnt?

Das Schleiner Gericht geht der Schauderer, Gott sei Dank, nichts mehr an. Der hat sich höher hinaufgebracht — hat ein höchst eigenes Logement in der schönen Stadt L. und Schildwach' vor seinem Palast, als wie der Gouverneur. Ob er zu sprechen? Darüber müßte man sich wohl erst beim hohen Criminalgerichte zu L. anfragen.

Der lange Alte ging gerades Wegs in die Kreisstadt. Und wie manch' Anderer in's Gericht nicht hinein will, wollte man den Hinterschöpp nicht hinein lassen. — Habe aber von wegen des Jonathan Schauderer zu sprechen!

Ob er ein Verwandter von ihm wäre?

Das nicht, wisse jedoch wichtige Zeugenschaft in Sachen des angeblichen Mordes am Kesselsee.

Wäre allzuspät. Alles schon im Reinen und von Seiner apostolischen Majestät das Todesurtel unterzeichnet.

Endlich wurde er an einen Doctor Magerle gewiesen, welcher gerichtlich aufgestellt worden war, um im Processe Schauderer die Anklage zu mildern und den Verbrecher möglichst zu entschuldigen.

„Und doch gehenkt!" rief der Hinterschöpp. „Unschuldig sein und einen gerichtlichen Beschirmer haben und doch gehenkt! Wenn das an einem Solchen geschieht: Gott gnade allen ehrlichen Leuten!"

„Von Unschuld kann hier keine Rede sein," bemerkte Doctor Magerle, „Delinquent hat die That selbst eingestanden, wenngleich sein Geständniß widerrufen, als er gemerkt, wohin es führte. — Ich hab' meine Sach' gethan. Wir sind überzeugt von seiner Schuld, aber — wenn dieser Mensch nur einen Funken Schlauheit im Schädel hat, der Teufel hol' mich, so lauft er heute wieder frei auf der Gasse um."

„Die öffentliche Meinung hat schon seit Jahren gemunkelt," fuhr Doctor Magerle fort, „sowie das Gericht in Hinsicht des Mordes am Kesselsee schon seit Jahren ein wachsames Auge auf den Hausirer hatte, bis dieser sich eines Tages in der Weinlaune selbst verrieth, vermeinend, ein Mord verjähre nach dreißig Jahren wie eine unverzinste Geldschuld. — Aus Eifersucht! Eine Art Duell soll's gewesen sein, das ändert aber nichts an der Sache. Die liebe Eitelkeit hat den alten Mann verleitet, einzugestehen, daß er einstmals der Stärkste gewesen in der Schlein, stärker als der wildkräftige Holzknecht-Toni, den er in's Wasser

geschleudert wie einen Bettelbuben. Genau seine Worte. Da haben sie ihn gleich abgefaßt. Bei Gericht hat er Alles geleugnet, und die Herren haben einen schweren Stand gehabt. — Ich streckte ihm schon die Hände entgegen und meinte, wir entkämen, da verwickelte er sich wieder in die unglaublichsten Widersprüche und ist Alles verloren. Ich suchte nun mehrere Milderungsgründe geltend zu machen, allein die Herren gingen nicht darauf ein. Uebrigens — wenn ein Einblick in die Gerichtsacten gewünscht wird? Steht Jedermann frei."

„Möcht' bitten."

„Ihr seid wohl ein Vetter, oder so was, vom Schauderer?"

„Daß mich Gott bewahr'," sagte der Hinterschöpp, „nur wegen des Anton Obersdorfer ist's, den hab' ich gut gekannt, und ich kann's ganz unmöglich glauben, daß Der ermordet worden sein soll, weil ich die Ueberzeugung hab', daß er sich selbst fortgeschafft hat."

Der lange Alte trocknete sich den Schweiß, es war ihm schwül vor diesem Manne des Gesetzes, der ihn mit durchbohrenden Augen ansah. Ihm war, als hätte er bereits um ein Wort zu viel gesagt.

„Woraus schöpft Ihr denn diese Ueberzeugung, Alter? Das interessirt mich."

„Ich sag' nur so viel: Der Schauderer ist ein Narr!" rief der Hinterschöpp.

„Auch diese Möglichkeit habe ich zu bedenken gegeben," versetzte Doctor Magerle, „jedoch, der Gerichtsarzt gab es nicht zu."

„Ein Lügner ist er, ein niederträchtiger, dieser Schauderer," fuhr der Hinterschöpp d'rein, „als solchen kennen ihn

die Leut', wo er hinkommt. Herrgott, wenn das wahr wär', was der Alles angestellt haben will, zehnmal müßt' er schon gehenkt sein. Das ist ein Prahlhans!"

„Aber Freund, ein vernünftiger Mensch wird sich doch nicht an den Galgen prahlen!"

„Desweg' sag' ich ja, daß er ein Narr ist!"

„Und wieso, Vetter, habt Ihr die Ueberzeugung, daß Jonathan Schauderer nicht der Mörder des Anton Obersdorfer sein kann?"

„Weil's nicht wahr ist!" schrie der Alte.

„Demnach wird's Euch doch interessiren, einen Blick in die Acten zu thun," sagte Doctor Magerle, „habt nur ein wenig Geduld."

Er verließ das Zimmer.

Nachdem der Hinterschöpp eine Weile zwischen den Folianten dagestanden war, wurde ihm so heiß und unheimlich, daß er es für das Vernünftigste hielt, diesen Ort und ehestens auch die Stadt zu verlassen.

Er wollte davon und — konnte nicht. Die Thüre war verschlossen.

Der Mörder vor Gericht.

Als dann der Hinterschöpp sah, er hätte Verdacht erregt und wäre eingesperrt, da kam eine gewaltige Aufregung über ihn. Das Blut stieg ihm zu Kopf, vor seinen Augen kreiste ein blaues Firmament mit vielen Sternen. Seine Gedanken tanzten und schossen gegeneinander wie gehetzte Tollhäusler im Narrenthurme.

Ein Gerichtsdiener kam endlich und führte den langen Alten durch mehrere Gänge. — Jetzt werden sie mich zur

Verantwortung ziehen, dachte der Schöpp unterwegs, aber ich steck' mir die Faust in den Mund und red' kein Wort. Bis zum Galgen laß' ich's treiben, jetzt bin ich's im Stand'; dort aber fahr' ich d'rein und faß' diesen Schauderer bei den Ohren und mach' das Gericht zu Schanden. Und wenn sie mich selber knüpfen! Es ist schreckhaft, es ist schreckhaft!

Er war nicht mehr Herr seiner selbst, und als er nun in den Saal geführt wurde, trug sich ein wunderlicher Auftritt zu.

Etliche Herren mit vergoldeten Rockbeschlägen waren da und hatten Papierblätter vor sich liegen, auf dem grünen Tische stand ein Christuskreuz und daneben waren zwei Kerzen zum Anzünden bereit, sobald der Eid gesprochen würde. Doctor Magerle war auch da. Und hinter ihm stand die armselige, in Ketten gelegte Gestalt des Schauderer. Des alten Hausirers Gesicht war mager und blaß zum Erbarmen, aber in seinen Augen zuckte, wie einer der Richter so schön sagte, die Unruhe des bösen Gewissens. Als der Schauderer den eintretenden Hinterschöpp sah, sprang er einige Schritte vor, daß die Eisenbande rasselten an den Händen — und lachte. Lachte wimmernd und rief mit seiner pipsenden Stimme: „O Schöpp, was hab' ich denn alleweil gesagt! Hab' ich's nicht schon dem Trummelböck gesagt, damals beim Apfelbeuteln — hab' ich ihm's nicht gesagt! an den Galgenstrick wird's mich führen! Aber," setzte er mit Wehmuth bei, „haben mir ja mein Lebtag nichts glauben wollen, die Leut'!"

Jetzt hatte der Hinterschöpp alle Fassung verloren. „Schauderer!" schrie er, „Du siebenfaches Lugenmaul! Hab' ich Dir was Ungutes in den Weg gelegt, Höllenbraten, daß Du mich willst unglücklich machen auf Zeit und Ewigkeit, daß

ich Deinetweg ein Mörder soll werden? Henken sollen sie Dich, Schauderer! aber meinetweg' nicht!"

„Bist ja gar aus dem Häusel," sagte der Schauderer, „geht's Dich was an?"

„Ja!"

„Des Holzknecht-Toni wegen geht's her!"

„Meinetweg' geht's her!"

„Hast ihn leicht Du umbracht?"

„Ja!" schrie der Hinterschöpp mit lang vorgestrecktem Halse.

„Ihr habt den Holzknecht umgebracht?" fragte Doctor Magerle den Hinterschöpp.

„Nein!" stöhnte dieser.

„Also was? Ihr werdet Euch rechtfertigen!"

„Den Holzknecht-Toni hat gar Keiner umgebracht."

„Ist selber in's Wasser gesprungen, na, na, die alte Geschichte."

„Ist auch selber nicht in's Wasser gesprungen, ist auch nicht ohnvergebens hineingefallen!" sagte der Hinterschöpp, vor Aufregung bebend, „der Holzknecht-Toni lebt heutigstags noch. — Wo? Wo er ist? — So macht auf die Augen, Ihr Herren. Da steht er!" Mit der Faust schlug er auf seine Brust, daß es dröhnte: „Da, da!"

Jetzt schwiegen die Richter und Doctor Magerle sagte: „Alle Beide gehören in's Narrenhaus!"

„Alle Beide gehören in's Criminal," ließ sich einer der Richter hinreißen, zu sagen, „das sind zwei Spitzbuben!"

Der Hinterschöpp war auf einen Stuhl niedergetaumelt, er starrte zu Boden, die Tropfen standen ihm auf der Stirne.

Der Schauderer wieherte vor Lachen. Ein Augenblick, wie er im Gerichtssaale der Kreisstadt nicht wieder erlebt worden war.

Plötzlich sprang der Hinterschöpp auf und rief: „Spitzbub! 's kann sein, daß ich einer bin und noch als solcher will ich über Euch Richter Gericht halten. Wenn ich's Euch beweise, daß ich der lebendige Holzknecht-Toni bin, der sich dazumal aus der Welt gemacht, weil er das Soldatenleben hat gefürchtet; was wird mir denn geschehen: hart strafen werdet Ihr mich — vielleicht Spießruthen laufen lassen. Liegt weiter nichts d'ran. Aber wenn ich Euch beweise, daß Ihr diesen alten Lumpenkerl da deswegen zum Galgen habt verdammt: was wird denn Euch geschehen?"

Ließen ihn nicht weiter reden. Führten Beide ab, steckten Beide hinter verschlossene Thüren.

Und als der 28. October kam, wurde Keiner gehenkt, weswegen sich die Bewohner der Stadt und Umgebung sehr beschwerten. Brave arbeitsame Staatsbürger, die ihre Steuern zahlen und kein „Henken" haben sollten?!

„Der Spitzbub' ist zu groß, man läßt ihn laufen," witzelte Einer.

„Hat ausgebrochen und ist bei Nacht und Nebel davon," erzählte ein Anderer.

Und ein Dritter hörte, ein Engel habe den Schauderer — sowie einst den Petrus — aus dem Kerker befreit, aber dieser Engel sei der Geist des ermordeten Holzknecht-Toni gewesen. Und der Engel sei eigentlich die unerlöste Seele gewesen, welche in ihrer Sündenlast so plötzlich vom Leibe geschieden war, und diese habe den Mörder bei lebendigem Leibe in die Hölle geführt. Bei Licht besehen: den alten Schauderer hätte der Teufel geholt.

Die Mähr' dieses Dritten schien den Leuten noch am glaubwürdigsten und man freute sich, aus dem alten Vagabunden doch ein Erkleckliches an Gesprächstoff geheimset zu haben.

Welch' Erstaunen aber, als Mitte November der Schauderer wieder frei herumging und mitten auf dem Marktplatz der Stadt seine Holzwaaren feilbot. Die Kochlöffel um einen Groschen gingen reißend ab, denn jede Hausfrau und Köchin benöthigte so ein Ding jetzund und Jede suchte gelegentlich dem Hausirer hinter seinen struppigen Vollbart zu lugen, wie sich's denn mit diesem Halse eigentlich verhalte.

„Ist soweit in der Ordnung mit der Gurgel," entbrach sich der Schauderer nicht manchmal zu sagen; „nur daß sie sich zeitweilig halt gern ein Bissel anfeuchten thät'. Zwei Gröschel kostet der Löffel, Euer Gnaden; steigt halt im Preis, das Zeug, seit sie die Holzschnitzer henken wollen. Na nu, für mich ist ein Anderer eingestanden. Verstatt' mir, Frau, das ist ein bairisch' Gröschel, kann's nicht annehmen. Und fürder heb' ich's gescheiter an, daß sie mich nimmer derwischen, das weiß ich."

„Ja, will denn der Kerl wieder was anstellen?" rief eine dicke Köchin entrüstet.

„Was denn!" sagte er, „von meinen leeren Holzschüsseln und Löffeln da werde ich nicht satt. Laß' ich mich nur wieder aufnehmen, wo ihrer vierzig sind!"

Vierzig Räuber! Die Weiber machten sich eilig davon und hielten es der hohen Obrigkeit arg für übel, einen solchen Menschen frei im Land' herumgehen zu lassen. — Der Leser stimmt ihnen vielleicht bei. Ich nicht, ich kenne meinen Jonathan Schauderer. Es steigen deren Manche herum draußen auf dem Lande — arge Schwätzer, Phantasten, die sich überall gern interessant machen möchten, die lieber für schlau und niederträchtig gelten, als für ehrlich und dumm, die um jeden Preis gefürchtet sein wollen, wo möglich gar der Häuptling einer Räuberbande, oder davon zum

mindesten absichtslos in den Tag hineinschwätzen, oder den zu hoffenden oder gehabten Arrest lieber mit einer kecklichen Verbrecherthat motiviren, als mit ihrem gemeinen, armseligen Diebstählchen — im Grunde harmlose Strolche, die gelegentlich aus Passion blos ein bischen Langfingerei betreiben, größerer Schelmenstücke aber keineswegs fähig sind.

So wandert der Schauderer wieder in's Land hinein, tiefe Befriedigung im Busen, denn — umleuchtet sein altes, borstenbärtiges Haupt nicht der Nimbus des Galgenstricks? Er hört, liest und spricht von seinem Processe, von seinem Todesurtheile mit freudiger Begeisterung, läßt Andeutungen fallen, daß seine Schuldlosigkeit an dem Morde beim Kesselsee durchaus nicht bewiesen sei, und hat im Uebrigen sein Ziel — gehenkt zu werden, ohne daß es weh thut — erreicht.

Unangenehmer stand's mit dem Hinterschöpp. Der mußte wochenlang sitzen, bis von allen Seiten her der Beweis erbracht werden konnte, daß er thatsächlich der seit siebenunddreißig Jahren vermißte Anton Obersdorfer sei. Und da dieses endlich zweifellos festgestellt war, hauptsächlich dadurch, daß in den Büchern die Existenz eines Paul Hinterschöpp gar nicht nachweisbar, mußte er wieder wochenlang sitzen, bis man den Proceß gegen ihn, als gegen einen alten Militärflüchtling einleitete.

Die Schraglin daheim war ganz verzagt und wußte gar nicht, was denn jetzo werden sollte. Auch hatte sich mit der Dirn' was zugetragen — o mein Gott, wenn nur der Schöpp heimkäme!

Wird gar nicht mehr kommen, hieß es, das sei der allergrößte Spitzbub', noch viel größer wie der Schauderer. Das Bissel Verlegenheit, das da noch herauskommen würde!

Aber Doctor Magerle war noch da. Der habe, sagte er, den schon Verurtheilten sozusagen vom Stricke gelöset und zweifle gar nicht, auch den braven Hinterschöpp wieder auf die Gasse setzen zu können. Dieser Fall gehöre überhaupt nicht vor's Civilgericht und vor's Militärgericht auch nicht. — Und was that er, der Doctor Magerle? Zum Kaiser ließ er's gehen. Und fragte, ob ein hinfälliger Greis, der, um einen ihm ganz fremden, ja verhaßten, aber unschuldigen Manne vom Tode zu erretten, sich selbst gestellt und in den Schlamm gesetzt habe, lediglich nur der Gewissenhaftigkeit willen; ob ein solcher Mensch, der allerdings eines alten Fehls zufolge strafbar geworden war, was aber längst als verjährt anzusehen: ob ein solcher Mensch verurtheilt werden könne?

Der gute Kaiser Ferdinand ließ zurückfragen, ob der in Rede stehende Mann Kinder habe.

Ja, eine Tochter, welche mutterlos der ferneren Leitung des Vaters sehr bedürftig sei.

„Es hilft Alles nicht," sagte der verzweifelte Hinterschöpp zum Vertheidiger, „wenn Sie mich für dasmal auch hinausdoctorn, ich komm' doch wieder herein. Raiten Sie, Doctor Magerle, was ich sag: Mit meiner Tochter heben wir noch eine Sau auf!"

Von Wien kam der Bescheid: Meine Gerichte sollen machen, was sie wollen, aber nach meiner Meinung könne man den Alten laufen lassen.

Es war gut. Sie ließen ihn laufen.

Und doch Soldat!

Auf dem Rückweg nach Schneewaldbach trieb der Hinterschöpp im Lehviertel beim Breitegghofer einen Dienstplatz für seinen Buben auf. „Sonst brav und nicht ungeschickt," sagte er, „aber ein bissel übermüthig. Geht in's sechzehnte Jahr; für das Alter soweit noch unerfahren." — Nu das macht nichts. — Hat auch ein Töchterl, der Breitegghofer. Bis der Bub in's Mannbare geht, wachst sich die gerad zurecht. Kunnt ein Paarl werden, das, fester Breitegghofer. Nachher, du verwindirter Soldatenrock, bist verbrannt. Amen.

Gar zufrieden, daß sich die zwei Lasten seines Herzens nun so leichtlich gehoben hatten, kam er nach Schneewaldbach zurück. Vor der Schraglin hatte er ein Verhör auszustehen. Er sagte ihr's offen: „Was er um Gotteswillen dafür könne, daß die Leute geglaubt hätten, er läge im Wasser, und nicht weiter nach ihm gefragt hätten? Wollte den Herren das gesagt haben! Wo ist mir die Toni?"

„Jesus Maria!" rief die Schraglin und schlug die Hände zusammen, „das thät'st Du noch nicht wissen, Hinterschöpp?"

Er starrte sie an. „Du, Weib," murmelte er, und seine Zunge war schwer, „was steckt jetzt dahinter?"

„Seit sieben Wochen ist sie davon, ist fort mit den Kradner Recruten."

„Was ist sie? Davon mit den Recruten?" Der Alte lachte wild auf.

„Ist auch schon ein Brief von ihr da. Ist doch noch gut, daß Du ihr das Schreiben hast lernen lassen."

Das hätte der Alte sicherlich niemals gethan, wenn er vorausgesehen hätte, welch' einen Brief ihm dieses Kind eines Tages schreiben würde.

Der Brief lautete so:

„Abzugeben an den Paul Hinterschöpp genannt, in Schneewaldbach ob Kraden.

Verzeihe mir's Gott im Himmel, daß ich nicht anders kann und schreiben muß, wo ich mir vorgenommen habe, mit dem Hinterschöpp im Leben und Sterben nichts mehr zu thun haben will. So thut ein Vater nicht, so was thut der größte Feind nicht, und was habe ich Euch den beleidigt, daß Ihr mir das habt anthun können? Gemeint, ich muß ein Narr werden und was für Schand und Spott! Der Fleck geht in meinem Leben nimmer aus; so dumm. Und wenn mir nicht denken müßt', es wär' aus guter Meinung geschehen von wegen dem Soldatenleben — keine Verzeihung. Und möchte wissen, wer gesagt hat, daß nicht Soldat werden will? Gar nichts lieber als wie das, bei meiner Seel'! Der Guido Bärenschütz hat mich aufgeklärt und was Ihr da zu verantworten habt! Das es Euch nicht brennt in der Ewigkeit.

Bin mit, und hab' mir vorgenommen, daß bei den Soldaten verbleiben will. Keine solchen Eltern brauch' ich nicht und Ihr habt keinen Sohn wollen, jetzt habt Ihr keinen. Das ist eine Schmach vor Gott und Welt.

Anton — —

P. S. Nicht einmal einen Vatersnamen hab ich, fremde Leut' müssen mir einen geben."

Der Hinterschöpp war niedergebrochen auf den Erdboden, auf welchem er nun knieend kauerte und die Fäuste mit dem zerdrückten Papier in's Gesicht preßte. Nach einer Weile stand er auf und sagte: „Geschieht mir schon recht," und ging hinaus.

Am nächsten Tage traf eine Vorladung vom Gerichte ein für den Anton Obersdorfer, vulgo Hinterschöpp. Der

Adressat war nicht daheim, der wanderte in die Kreisstadt, und von dieser nach Wien, um seinen Sohn zu suchen. Unterwegs war ihm der Hans Schragl begegnet, der endlich auf unbestimmte Zeit Urlaub erhalten hatte, gegen Kraben zog und nach Schneewaldbach zu seiner Mutter. Er war gealtert und hatte etliche Narben auf dem braunen Gesichte, aber sein ganzes Wesen schwamm in Lust, nun doch einmal des Joches los und ledig zu sein. Der Hans wußte dem Schöpp das Bataillon des Regiments und die Kaserne in der großen Stadt genau zu bezeichnen, wo die Recruten aus Kraben untergebracht waren.

„Müssen schon wohl recht übermüthig geworden sein, die Kradner Burschen," sagte der Urlauber, „möcht' nur wissen, wer der junge Freiwillige ist? — Soll' vom Hauptmann zum Obersten und gar zum General gegangen sein und wie ein Narr gebettelt haben daß sie ihn assentiren. Ein blutjung' Bürschl! Daß er nicht etwa was angestellt hat, daheim."

„Geh' nur jetzt, hast noch weiten Weg," sagte der Schöpp, „die Mutter laß' ich grüßen, und schaut mir gut auf die Wirthschaft!"

Und gingen auseinander.

Zu Wien hat der Hinterschöpp seinen Sohn gesehen in schmucker Uniform, schlank, frisch und flink — daß ein Herz könnt' lachen. Anton Obersdorfer, wie sie den jungen Soldaten nannten, besaß bereits die Liebe der Kameraden und das Wohlwollen der Officiere. Aber, als ihm der lange Alte die Arme entgegenstreckte, da verweigerte ihm der Bursch' die Hand und jeden freundlichen Blick.

„Anton, schau! daß Du mir nicht böse bist!"

„Bös'? wüßt' nicht warum," antwortete der Soldat trotzig, „geht nur heim, Hinterschöpp, kenn' Euch nicht. Bin Soldat und diene meinem Kaiser!"

Und rechtsum kehrt Euch! war er weg.

— „Nun bin ich fertig," sagte der Hinterschöpp, und sage ich, der Erzähler.

Bis auf Eins.

Im Jahre 1857, als der lange Alte nach mancherlei Kümmernissen und Mißhelligkeiten mit dem Gerichte kränklich und armselig geworden war, kehrte Anton Obersdorfer aus Ungarn als Major nach Kraden zurück.

Er hatte eine Narbe an der Stirne, ein Kreuz an der Brust, und — was die Weibsleut' zu Kraden mit großer Verwunderung und besonderem Wohlgefallen vermerkten — einen schönen braunen Schnurrbart im Gesicht.

Und wie hat Zeit und Leben sein Herz gewendet!

Sein erster Weg war nach Schneewaldbach zu seinem Vater. Da war Alles gut und Anton erzählte dem ungläubig Horchenden von der Lust, Soldat zu sein.

Und der Alte sagte: „So viel Jahr' jetzund, seit der Toni in's Wasser ist gefallen; so viel Jahr', seit ich ein Mädel hab' taufen lassen, und der Anton Obersdorfer ist doch beim Militär. 's nutzt nichts. Was sein muß, muß sein, und da hilft kein Gott und kein Hinterschöpp. Und Major! Ja wenn's so geht, thät' ich schier vermeinen, der alt' Holzknecht-Toni, wenn er wär' dazugegangen, kunnt heut' ein alter General sein. Mach's halt gut für ihn, Toni, mach's halt gut. Und g'freuen thut's mich, daß wir Zwei wieder auf gleich sind — Major!"

Dann ging der Herr Major zum Bärenschütz. Dort verkündete er, daß schon nächster Tage der Korporal Guido auf

Urlaub käme. Und warb dafür wen Andern an — auf Kriegs- und Friedenszeit — für alle Fälle.

In der Capelle unter den drei Buchen — gerade dort, wo vor Jahren die weißgekleidete Hinterschöpp-Dirn' und das Mädchen im Blümelrock beisammengestanden, standen jetzund dieselben Zwei wieder beisammen: der Major Anton Obersdorfer und die Gregina Bärenschütz. Denn die Gregina war assentirt und für tauglich befunden worden.

Ohne Urlaub und zeitliche Befreiung. Auf Lebenszeit!

Haben in Kraben und in Schneewaldbach Lager abgebrochen, letzte Ordre ertheilt, Salut gegeben und sind abmarschirt zum Regimente.

Die Pfingstnacht.

Anna von der Waldburg war sie genannt, dies- und jenseits des Flusses. Des Waldhüters Annchen wollten sie die Leute nicht heißen, sie vermeinten ihr einen schöneren Namen zu schulden, denn Annchen war gar schön. Sie zählte erst wenig über fünfzehn Jahre. Ihr großes, schattiges Kindesauge hatte bisher die ganze Welt und alle Menschen offen und treuherzig angesehen; zu dieser Zeit aber begannen sich die langen Wimpern zu senken, das Mädchen wurde still und in sich gekehrt. Nur dem hungernden Bettelmann schenkte sie noch ihren reichen, gütevollen Augenstern, wenn sie ihm ein Stück Brot in die Hand legte. Angesehenen Männern, hübschen, lebensheiteren Jünglingen, wie weit sie auch herkommen mochten zur niederen Thür der Waldhütte, versagte sie gar den grüßenden Blick, hatte ihnen kaum ein trauliches Wörtlein; wenn sie aber kühnen Burschen gegenüber zu Zeiten doch ein Wörtlein sprach, so war es scharf wie eine Lauge, und manch' Kecker empfand sich schmählich verbrüht.

Deshalb nannten sie Viele auch aus Spott wegen ihres Stolzes die Anna von der Waldburg.

Jenseits des Flusses wohnte ein Junge, dem dieser Titel noch zu nichtssagend war, der das Mädchen immer das gnädige Fräulein vom Walde hieß.

Anna war nämlich die einzige Maid in der Gegend, die ihn nicht grüßte, nicht ansah, nicht haben wollte, und er war doch der flotteste Bursche in der Runde über die achtzehn Jahre hinaus und erwartete täglich die ersten Spuren der Mannheit auf der Oberlippe. Er war der einzige Sohn des Verwalters d'rüben in dem weitberühmten Eisenwerke und hieß Otto. Er studirte auf dem Gymnasium, und wenn er daheim auf Ferien war, stellte er den Pferden und Hunden nach, beherrschte alle Jungen und neckte alle Mädchen.

Einmal, als er mit anderen Burschen auf einer Jagdpartie war, begegnete er im Walde dem Annchen, das Brennholz sammelte. Die Anderen nannten sie spottweise die Klaubholzgräfin, aber Otto stimmte heute nicht ein. Er trat zur Anna und sagte: „Leg' Du das Holz auf einen Haufen zusammen, ich will es Dir mit zwei Pferden in Dein Haus schaffen lassen."

„Kann's schon auch selber tragen!" war die Antwort, und das Mädchen arbeitete emsig in dem dürren Gefälle. Als es hierauf über einen riesigen Baumstrunk klettern mußte, hielt ihm Otto die Hand entgegen und sagte: „Komm' her, ich heb' Dich über!"

„Dank' schön, bin mir schon selber genug." —

Abgetrumpft war er, und seine Gefährten lachten ihn tüchtig aus. Otto stieß ein derbes Wort heraus, schlug mit seinem Rohrstabe auf die hohen Stiefel, schoß noch ein paar gluthsprühende Blicke auf die stolze Holzklauberin und stürmte davon.

Und wie wenn seine gluthsprühenden Blicke ihr Gesichtchen entzündet hätten, flammte es hochgeröthet, als das Geschrei und Gelächter nunmehr fernhin hallte. Sie blickte empor und gegen die Richtung, in welcher die jungen Leute fortgezogen

waren. Dann zitterten ihre Lippen und sie sagte bei sich: „Ein toller Bursche, aber spotten ließ er mich doch nicht.“ —

Sie bückte sich nieder, brach dürre Aeste von dem Gefälle und band sie mit grünen Reisern in Büschel. Auch pflückte sie noch ein Waldmeisterblümchen, steckte es in ihr reiches Haar und sang:

„Die Rosen, sie blühen,
Sie blüh'n alle Jahr',
Die Lieb' blüht nur einmal,
Und nachher ist's gar!“

Zuletzt lud Anna sich einige Bündel des Holzes auf die Schultern und trat damit den Weg nach der Elternhütte an.

Es war die holdselige Frühlingszeit, es nahte das Pfingstfest. Dieses reiche, allebendige Blüthenfest sollte für die Waldhütte von besonderer Bedeutung werden. Anna's Eltern feierten die silberne Hochzeit. Es war dazu eine große Vorbereitung in dem Kirchlein und um dasselbe herum, und Viele in der Gemeinde ließen sich zu dieser Feier eigens neue Kleider und Tanzschuhe machen. Für die zahllosen Kränze und Blumensträuße sorgte die Maienzeit.

Anna sollte ein schneeweißes Kleid tragen und ein grünes Kränzlein im Haar, und ihre Gesponsin sollte Adelheid, die Schwester Otto's sein. Das Fräulein hatte sich selbst dazu erboten und gesagt: „Anna, wir Zwei halten zusammen, und ich will Deine Kammerjungfrau sein, Du Gräfin von der Waldburg!“ —

In der Waldhütte war der Vorabend des Festes schon ein tiefer, stiller Feiertag, und Anna saß bei ihrer Mutter und horchte kindlich froh der Erzählung, wie ihre Eltern vor fünfundzwanzig Jahren im Brautstand gelebt und was sich damals zugetragen.

„Ja, Du liebes Kind," sagte die Waldhüterin, „das ist eine wüste Pfingstnacht gewesen. Wir haben schon die ersten Sommertage gehabt, aber oben in den Hochgebirgen ist noch das Eis angestaut gewesen, und mein Bräutigam, Dein Vater, zur selben Zeit zweiter Holzmeister, ist noch am Pfingstsamstag hinauf gegangen zu den Holzleuten und hat angeordnet, daß sie ihre Waldarbeit stehen lassen und zu dem Wasser gehen sollten. Er ist an demselben Abend nicht heimkommen. Wir haben noch einige Dinge für die Hochzeit vorbereitet und sind nachher ruhsam schlafen gangen. Aber 's wird noch nicht Mitternacht gewesen sein, weckt's uns auf, 's ist ein fürchterliches Getöse vor der Hütte und meine alte Mutter schreit: Herr Jesus, jetzt ist das Wasser da! Wir springen Alle auf und sehen es und hören es, das Eis ist losgegangen, der Fluß ist ausgetreten und wie eine Sündfluth schaut's aus im ganzen Thal; viel Häuser hat's fortgetragen und viel Leut' sind ertrunken in derselbigen Nacht, und ich bin vor Angst gar nicht bei mir selber gewesen und hab' mir nichts Anderes gedacht, als daß mein Bräutigam verunglückt unten im Drachenloch zerschmettert und begraben liegt. Unsere Hütte ist wohl stehen blieben, und wie der Pfingsttag aufgegangen ist, haben wir den Jammer und die Verwüstung nicht ansehen mögen, sind hinauf in die Kirche gegangen und hingekniet vor den Altar, wo ich vermeint hab', an diesem Tage den Segen der heiligen Eh' zu empfangen. Und da — ich seh' ihn noch heut', wie mein Bräutigam auf einmal in die Kirche poltert und schreit: „Was hockt's denn da zwischen den Wänden, wenn unten das Unglück ist und hilflose Menschen jammern!" Voll Sand und Lehm ist er gewesen, Dein Vater — hat ja gerad' eine Stund' früher die Verwalterstochter von drüben aus der Fluth gerissen. Er hätt' das schöne, reiche Mädchen d'rauf

heiraten können, aber er hat gesagt: Ich bleib' bei meiner Braut, wenn sie auch ein armes Fischerkind ist. Gereut wird's ihn doch wohl nicht haben, denn schau', die fünfundzwanzig Jahre sind eine so kurze, glückselige Zeit gewesen. — Das Wasser hat an demselben Tag wieder abgenommen und wir haben bald darauf die Hochzeit gehabt. Nicht lange nachher ist ein junger Verweser in's Werk gekommen, hat die Verwalterstochter geheiratet, und Dein Vater hat für ihre Rettung dieses kleine Haus zu eigen bekommen und ist Waldhüter und Förster geworden. — So, mein Kind, ist's gewesen, und der Verweser hat die Jahre darauf den Fluß regeln lassen, daß er im Frühjahr nicht mehr solchen Schaden thun mag. Jetzt ist ein friedsameres Pfingsten, 's ist für dies Jahr auch das Eis schon geschmolzen und wir werden einen Freudentag haben."

So sagte die Waldhüterin und in solch stillen Gesprächen der Erinnerung ging der Tag dahin.

Um so lebendiger ging es jenseits des Flusses im Hause des Verwesers zu. Dieser hatte des Waldhüters Ehrentag eigentlich veranstaltet und bereitete die Räume seines Hauses für das Gastmahl.

Otto war im Pferdestall und in den Wagenschuppen thätig, richtete Feuerwerke her und sagte bei sich: „Morgen werd' ich sie zwingen, daß sie mit mir tanzt!"

Am späten Nachmittag kam auf dem Umwege der Oberbrücke Anna in's Herrschaftshaus, um mit ihrer morgigen Gesponsin noch Manches zu verabreden. Adelheid lief ihr schon dem Flusse entlang, der breit und stattlich durch die Gegend wallte, entgegen und weihte sie in die Geheimnisse des Festes ein, natürlich unter der Bedingung, daß Anna ihren Eltern davon nichts verrathe.

„Und Dein Mütterlein bekommt einen gar schönen Brautkranz," plauderte Adelheid, „aber sag' ihr ja nichts, daß es schon der zweite ist, den ich ihr band. Den ersten richtete mir Otto zugrunde. Ich hatt' ihn mit so viel Fleiß gebunden aus Rosmarin und Immergrün, und meine ersten drei Pfingströslein, die in diesem Jahre so spät aufgehen, hab' ich hineingewunden — kommt Dir der tolle Junge gelaufen, reißt mir den Kranz aus den Händen, setzt ihn tanzend auf sein Haupt und läuft davon. Gewiß eine Stunde hab' ich Dir geweint vor Zorn und Leid. Otto ist oft gar so ausgelassen lustig und kehrt uns das ganze Haus um. Wen er lieb hat, dem schenkt er sein Eigenthum und gar oft das meine dazu, und ich glaub', er thät für ihn dreimal durch das Fegfeuer laufen. Dafür will er Jeden, der ihn nur ein Tüpferl beleidigt, gleich in den Boden stampfen und zermalmen. Kannst es nicht glauben, Anna, was das für ein Trotzkopf ist, Dir sag' ich's doch, und wenn er zehnmal mein Bruder ist. Sollst ihn nur einmal sehen, wenn er so aufbraust! Und ist der Sturm vorbei, dann schämt er sich und möcht's gern gut machen. Der muß noch ordentlich geschliffen werden, sagt der Vater."

Die Mädchen hatten noch Vieles über das morgige Fest, über ihre Bekleidung und über ihren Schmuck zu plaudern, und malten sich aus, wie sie neben einander hinter den Musikanten hergehen, den Brautleuten Blumen streuen, in der Kirche ganz vorn am Altare knien und sonst sich benehmen wollten. Da fiel es endlich dem Mädchen aus der Waldhütte ein, daß es noch eine gute Stunde brauchte, um über die Oberbrücke wieder an das jenseitige Gelände zu gelangen; aber die Frau Verweserin sagte, Anna möge nur weilen und deswegen keine Sorge haben, sie werde schon durch einen Nachen über den Fluß gesetzt werden.

Die Mädchen wandelten noch in dem duftreichen Garten, dessen Blüthen sich in der Abendkühle bereits zu schließen begannen. Die Schatten des Hollunderbusches hatten sich über die Blumenbeete hingelegt und am Zaune zirpten die Heimchen.

„Wenn nur die Nacht schon vorbei wäre," sagte Anna hüpfend, „ich werde gewiß kein Auge zumachen, bis die Sonne wieder da ist. Ich komm' in aller Früh' zu Dir, daß wir uns helfen und gut vor dem Kirchgange fertig werden. Und jetzt behüt' Dich Gott, Adelheid!"

Sie nahm den kunstreich und sinnig gewundenen Hochzeitskranz für die Mutter in ein Handkörbchen und eilte davon. Am Thore blieb sie noch einmal stehen, wandte sich um und lächelte: „Die Hand muß ich Dir ja auch noch geben — so! nun schöne gute Nacht, Adelheid!"

„Ja gute Nacht, und wirf mir den Kahn nicht um; ein nasses Kranzelgespan könnt' ich nicht brauchen!"

Draußen war Otto mit der Mutter im Streit. Er wollte das Mädchen über den Fluß rudern, aber die Frau hielt ihm vor, daß er dafür viel zu ungeschickt sei; endlich gab sie doch nach, und der Bursche warf seine Reitpeitsche weg, streifte die Aermel auf, lief an's nahe Ufer, tauchte den Kahn in die hochgehende Fluth und ankerte ihn los.

Und als Anna mit ihrem Körbchen kam, lüftete er das Strohhütlein und führte sie sorglich über das Brett in das schwankende Fahrzeug.

„In Gottes Namen, Kinder, aber nehmt Euch in Acht, und Du, Otto, leite gut an! Nein, wartet, ich schicke Euch doch lieber den Fischer mit!"

Da hatte der Bursche schon abgestoßen und murmelte: „Just, als ob ich noch ein Knabe wär'!"

Mit gewandter Hand stach er das Ruder in die braun-grünlichen Fluthen und der Nachen glitt schief über den Fluß dahin.

Das Mädchen saß auf dem Bänklein und grüßte mit seinem weißen Tuche noch an das Ufer zurück, bis Adelheid und ihre Mutter durch das Thor in den Garten getreten waren. Dann blickte Anna in das Wasser. Es ist nicht zu sagen, ob sie es that, um in den Wellen ihr Köpfchen zu schauen, oder um dem Jungen nicht in das Antlitz sehen zu müssen. Indeß, er sah sie auch nicht an. Das glatte, ruhige Wasser schmiegte sich sehr sanft an das Fahrzeug und bildete hinter demselben einen zierlich geflochtenen Streifen.

Plötzlich, als die Schiffer fast in der Mitte des Flusses angelangt waren, ließ Otto die Ruderstange ruhen und sagte zu Anna: „Jetzt will ich was mit Dir sprechen, Anna!"

Diese hob ihr Köpfchen. Der Kahn schien auf dem Wasser stillzustehen, aber das Weidengebüsch zog langsam aufwärts.

„Anna," sagt Otto gedämpft, „Du mußt mich lieb haben!" Seine Augen flammten.

Das Mädchen schwieg.

„Anna, Du mußt mich lieb haben!" wiederholte er.

„Warum denn nicht?" versetzte das Mädchen. „Du hast mir ja nichts gethan. Aber ich hätt' gemeint, dem gnädigen Fräulein vom Walde dürft' man nicht gleich so mit dem Muß kommen."

„Anna, treib' nicht Deinen Spott mit mir — ich ertrag' das nicht — ich bin ein Mann!"

„Das glaub' ich, wenn Du noch um einen Kopf gewachsen bist."

Der Bursche richtete sich auf, und er hatte eine schöne, schlanke Gestalt.

„Du stehst nicht ab, mich zu hänseln,“ versetzte er; „ich aber will Dir zeigen, daß ich Kopf genug hab', daß ich zum mindesten so viel Verstand und Charakter hab', wie jeder Andere, der Dir nachgafft und nachläuft — vielleicht noch ein gut Stück darüber. Schau mir in mein Aug', Anna!“

„O, ich weiß schon, wie Du aussiehst.“

„Schau' mich an, Anna, sonst geschicht was!“

Er stemmte das Ruder an den Kahn, sein Auge funkelte mehr und mehr.

„Nun, was soll denn geschehen? Oho, willst mir vielleicht diesen Brautkranz meiner Mutter auch noch zerreißen, wie Du Deiner Schwester den andern verdorben hast?“ Sie barg das Körbchen hinter sich.

„Sie sollen allein Hochzeit halten, da oben!“ stieß er heraus, dann hackte er das Ruderbrett los, zitternd und im halb erstickten Tone sprach er:

„Wenn Du mich nicht ansehen, mich nicht lieb haben willst, Anna, so schleudere ich diesen Balken in das Wasser!“

„So schleudere ihn in das Wasser,“ versetzte Anna kalt.

Da wendete er den Arm und wortlos ließ er das Brett über den Rand gleiten. Es plätscherte in der Fluth und schwamm hin. Otto lehnte sich an die Ecke des Kahnes und kreuzte die Arme über die Brust.

Anna war aufgesprungen und hatte versucht, das Ruder zu erhaschen; nun stand sie da und erbleichte.

Das kleine Fahrzeug glitt still dahin, wie es die Wellen trugen. Die Bäume und Sträucher der beiden Ufer zogen langsam zurück, die in den Hintergrund getretenen Gebäude des Gewerkes wurden nach und nach mit all' ihren Schornsteinen durch das Buschwerk verdeckt.

Anna war stumm vor Entsetzen; Otto lehnte scheinbar in tiefster Befriedigung mit halbgeschlossenen Augen an dem schiefen Boden, und seine langen, blonden Locken fielen über Bord und streiften leicht das Wasser. Seine Finger trommelten an der Holzwand.

Das breite Thal lag still und lieblich da. Dort dehnten sich grünende Felder und Wiesen und die höchsten Baumgruppen tauchten ihre Wipfel noch in das Strahlenmeer der Abendsonne. Die einzeln dastehenden Gehöfte feierten den heiligen Ruheabend und auf ihren hölzernen Rauchfängen wehten die blauen Schleierstreifen des häuslichen Herdes.

Anna bedeckte ihr Gesicht und weinte.

Otto erhob sich halb und sagte: „Jetzt sind wir allein auf der Welt, Du und ich!" Seine Stimme klang weich.

Da faßte sich das Mädchen und rief: „Du hast mich über das Wasser zu führen, Otto, Du hast diese Aufgabe übernommen und ein Mann bricht sein Wort nicht!"

„So werde ich Dich über den Fluß führen."

„Du hast mich gegenüber von Eurem Hause an das Land zu setzen!"

„Sei still, Anna, Du siehst, daß dies für jetzt unmöglich ist; unser Haus ist weit zurück. In einer kurzen Zeit kommen wir zu den Fischerhütten, dort werden wir halten. Dann nehm' ich in einem Bauernhofe Roß und Wagen und in einer Stunde bist Du daheim. Jetzt sei gut, schau, Du wirst wohl einen Spaß verstehen. Zwingen kann ich Dich nicht, daß Du mich lieb hast."

Und das Schifflein glitt weiter und weiter.

Immer mitten auf dem hohen Flusse ging es dahin, und zu beiden Seiten plätscherten die Wellen an dem sandigen Ufer. Oft hob ein Fischlein sein Haupt und schnappte nach einer Mücke, und da gurgelte das Wasser an derselben Stelle.

Die Sonne war untergegangen, am Himmel zogen sich goldige Wolkenbänke hin, und da schwebte das Fahrzeug auf purpurnen Wellen. Geröthet war das Antlitz des betrübten Mädchens, und geröthet war das Antlitz des sinnenden Burschen. — Alles blüht, wenn Pfingsten ist . . .

Endlich, als es dunkel wurde, das Thal sich mehr und mehr einzuengen begann und der Nachen gegen die Fischerhütten kam, begann Otto laut zu rufen. Im Walde drüben hallte es matt nach; zur Hilfe kam Niemand. Da begann Otto das Schiffchen auf und abzubewegen, um ihm eine andere Richtung zu geben; begann an dem Sitzbalken zu reißen, daß er ein Ruder gewänne — Alles fest, wie zusammengeschmiedet, und das Schifflein glitt weiter und weiter.

Jetzt schlug der Junge seine Hände zusammen und fiel vor Anna auf die Kniee. „Und wenn ich mein Leben dafür gebe," rief er, „so kann ich's nicht mehr anders machen. Anna, die Nacht ist da, und wenn wir noch ein paar Stunden durch die Wälder hinschwimmen, so — Anna, lieb haben, nein, das sollst Du mich jetzt nicht mehr, denn ich bin Dein Unglück. Für uns Beide geht es in dieser Nacht an's Sterben. Wenn wir noch ein paar Stunden so hinschwimmen, Anna," er faßte sie bebend an ihren Armen, „so fahren wir in das Drachenloch!"

„In das Drachenloch!" kreischte Anna auf, wendete sich zuerst schaudernd ab und klammerte sich dann fiebernd an Otto, als sollte sie schon in diesem Augenblicke in unergründliche Tiefen versinken.

Still war es auf dem Fahrzeug, nur das Wasser rieselte, plätscherte, gurgelte, und im Forste schrie ein Nachtvogel.

Das Drachenloch, so wurde die Mündung in jene wüsten Höhlen genannt, durch welche der Gebirgsfluß sich ergießt,

um stundenlang unterirdisch fortzubrausen und erst hinter dem Gebirge, wo die Ebene beginnt, wieder zu Tage zu treten.

Der Fluß kommt jenseits kleiner hervor, als er sich diesseits durch die gähnende Mündung drängt, er schwemmt zu Zeiten Schlamm, verwittertes Gestein, Tropfgebilde und Thierknochen in die Ebene hinaus. Die Sage geht, daß in diesen unerforschten Grotten in alten Tagen das Geschlecht des Lindwurms gehauset, wonach die Mündung heute noch das Drachenloch genannt wird. Daß in den Höhlen fremdartige Thiere gelebt haben mußten, zeigten die hervorgeschwemmten seltsamen Knochengestalten. Schon seit Langem hatten die Männer der Wissenschaft vorgehabt, in diesen unterirdischen Räumen Forschungen anzustellen, doch das Unternehmen war gar nicht einladend, war vielleicht unmöglich. Man konnte die Klippen im Innern, die Ungründe nicht ermessen; aber daß sie fürchterlich sein mußten, bewies das dumpfe Tosen, das aus den Mündungen hervor drang.

Gegen diesen unheimlichen Ort wurde unser hilfloses Schifflein getrieben.

Noch zog es auf milden, leise flüsternden Wellen, noch fächelten sanft die Lüfte der Mainacht, noch leuchtete oben in heiliger Ruhe die Sternenkrone — aber das Schifflein glitt weiter und weiter.

„Das Ruder schwimmt uns nach und es muß wieder an den Nachen stoßen, es kann, es darf nicht anders sein!" sagte Otto.

„Es kann nicht anders sein!" rief Anna. „Möchtest Du recht haben! Du schöne Welt und Du mein junges Leben! Morgen ist Hochzeit und ich habe den Brautkranz meiner Mutter bei mir! Soll das mein Todtenkranz sein?"

Der Kahn wurde etwas rechts gegen das Ufer getrieben; Otto versuchte mit seinen Armen die Wellen zu bezwingen, er

schlug in's Wasser und bat Anna, daß sie ihm helfe; zuletzt spannte er seinen Rock wie ein Segel aus — Alles vergebens, das Fahrzeug trieb zurück auf die hohen Fluthen.

„Es ist närrisch, wie wir uns anstrengen," sagte Otto und wischte sich mit dem Rockflügel das triefende Gesicht; „mein Vater wird uns mit vier Pferden vorausgefahren sein und uns noch weit vor dem Drachenloch an's Ufer ziehen."

Woher soll er wissen, daß wir das Ruder in das Wasser geworfen haben? dachte Anna, und wenn er's auch gesehen hätte, in diese wüste Haide herein führt kein Fahrweg. Das Wasser geht seinen sicheren Pfad, da kommt uns Niemand zuvor . . . . Sie sprach diese Gedanken nicht aus; sie wollte ihm nicht mehr wehe thun.

„Wir werden morgen über die Geschichte recht lachen," versetzte Otto plötzlich; „wirst sehen, Anna, auf so einen Spaß ist man doppelt so lustig. Nachmittag ist Musik, am Abend ist Feuerwerk und sonst wird auch noch was sein — was, das verrath' ich nicht!"

„Laß das sein, Otto," versetzte jetzt das Mädchen traurig; „ich kann nicht dafür, und Du kannst nun auch nicht dafür; Du bist wie im Fieber gewesen, Du hast, wie es geschehen ist, soweit nicht denken können. Und weil es schon so sein muß an diesem Pfingstabend, daß wir zwei junge Menschen auf diesem Schifflein fortfahren in die Ewigkeit, so will ich mich nicht fürchten!"

Wieder schwiegen sie. Am Ufer schwebten die röthlichen Funken der Johanniswürmchen; über das Himmelszelt streifte von Zeit zu Zeit eine Sternschnuppe hin.

Da zitterte von fern her über die Waldungen der Ton einer Glocke. Nicht die Schläge, nur die schwebenden, absterbenden Töne waren vernehmbar — sie kamen wohl von einem fernen Ort.

Lange horchten die Schiffer den ahnungsreichen Klängen. Und als der letzte Hall erstickt, verschwommen war in den lauen Lüften der Nacht, da sagte Otto: „Es ist wohl schon spät, wenn sie in Sanct Johann die Gebetglocke läuten."

Dann wieder nichts als das Plätschern und Gurgeln des Wassers. Das Schwanken des Kahnes auf der gleichmäßig hinziehenden Fläche war kaum zu bemerken.

An beiden Ufern erhoben sich nun waldige Berge.

„Man glaubt es nicht, wie schnell so ein Wasser geht," murmelte Otto, als ob er für sich allein spräche; „jetzt kommen wir schon in die Schlucht hinein."

Dann erhob er sich und begann laut und lauter zu rufen. Das war ein Hallen und Schallen an den Berglehnen, in den Bäumen — dann wieder nichts als das Gurgeln des Wassers, und das Schifflein glitt weiter.

„Kaum zwanzig Schritte von uns an beiden Seiten ist das Land und unser Leben, und wir fahren mitten hindurch, Anna, ich schäme mich! Ich habe gelernt, wie man klettert und tanzt und jagt, aber wie man im Wasser schwimmt, das hab' ich nicht gelernt." So sprach der Bursche. Dann setzte er sich nahe zu dem Mädchen, daß der Kahn schier umkippen wollte.

„Noch eine Hoffnung hab' ich," sagte Anna, die unheimliche Stille unterbrechend; „wenn die zehnte Stunde schlägt und meine Mutter zur Nachtruhe geht, so betet sie immer die fünf Wunden Jesu für Alle, die zu derselben Stunde in Todesgefahr sind. Otto, vielleicht kommt ein Sturm und trägt uns an's Land. Vielleicht kommt unser Schutzengel und führt uns an's Ufer . . ."

Es kam kein Sturm, es nahte kein Engel. Die Nacht wurde tiefer und finsterer, das Wasser plätscherte und rauschte, das Schifflein schaukelte und glitt schneller dahin.

Anna klammerte sich an Otto's Arm, Otto sagte: „Wenn ich Dich nun fasse und wir uns in die Wellen stürzen, so ringen wir uns vielleicht an's Ufer."

„Du siehst, wie das Wasser hier schon unruhig ist, und das Ufer ist steil. Muthwillig wollen wir nicht in den Tod gehen, Otto, das wäre nicht recht. Ich leg' mich jetzt hin und schließ' die Augen, dann soll Gott machen, was er will."

„O, Du hast es leicht, Anna," versetzte der Jüngling im Innersten bewegt. „Ich aber muß als Mörder sterben."

Das Rauschen wurde mächtiger, die Wellen schlugen an und in den Felswänden der Ufer hallte das Brausen.

Das Schifflein wogte, wallte auf, glitt nieder und wurde gegen eine Felswand geschleudert.

Otto stemmte sich an, klomm empor, erfaßte das Wurzelgeflechte eines Strauches, wand sich auf das Gestein und that einen Freudenruf. Doch Anna — um sie zu fassen, an's Ufer zu raffen, sprang er nochmals in den Kahn — da wurde in demselben Augenblicke das Fahrzeug mit den zwei Menschen wieder abgestoßen und flog wallend dahin.

Der Jüngling sank erschöpft zu ihren Füßen: „Jetzt, Anna, ist Alles vorbei, jetzt giebt es keine Rettung mehr auf dieser Welt!"

Er nahm das Körbchen in die Hand, hob mit Vorsicht den Hochzeitskranz hervor und legte ihn an die Stirne des Mädchens.

Da rief das Mädchen mit unsäglich bewegter, herzensreicher Stimme das Wort: „Otto!" und sank an seine Brust.

Das Schifflein flog hin, getragen, gestoßen, geworfen von den schäumenden Fluthen. Da brauste und brandete es allebendig im Gewässer, und oben hingen die Felswände über und verdeckten zuweilen die hellen Sterne des Himmels.

Plötzlich schoß der Nachen in die tiefste Nacht hinein und gewaltig war das Brausen und Tosen, und das Beben und Hüpfen des Schiffleins; es gischten die Wellen über die zwei Menschen, die sich fest umschlingend in das schaukelnde Todtenbettlein niederkauerten.

Sie waren in das Drachenloch gefahren.

Es war in dem unbeschreiblichen Getöse nicht zu hören, wie das Fahrzeug ächzte; oft prallte es an kantige Felsen, wurde von dem wüthenden Elemente in Wirbel getrieben, aber es zerbarst nicht — es entwand sich immer wieder den gewaltigen brandenden Fluthen, und glitt in Blitzesschnelle weiter — tiefer und tiefer in die Klüfte und Grotten — Gott weiß, welchen Schrecknissen entgegen . . .

Endlich begannen sich die Brandungen wieder etwas zu legen, das Brausen wurde matter und löste sich in ein Plätschern und Rieseln auf. Das Schifflein zog auf ruhigem Grunde — vielleicht stand es still. Eine eisige Luft wehte, als sollten die Tropfen, welche von der Höhe niederfielen, unterwegs in Eiskörner verwandelt werden.

Anna schien zu schlummern, aber Otto fühlte, wie ihre Lippen leise bebten, und er preßte sie fester an seine Brust, auf daß er sie mit seinem Herzblute erwärme.

So zog das Schifflein und schaukelte. Die Höhlung wurde so niedrig, daß der Schnabel des Fahrzeuges einigemale an das niederhängende Gestein schlug. Das Rauschen des Wassers wurde jedoch bald wieder lauter und hohler, die Tropfen kamen schwer von der Höhe nieder. Die Höhle schien sich zu erweitern. In der Ferne erhob sich dumpfes Tosen, das näher und näher kam und in erschrecklich kurzer Zeit zu einem erschütternden Sturmgebrause wurde. Ein dichter, feuchter Nebel, der Staub von zermalmten Wellen wallte

heran und das Getöse wuchs zum Donnerrollen an. Mit größerer Schnelligkeit flog das Schifflein hin — da erhob sich Otto halb und rief aus: „Jetzt, Anna, ruf' ich Dich noch einmal an um Verzeihung!"

Sie hörte die Worte nicht; ehe die Botschaft mit dem letzten Gruße zu dem geliebten Ziele kam, wurde sie von dem brausenden Lärm erdrückt. — Jetzt sprang das Schifflein empor, jetzt stach es nieder, wie ein Blitz fuhr es gegen die dräuende Tiefe — ein gewaltiger Stoß und das Fahrzeug saß fest.

Otto sprang empor, riß das Mädchen zu sich und hob es auf steinigen Grund. Der Kahn war in eine Felskluft geklemmt, über seinen freistehenden Schnabel spritzte der Gischt.

Aber die zwei Menschen waren auf festem Grunde und kletterten über Felsblöcke aufwärts in grausiger Nacht bis zu einer ebenen, glatten Stelle — dort sanken sie zusammen. Sie waren wieder auf sicherem Boden, wenngleich tausend Klafter tief in der Erde vergraben, und von stürmenden Wogen umbraust.

„Wir finden vielleicht einen Ausweg, Anna!" rief Otto, von neuer Hoffnung belebt. Das Mädchen that plötzlich einen kreischenden Schrei und klammerte sich krampfhaft an den Jüngling. Ein eiskaltes Thier war an ihrem Fuße herangekrochen; sie schüttelte es von sich.

Sie hörten gegenseitig kaum ihre Stimme. Mit der Hoffnung steigerte sich wieder die Angst. Mit ganzer Seele schmiegten sie sich von Neuem an den Gedanken der Rettung. Dann wieder hatten sie eine Empfindung, als ob Alles ein Traum, ein schwerer, schrecklicher Traum sei. Aber sie erwachten nicht, sie entwanden sich nicht der Nacht, die mit ihrem dumpfen, grabeskalten Athemhauche sie umfangen hielt.

Ihre bedrängte Seele lechzte nach einem Funken Licht. — Da leben die Menschen in ihren lichten Wohnungen bei klingendem Spiele, Keiner ahnt die ewige Nacht, die fürchterlich gewaltige Musik der brandenden Gewässer in den Gründen der Erde. — Ein einzig Spanglimmchen am Herde — welch ein Reichthum! — Und das Sonnenlicht und das Sternenmeer, und das helle Pfingsten, das die Welt begeht in Gedanken an die erleuchtenden Flammenzungen des göttlichen Geistes! — Alles versagt — von undurchdringbaren Wänden eingeschlossen in der Finsterniß! . . .

Wenn das Gewässer einen moderigen Pfahl losrisse draußen an den Ufern und ihn hier anschwemmte an das Gestein, auf daß sein Phosphorglanz leuchte!

Sie suchten ihre Kleider zu trocknen. Als Otto seinen Rock umwendete, fiel ihm ein leichtes, mit Papier umwundenes Stängelchen in die Hand. Er jubelte, das war eine für das Fest bereitete Feuerwerksrolle, welche er am Nachmittag vorbereitet und während der Kranzscene mit Adelheid gedankenlos eingesteckt haben mußte. Neue Gedanken kamen ihm, mit Hast durchsuchte er alle seine Säcke und fand das Gesuchte in einem Feuerschwamm, wie er ihn auf Jagden gern bei sich getragen hatte. Der Schwamm, zwischen dicken Falten gelegen, war trocken geblieben.

„Anna, wir werden Licht haben!" rief Otto dem Mädchen in's Ohr, und darauf begann er mit einem gebrochenen Steinchen an den Felsen zu schlagen. Aber, als ob auch das Gestein in dieser feuchten Grotte der Nacht den Samen des Lichtes, der sonst überall in dem Mineralreiche schlummert, verloren hätte: es gab keine Funken.

Otto arbeitete unermüdlich, versuchte es an verschiedenen Stellen, und siehe, da blitzte ein befreites Sternchen auf.

Ein Freudenruf, ein fortgesetztes Bemühen, die Funken sprühten häufiger und endlich glimmte der Schwamm.

Als ob sie in ihrem Verlorensein einen Führer gefunden hätten, so schwebten sie in Entzücken, und das Erste war, daß sie bei dem matten Scheine ihre Augen suchten — und in diesen sahen sie die Hoffnung und das Leben leuchten....

„Jetzt, Anna, jetzt wird es Tag, paß auf!" rief Otto in fiebernder Lust und stellte die Rolle auf einen Stein und legte ein glimmendes Stückchen Schwamm dazu. Dann stand er zur Seite und schob das Mädchen in den Hintergrund.

Ringsum herrscht noch Nacht. Nichts, als das dumpfe, ewige Brausen und das Heranwallen feuchter Dünste. Da plötzlich schlägt der Blitz aus der Rolle und zuckt auf in einen blendenden Strahl und hoch an den grauen, zerklüfteten Wänden empor — Alles glüht, leuchtet; wunderbare Gestalten in allen Farben stehen da in der unabsehbar weiten Grotte, und im Abgrunde gährt und brandet der feurige Brodem des Gluthstroms. — Bleich, wie die niederhängenden Tropfsteingebilde steht Anna da; ihre geflochtenen Haarsträhne hängen wirr und triefend über die Schultern und daran kleben noch einige Blätter und Blüthen des Brautkranzes.

Nun fährt oben in den zackigen Kuppeln der strahlende Punkt auseinander in tausend bunten Garben und Sternen, und halb erblindeter Gluthregen senkt sich nieder; einzelne Funken bleiben kleben an den Wänden und glimmen noch eine Weile fort; andere verschwimmen hinter den dämonischen Felsgestalten, welche ragen und grinsen und drohen wie ein erstarrter, wüster Höllengedanke. Dann huschen, schweben und springen noch riesige Schattengebilde hin und zucken und hüpfen und vereinen sich und verhüllen zuletzt Alles. Wieder ist Finsterniß, dichter und schwerer als je.

Ein erstickender Geruch war Alles, was von dem großen Momente zurückgeblieben.

„Jetzt haben wir den Himmel und die Hölle gesehen mit Einem Blick!" sagt Otto, „und jetzt wissen wir, wie unser Haus aussieht. An Raum werden wir keinen Mangel haben, Hitze und Durst werden wir nicht leiden."

Er hörte seine Worte nicht, und es war doch so still — es war kein Brausen und Tosen mehr.

Sie tasteten nach einer trockenen Stelle und setzten sich zusammen auf einen Stein. Otto preßte das Mädchen an sich und auf seine Hand fielen ihre warmen Thränen.

So saßen sie lange — lange. Anna war an Otto's Busen eingeschlummert. Milde lag ihr Köpfchen auf seinem Arm und milde schmiegte sich das feuchte Haar um seine Hand. Er legte seine glühenden Wangen an ihr Haupt. — „Verzeih' mir, verzeih' mir, Du geliebtes Mädchen!" — Du holder Engel im Schattenreiche, ein Missethäter, der in diesem Augenblicke mit einem Kuß auf Deinen Mund Dich aus dem Traume scheuchte. Deine Seele wandelt in dem lichten Eden der Kindheit, besucht zum letztenmal die Stätte der Wiege, wandelt zum letztenmale an des guten Vaters Seite, ruhet zum letztenmal an dem liebereichen Busen der Mutter — bevor sie von hinnen zieht.

„Wenn Du so entschliefest!" hauchte Otto, „so wollte ich mit Deinem Leichnam mich in die Fluthen stürzen und Dich im Tode umschlingen. Die Wellen müßten ihren Raub zurückgeben und unsere Leichen hinausschaukeln in das Licht zu den Menschen."

Anna zuckte aus dem Schlafe auf, entwand sich erschrocken den Armen des einzigen Menschen, der um sie war. Sie rief um Hilfe, sie hörte ihre eigene Stimme nicht.

Als sie etwas beruhigt wieder auf den Stein gesunken war, suchte Otto den aufgesparten Feuerschwamm hervor, schlug ihn an und stieg bei diesem spärlichen Lichte vorsichtig nieder in die Tiefe. Er wollte untersuchen, was aus dem Flusse geworden, daß er verstummt war. Vielleicht hatten schützende Geister ihn abgesperrt, daß der Ausgang frei werde, vielleicht war ein Wunder geschehen. — Nein, es thaute ihm noch der feuchte Staub entgegen, er empfand zu seinen Füßen das Schäumen der Wellen und ein schwacher Strahl des Schwammes zeigte ihm das Wallen und Wüthen der Gewässer.

Er stand im Schlamme, es war ihm, als trete er auf kriechendes Gewürme, es überlief ihn ein Schauer. Er stieg noch tiefer und bis zu dem Kahne nieder, der zwischen Felsblöcken stak, er blies seinen Schwamm an und starrte hinein in das glitzernde Gewoge des Flusses und wie das Gewässer in den Abgrund stürzte. Plötzlich sah er auf den Wellen eine schillernde Linie, eine bläulichschimmernde Tafel mit Sternchen, als hätte eine einzige getreue Woge das Bild des Nachthimmels in sich gewahrt. Die Tafel glitt hin und her, nahte sich dem Abgrund, zog aber wieder zurück. Dann war es, als ob dieser Erscheinung ein langer, dünner Körper, eine Natter folgte — dann war wieder nichts zu unterscheiden. Es drohte in den feuchten Dünsten auch der Schwamm auszulöschen.

Hoffnungslos stand der Jüngling da; nun wollte er hinanklettern zu Anna und nicht mehr von ihrer Seite weichen. Da sah er in dem Gewässer wieder das bläuliche Schimmern, und es kam näher; es schwebte zurück — endlich hüpfte es heran und zum Ufergestein. Wieder schlängelte sich die Natter. Da kam dem jungen Manne eine Ahnung. Bis an die Lenden rutschte er in das Wasser und

haschte nach dem leuchtenden Gegenstand; er erfaßte einen Holzklotz und er erfaßte ein Seil.

Gluthheiß durchzuckte ihn die Freude, mit beiden Händen zog er das schwere Seil heran, warf den Holzklotz in den Kahn und schlang das Ende des Seiles durch den Eisenring des Fahrzeuges, um es fest in einander zu flechten.

Das geschah in einem Glückstaumel, den keine Worte schildern können; und dann eilte Otto empor über die Felstrümmer zu Anna, rüttelte sie und schrie ihr mit aller Gewalt seiner heiseren Stimme in's Ohr, daß sie sogleich mit ihm kommen möge, daß sie gerettet seien.

Als sie hierauf zum Kahne kamen, begann dieser bereits vom Ufer abzuschaukeln; bei dem letzten Glühen des Schwammes sprangen sie noch zu rechter Zeit in das zum Theile mit Wasser gefüllte Fahrzeug und hielten sich fest an das Holz und an das strammgespannte Seil — schwer und langsam schaukelnd zog das Schifflein aufwärts.

Nach einer Weile glitt es über ruhige Wellen, duckte unter die niederhängenden Felsen, dann kam es zur wüsten Stelle der hohen Wogen und der Klippen. Noch mächtiger spritzten dieselben, als vor Stunden, aber sie brachen sich an dem Nachen, die rauhen wüst durchfurchten Wände traten hervor und wurden grau und wurden deutlicher und heller.

Das Seil zog wacker an, vorwärts ging es, aufwärts zum goldenen Lichte — und endlich — die Geretteten hielten die Hände vor die Augen — endlich standen sie am trockenen Ufer, mitten in dem milden, freien, himmelumflossenen Sonnentag . . .

Eine große Menschenmenge war versammelt an beiden Ufern des Flusses vor dem Drachenloch. Viele waren auf die Felsbänke geklettert, daß sie den Nachen sehen konnten, wenn er kam. Nun klärte sich auch Alles auf.

Gestern Abends hatten Fischer unfern des Gewerkes das Ruderbrett schwimmen gesehen, und als die jungen Leute vermißt wurden, war das Unglück bald errathen. Die ganze Nacht waren Hunderte von Menschen auf und an den Ufern des Flusses, um die Vermißten zu suchen, und es wurde endlich klar, daß diese in das Drachenloch getrieben sein mußten. Doch auch jetzt noch sannen sie auf Rettung, den gepeinigten Elternherzen zum letzten Troste, und sie ersannen ein Mittel, um den Verunglückten, wenn sie, ja, wenn sie noch am Leben, einen langen Arm zu reichen.

Stundenlang hatten sie geharrt, als das endlose Seil abgewickelt und mit dem morschen, phosphoreszirenden Holzblocke hineingelassen wurde in's Drachenloch. Das Seil spannte sich, wurde wieder locker, und rann immer hinein und hinein. Dann wand man es zurück, vier kräftige Männer drehten an der Winde. Man getraute sich nicht, an das Beste zu denken, die Wahrscheinlichkeit lag gar zu fern; und als das Ende des Strickes zurückkam, war nichts an demselben, als der morsche Holzblock, an dem die Wellen schäumten. Wohl begann die letzte Hoffnung zu sinken; allein der Werksverweser befahl, das Seil noch einmal hineinzulassen, er meinte, es könne nicht anders sein, und es müsse sich sein Kind an den Rettungsanker klammern.

„Es ist keine Möglichkeit mehr, es ist Alles vorbei!" rief der Waldhüter aus; „mein liebes, liebes Kind ist verloren. Gott hat es genommen, ich gebe mich darein."

Aber als das Seil endlich wieder zurückkam, da schaukelte aus dem finstern Rachen der Höhle hervor — der Nachen.

Und als man ihn sah und als die zwei jungen triefenden Leutchen an das Ufer gehoben wurden, da übertönte der Jubel das Brausen des Wassers.

Wie umarmten da die Eltern mit hellem Weinen ihre wiedergefundenen Kinder! Aber diese hatten todtenbleiche Gesichter; mit heiserer Stimme riefen sie die Namen der Ihren, starrten die Fragenden an und gaben verkehrte Antwort. — Sie waren betäubt.

Erst nach und nach löste sich der Bann, der auf ihnen lag, und sie sahen die lichtumflossene Welt und die freudigen Menschen, und sie hörten das Rauschen des Wassers und die tausend Jubelstimmen. —

Arm in Arm stiegen Otto und Anna in den sammtgefütterten Wagen; sie ließen sich nicht mehr los. Zart und weich waren ihre Herzen und für immer gereinigt von den Schlacken des Trotzes und Uebermuthes.

„O Gott, welch' ein Brautgeschenk zur silbernen Hochzeit!" rief der Waldhüter aus und sein Weib sagte: „Nicht umsonst hab' ich in dieser Nacht die fünf Wunden Jesu gebetet!"

So zogen sie fort durch die Waldungen, über die Haide und die Hügel, bis sie in das heimatliche Thal kamen. Wie eine Procession folgte die Menschenmenge dem Wagen und den geschundenen Kahn schleppten sie mit sich wie ein Siegeszeichen. Der sollte dem Paare Otto und Anna aufbewahrt werden zum ewigen Andenken an diese Pfingstnacht.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Der Höllbart 3
Die Mission zu Falkenbach 126
Der Waldstreit 183
Der Hinterschöpp, oder die Geschichte dreier zweifelhafter Personen 293
Die Pfingstnacht 392